AUS BALTISCHER GEISTESARBEIT

REDEN UND AUFSÄTZE

ERSTER BAND



VERLAG JONCK & POLIEWSKY RIGA



Dr Karl Ernst v. Baer

Aus baltiſcher Geiſtesarbeit.

Reden und Aufſätze

neu herausgegeben vom Deutſchen Verein in Livland.

Erſter Band.

Mit einem Bildnis K. E. von Baers.

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Et. A

10222

Vorwort.

Das Sammelwerk „Aus baltiſcher Geiſtesarbeit“ will zu gleicher Zeit ein Denkmal und ein Mahnzeichen ſein. Ein Denkmal deſſen, was die Vergangenheit geſchaffen; ein Mahnzeichen für uns, dieſe Schöpfungen uns geiſtig anzueignen.

Denn heute, wo wir an den Wiederaufbau unſerer ſchwer geſchädigten Kultur gehen, — gerade heute empfinden wir lebhafter denn je das Unentbehrliche, das Unerſetzliche einer Tradition, welche eine Brücke ſchlägt zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart und der Liebe zur Heimatſcholle einen vergeiſtigten, vertieften Inhalt gibt. Solch eine Tradition iſt gewoben aus ſtolzen Erinnerungen an große Tage und aus unſcheinbaren Epiſoden, aus Ernſtem und Heiterem; ſie formt die Geſinnung und beſtimmt die Handlungen des einzelnen; ſie ſtirbt ab und erneuert ſich, wie ein organiſcher Körper; ſie iſt das koſtbarſte Beſitztum eines Standes, eines Volkes.

Auch über dem Baltikum hatte ſolch eine Tradition zu weben und zu wirken begonnen: es war zu jener Zeit von der Fölkerſahmſchen Agrarreform an bis zum Einſetzen der Ruſſifizierung in den 80er Jahren; zu jener Zeit, in der unſere Großväter gewirkt haben und die unſere Väter als hoffnungsfreudige Jünglinge miterleben durften. Sie bildete vielleicht den Höhepunkt in der 700jährigen Geſchichte des Baltikums. Damals regten ſich friſche Triebkräfte auf allen Gebieten, energiſch und erfolgreich wurde von den Ritterſchaften der Ausbau der Landesverfaſſung, des Agrarweſens in Angriff genommen; gleichzeitig erfolgte eine zeitgemäßere Ausgeſtaltung unſeres kommunalen Lebens, — und ſo ließ auch der materielle Aufſchwung nicht mehr auf ſich warten.

Damals erſt erreichte die alma mater Dorpatensis jenen Höhepunkt ihrer geiſtigen Bedeutung, welche ſie zum Mittelpunkt aller kulturellen Beſtrebungen im Baltikum erhob und ihr einen ehrenvollen Platz auch unter den weſteuropäiſchen Univerſitäten ſicherte; die akademiſche Jugend ſcharte ſich um eine Reihe von Geiſtesheroen; durch Dorpats Straßen wandelte noch der alte Baer; in Dorpat wirkten Leo Meyer und Karl Schmidt, M. v. Engelhardt nud die Oettingens; von Dorpat aus begannen Ernſt v. Bergmann, Adolf Harnack, Wilh. Oſtwald ihre glänzende wiſſenſchaftliche Laufbahn.

Die Preſſe, in deren Dienſt ſich eine Reihe von hervorragenden Talenten ſtellte, begann zu einem Machtfaktor in unſerem provinziellen Leben zu werden. Th. Böttticher und A. Faltin begründeten 1859 die „Baltiſche Monatsſchrift", eine Zeitſchrift, der ſpäter V. Hehn und G. Berkholz, Julius Eckardt, E. von der Brüggen, Fr. Bienemann als Herausgeber oder Mitarbeiter angehört haben. In geſchloſſener Phalanx wurden die Angriffe der ruſſiſchen chauviniſtiſchen Preſſe beantwortet; im eigenen Lager knüpfte ſich an die Samſonſche Broſchüre „Wetterleuchten" eine erbitterte Polemik, die von beiden Seiten mit Geiſt und Scharfſinn geführt wurde und vielfach zur Selbſtprüfung, zu einer tiefergreifenden Beurteilung der baltiſchen Verhältniſſe in Vergangenheit und Gegenwart geführt haben mag.

Bei der Wechſelwirkung zwiſchen ſo vielſeitigen ſozialen und geiſtigen Beſtrebungen, infolge des Kontaktes zwiſchen ſo bedeutenden Perſönlichkeiten waren alle Elemente gegeben, aus denen eine Tradition ſich entwickelt. Wie weit die Anſätze in dieſer Beziehung bereits gediehen waren, dafür iſt jeder Philiſter aus der guten alten Zeit ein Beweis.

Ein Vierteljahrhundert iſt ſeitdem verfloſſen. Auf die Zerſtörungen der Ruſſifikationsperiode braucht in dieſem Zuſammenhang nicht eingegangen zu werden. Jetzt aber, wo wir an das Vergangene wieder anknüpfen, das Niedergetretene wieder aufrichten wollen, jetzt zeigt es ſich, daß die Fäden zwiſchen dem Geſtern und Heute zerriſſen ſind, daß die Tradition in den weiteſten Kreiſen erloſchen iſt. Man frage einmal in „gut baltiſcher" Geſellſchaft, wer Baer geweſen, was Hehn geſchrieben, und was Hamilkar Fölkerſahm für die Entwicklung unſerer Heimat bedeutet — und man wird erſtaunt ſein über die dabei zutage tretenden Reſultate.

Um hier Wandel zu ſchaffen, dazu bedarf es geduldiger, aufbauender Arbeit in Schule und Haus, in Preſſe und Geſellſchaft. Dieſe Arbeit wird vielleicht mühſam und langwierig ſein, aber ſie muß geleiſtet werden: denn nur, wenn die baltiſche Tradition in unſerer Mitte wieder auflebt, wenn unſere Bildung nicht bloß kosmopolitiſch iſt, ſondern auch einen ſpezifiſch deutſch-baltiſchen Einſchlag zeigt, — nur dann ſind wir Söhne unſerer Heimat im vollen Sinn dieſes Wortes.

Der hier ſkizzierten großen Aufgabe ſoll auch das vorliegende Sammelwerk dienen, das ſich als ein Unternehmen des Deutſchen Vereins in Livland bezeichnen darf. Die hier vereinigten Reden und Aufſätze gehören zu dem Beſten und Wertvollſten, was als geiſtiges Erbteil aus den Tagen der Väter auf uns überkommen iſt. Denn wenn das Baltikum auch einige namhafte Maler und Muſiker, einzelne wirkliche Dichter hervorgebracht hat, ſo können ſich dieſe doch weder an Zahl noch an innerer Bedeutung mit den großen Gelehrten und Schriftſtellern unſeres Heimatlandes meſſen. Gerade für die Kenntnis ihres Wirkens, für die Verbreitung ihrer Werke war aber bisher beſonders wenig geſchehen.

In chronologiſcher Hinſicht entſtammen faſt alle im erſten Bande veröffentlichten Reden und Aufſätze der oben charakteriſierten Periode, vor allem den 60er und 70er Jahren. Inhaltlich reiht ſich Hiſtoriſches und Biographiſches, Politiſches und Naturwiſſenſchaftliches in zwangloſem Wechſel aneinander. — Der zweite Band wird auch eine Reihe philoſophiſch-ethiſcher Studien bringen; in ihm ſollen auch jüngere Schriftſteller zu Wort kommen.

Zum Schluß ſei die Hoffnung ausgeſprochen, unſer Sammelwerk werde vielleicht den Rang eines wirklichen Hausbuches beanſpruchen dürfen. Aber das ganze Unternehmen weiſt zu gleicher Zeit über ſich hinaus. Sammelwerke und Chreſtomathien werden immer nur ein ungenügendes Surrogat bleiben für die Lektüre der Schriftſteller ſelbſt. Und ſo ſoll Hehns Skizze „Über die Phyſiognomie der italieniſchen Landſchaft“ daran erinnern, daß aus ſeiner Feder auch jenes umfangreichere Buch ſtammt „Italien, Anſichten und Streiflichter“, welches zu den Meiſterwerken der deutſchen Literatur gehört. Baers prachtvoller Aufſatz „Welche Auffaſſung der lebenden Natur iſt die richtige?“

ſoll wieder hinweiſen auf ſeine geiſtvollen „Reden“. Und Ähnliches gilt für alle übrigen Schriftſteller.

Iſt einmal erſt der Bann gebrochen und ſind die aus Unkenntnis und Gleichgültigkeit gewobenen Vorurteile zerſtreut, dann wird vielleicht die Zeit kommen, wo wir Balten in der Forderung, mit dem geiſtigen Leben und den Traditionen unſerer Heimat vertraut zu ſein, keine läſtige Pflicht oder unbillige Zumutung mehr ſehen werden.

Riga, September 1908.

Im Namen der Redaktionskommiſſion

Hugo Semel.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort III

Julius Eckardt 2
Einleitung (H. Semel) 5
Hamilkar Fölkersahm 8
Livländisches Stillleben 39

Victor Hehn 67
Einleitung (H. Semel) 69
Über die Physiognomie der italienischen Landschaft 76
Der Humanismus 92

Karl Ernst von Baer 127
Gedächtnisrede auf K. E. v. Baer von Graf Keyserling 129
Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige? 144

Karl Schirren 179
Karl Schirren (F. B.) 181
Walter von Plettenberg 185
Frau von Krüdener 209

Ernst von der Brüggen 239
Vorwort (H. Diederichs) 241
Dynamit 246
Erdboden 273

Hermann von Samson 283
Hermann von Samson-Himmelstjerna als Schriftsteller. Von Gregor von Glasenapp 286
Gregor von Helmersen 323

Aus baltiſcher Geiſtesarbeit.

Reden und Aufſätze.

Neu herausgegeben vom Deutſchen Verein in Livland.

I.

Julius Eckardt.

Hamilkar von Fölkerſahm.
Livländiſches Stillleben.

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Hamilkar von Fölkersahm.
Livländisches Stillleben.

Von

Julius Eckardt.

44795

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Einleitung.

Obwohl ein Meiſter des Wortes und ein Denker von ungewöhnlicher Tiefe und Kraft der Empfindung, hat Hamilkar Fölkerſahm uns doch kein ſoweit abgerundetes und ausgereiftes Erzeugnis der Feder hinterlaſſen, daß es für die Aufnahme in unſere Sammlung geeignet erſchiene. Eine unerträgliche Lücke wäre es aber geweſen, wenn ſein Name in dieſer Sammlung ungenannt geblieben wäre, die ein Spiegelbild der geiſtigen und kulturellen Beſtrebungen im Baltikum während des 19. Jahrhunderts bieten ſoll. Iſt es doch — ſoweit hier ein einzelner Mann in Betracht kommt — in erſter Linie Fölkerſahms Verdienſt, wenn wir Balten allen Anfeindungen und Verleumdungen zum Trotz ſagen können: „Gewiß haben wir gar vieles verſehen und verſäumt, aber unſere Aufgabe im Lande haben wir richtig begriffen und an ihrer Löſung mit Erfolg gearbeitet."

Um ſo dankbarer müſſen wir den Umſtand begrüßen, daß wir ein ſo herrliches Bild von Fölkerſahms genialer, fortreißender Perſönlichkeit beſitzen, wie Julius Eckardt es uns gezeichnet.

Einer Einführung bedarf dieſer Aufſatz ebenſowenig, wie der folgende, der unter dem Titel „Livländiſches Stillleben" ein Idyll von entzückender Anmut enthält. — Wohl haben wir in unſerer Mitte manchen Hiſtoriker beſeſſen, der über tiefergehende und umfaſſendere Kenntniſſe in der Geſchichte unſeres Heimatlandes verfügt hat, und deſſen Arbeiten daher ein höherer wiſſenſchaftlicher Wert zukommt. Aber keiner hat es — weder vorher, noch nachher — ſo wie Eckardt verſtanden, die Geſtalten der Vergangenheit heraufzubeſchwören, all die feinen Fäden zwiſchen dem Geſtern und dem Heute aufzudecken und

unſer inneres Weſen, unſer eigenſtes Empfinden uns zu erſchließen. Was er uns gibt, iſt mehr als Heimatgeſchichte: es iſt Heimatkunſt!

Hier ſeien noch einige Daten über Eckardts Lebenslauf und ſchriftſtelleriſche Tätigkeit beigefügt.

Am 20. Juli 1836 wurde Julius Eckardt zu Wolmar als Sohn des dortigen Syndikus geboren. Er durchlebte eine mannigfach bewegte Schulzeit, die ihn von Wolmar nach Riga, von dort nach Birkenruh, und von Birkenruh wieder nach Riga führte. In der Sekunda teilte er mit Georg Schweinfurth die letzten Plätze — auch ein Fall, wo die letzten die erſten geworden ſind! Von 1856—59 ſtudierte Eckardt in Dorpat Jurisprudenz und gehörte als Landsmann der Livonia an. Die goldenen Studentenjahre haben einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht — das ſpürt man deutlich bei der Lektüre jener Studie „Die Univerſität Dorpat", die eine ganze gelehrte Geſchichte der alma mater nahezu erſetzen kann.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin ließ Eckardt ſich in Riga nieder, wo er von 1860—67 das Amt eines Konſiſtorialſekretärs bekleidete. Neben ſeiner beruflichen Tätigkeit fand er indeſſen noch Zeit genug, um eine an Umfang und Bedeutung ſtetig wachſende Wirkſamkeit als Publiziſt zu entfalten. Die baltiſche Preſſe war damals in lebhaftem Aufſchwung begriffen. Eckardt gehörte zu den eifrigſten Mitarbeitern der vor kurzem begründeten „Baltiſchen Monatsſchrift", und übernahm im Verein mit Dr. John Baerens die Redaktion der „Rigaſchen Zeitung". In landespolitiſchen Fragen vertrat er einen fortſchrittlichen Standpunkt. Von beſonderem Einfluß auf die Entwicklung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Gaben iſt in jener Zeit Georg Berkholz geweſen, in dem die baltiſchen Journaliſten ihren Meiſter und ihr Oberhaupt verehrten.

Eckardts Wirkſamkeit in der Heimat fand bereits 1867 ihr Ende, durch den Aufſatz „Livländiſches Stillleben" war Guſtav Freytags Aufmerkſamkeit auf den jungen Schriftſteller gelenkt worden, und er wandte ſich an ihn mit der Aufforderung, die Redaktion der „Grenzboten" zu übernehmen. Seitdem iſt Eckardt in verſchiedenen Stellungen im Ausland tätig geweſen, zuerſt als Journaliſt, dann als Sekretär des Hamburger Senates, darauf im Auswärtigen Amt zu Berlin. Seit 1885 hat er ſukzeſſive den Poſten eines Konſuls des Deutſchen Reiches in

Tunis, Marſeille, Stockholm, Baſel und Zürich innegehabt. Vor wenigen Wochen legte er — ſeines vorgerückten Alters wegen — ſein Amt nieder. An äußerer Anerkennung hat es ihm während ſeiner dienſtlichen Laufbahn nicht gefehlt: er hat den Titel eines Geheimrats erhalten und iſt in den Adelsſtand erhoben worden.

Von Eckardts zahlreichen größeren Werken, die zum Teil Sammlungen von bereits früher veröffentlichten Aufſätzen darſtellen, ſeien hier folgende genannt:

Livland im 18. Jahrhundert. — Baltiſche und ruſſiſche Kulturſtudien. — Die baltiſchen Provinzen Rußlands (wohl das ſchönſte von allen!). — Erzählungen meines Großvaters. — Bürgertum und Bureaukratie. — Juri Samarins Anklage gegen die Oſtſeeprovinzen.

Wie die meiſten baltiſchen Publiziſten aus den 60er, 70er und 80er Jahren, wie Schirren, Ernſt von der Brüggen u. a., hat auch Eckardt ſich nicht auf die Betrachtung der Zuſtände in der engeren Heimat beſchränken können: durch die ununterbrochenen Fehden mit der ruſſiſchen Preſſe waren jene Männer genötigt, den Blick immer wieder nach Oſten zu richten. Dieſem Umſtande verdanken wir zwei weitere Werke aus Eckardts Feder, die der damaligen Zenſurverhältniſſe wegen allerdings anonym erſcheinen mußten: „Aus der Petersburger Geſellſchaft“ und „Rußland vor und nach dem Kriege“. — Fragen der weſteuropäiſchen Politik behandelt die gleichfalls anonym herausgegebene Schrift: „Berlin—Wien—Rom“.

Hugo Semel, cand. hist.

Hamilkar Fölkerſahm.[1])

Zu den Porträts, welche in livländiſchen Häuſern gefunden zu werden pflegen, gehört auch das Hamilkar Fölkerſahms. In der einen oder anderen Ausgabe iſt jene Lithographie mit der Unterſchrift: „Nicht die Rechte, welche jemand ausübt, ſondern die Pflichten, die er ſich auferlegt, geben ihm den Wert," wenigſtens bei einem großen Teil derer heimiſch, die dieſen merkwürdigen Mann perſönlich gekannt haben. Die livländiſche Tradition aber — ſo möchte man in bezug auf ihn zu bemerken veranlaßt ſein — hat in neuerer Zeit manches von derjenigen Unfehlbarkeit eingebüßt, mit welcher ſie früher das Bild eines hervorragenden Standes- oder Stadtgenoſſen feſtzuhalten pflegte. Zwar im allgemeinen weiß noch jeder, wer Fölkerſahm geweſen iſt, aber ſchon häufig genug gerät die jüngere Generation in Verwunderung, wenn man ihr z. B. ſagt, es ſei zum guten Teil dieſem Manne zu danken, daß uns ein immerhin noch beträchtliches Stück der überkommenen livländiſchen Lebensformen übrig geblieben iſt. So raſchlebig und ſo ereignisreich iſt die Zeit, in der wir leben, daß die Tage, in denen Fölkerſahms mächtige Stimme die Meinung der beſten Männer des Landes beherrſchte, wie durch ein Menſchenalter von der Gegenwart geſchieden ſcheinen und für die „Allerneuſten" bereits den Charakter des Mythiſchen tragen. Wir mögen uns wenden, wohin wir wollen, alles iſt ſeit dem April des Jahres 1856 anders geworden und ſelbſt die Sprache der damaligen Zeit beginnt denen unverſtändlich zu werden, die in einer

[1]) Für deutſche Leſer ſei bemerkt, daß der Freiherr Hamilkar von Fölkerſahm der Reformator der livländiſchen Agrarverfaſſung und der Schöpfer des bäuerlichen Grundbeſitzes in dieſem Lande war.

gesteigerten Öffentlichkeit, in steter Berührung mit dem gedruckten Wort aufgewachsen sind. Wo jeder neue Tag neue Fragen aufwirft und zum Teil solche, auf welche die Antwort nicht leicht gefunden wird, und wenn sie gefunden ist, nur selten deutlich gesagt werden darf, da ist es freilich begreiflich, wenn man nicht mehr Zeit und Neigung übrig hat, sich nach Art der glücklicheren Väter und Großväter an dem Feuer verglimmender Reminiszenzen zu wärmen.

Aber auch die Reminiszenzen haben ihr Recht. Und insoweit sie Hamilkar Fölkersahm gelten, haben sie in unserer Zeit ein doppeltes Recht. Niemand, der die Jahre seit Aufhebung der russischen Leibeigenschaft erlebt und sich bei den Ereignissen derselben etwas gedacht hat, wird dem Gedanken aus dem Wege zu gehen vermocht haben, was in den Stürmen derselben wohl aus Livland geworden wäre, wenn es keinen Fölkersahm gegeben oder wenn die Feinde dieses Mannes vollständig Recht behalten, die Frone und die „Landlosigkeit" des livländischen Bauernstandes gerettet und als leitende Prinzipien unseres öffentlichen Lebens bis in das Jahr 1861 weiter gefristet hätten! Selbst diejenigen, welche sich heute die „Konservativen" nennen, haben die Lehre von der Unentbehrlichkeit der alten Agrarinstitutionen von 1819, die Glaubensartikel von der notwendigen Abhängigkeit der Hintersassen, dem wohltätigen Einfluß des Hilfsgehorchs und der verschiedenen „Gerechtigkeiten" längst aus ihrem politischen Katechismus gestrichen und besinnen sich kaum mehr darauf, daß ihnen die „Arbeitspacht" noch vor zehn Jahren für den Grundstein des alten Landesstaats galt! Die Grundsätze von 1849 sind längst die Voraussetzungen jeder vernünftigen politischen Anschauung geworden und der bäuerliche Grundbesitz zählt heute dieselben Männer zu seinen eifrigsten Förderern, denen er noch 1856 für ein aus dem Abgrund der Revolution aufgestiegenes Tier mit mindestens sieben Hörnern galt. Obgleich sich bei genauerer Betrachtung ausweisen dürfte, daß unter den landläufigen Entschuldigungen, die zur Erklärung des Fölkersahm geleisteten Widerstandes angeführt werden, keine haltbare ist, so beschränkt sich die Anerkennung der Verdienste dieses livländischen Mirabeau doch auch heute noch auf eine kleine Gemeinde, die aus dem ihm verbündeten Teil der Landtagsmänner von 1849 und einzelnen bürgerlichen Freunden Fölkersahms besteht, eine Gemeinde, die sich allmählich zersplittert hat und eher ab- als zunimmt.

Weder iſt es wahr, daß nicht Fölkerſahms Prinzipien, ſondern nur die drängenden, anſpruchsvollen Formen, in welchen dieſelben auftraten, bekämpft wurden, noch läßt ſich behaupten, eine langſam vorſchreitende, allmähliche Reform hätte dieſelben Früchte getragen, welche der große Redner durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Wortes erzwang. Nachdem wir das Jahr 1861 und deſſen Folgen erlebt haben, muß vielmehr geſagt werden: nur daß die Geſetzgebung von 1849 bereits zwölf Jahre lang beſtand und Wurzel zu ſchlagen begonnen hatte — nur dieſer glückliche Umſtand hat die Selbſtändigkeit der livländiſchen agrariſchen Entwicklung und damit das wichtigſte Stück unſeres öffentlichen Lebens gerettet. Es gehörte der Adlerblick des Genius dazu, um inmitten der tiefen Ruhe, welche den Erſchütterungen der erſten vierziger Jahre gefolgt war, inmitten der Umkehr zu einer konſervativen Regierungspolitik, gerade in den Tagen des ungariſchen Feldzugs, dennoch die große im Schoß der Zukunft ſchlummernde Umgeſtaltung zu ahnen und ihren Gefahren vorzubauen; es bedurfte einer ungewöhnlichen Begabung und zugleich der verzehrenden Glut einer großen Leidenſchaft, um das Eis zu brechen, welches ſich um die Herzen und Köpfe der Zeitgenoſſen gelegt hatte; es bedurfte eines Fölkerſahm, um die Ritterſchaft zu einem kühnen Sprung über die Kluft zu vermögen, deren allmähliche Überbrückung erſt fertig geworden wäre, als das andere Ufer nur noch mit Lebensgefahr betreten werden konnte. Der angebliche Radikalismus der Fölkerſahmſchen Ideen hat das Land gerettet und wenn an denſelben Kritik geübt werden ſoll, ſo kann dieſe nur in dem Bedauern darüber beſtehen, daß nicht noch radikaler vorgegangen werden konnte. Auf dem Fundament eines in der Majorität ſeiner Glieder grundbeſitzenden Bauernſtandes wäre die Stellung unſeres Landes ungleich günſtiger geweſen, als ſie es tatſächlich am 19. Februar des Jahres 1861 war.

I.

An einem lauen Auguſtabend des Jahres 1853 (ich glaube, es war der erſte Hungerkummer) ſaß eine aus acht oder zehn Perſonen beſtehende Männergeſellſchaft auf der Veranda des im Wöhrmannſchen Park befindlichen großen Pavillons, um eine Bowle Punſch verſammelt. Den

Mittelpunkt des Kreiſes bildete der dimittierte Landmarſchall Baron Fölkerſahm, Präſident der Bauerrentenbank — nicht mehr der hagere, etwas blaſiert ausſehende junge Roué, den die bekannte, aus den vierziger Jahren ſtammende Lithographie darſtellt, ſondern der ernſte, reife Mann mit der hohen, durchfurchten Stirn, um welche ergraute Locken ſpielten. Man ſprach von den brennenden Tagesfragen, insbeſondere von dem orientaliſchen Kriege, deſſen Vorläufer bereits den politiſchen Horizont zu verdunkeln begonnen hatten, und erging ſich in Konjekturen über die möglichen Folgen desſelben. Allmählich ermattete das Geſpräch, die Geſellſchaft löſte ſich in eine Anzahl Einzelgruppen auf, und Fölkerſahm ſaß, in ſeinen bekannten Almaviva gehüllt, ſchweigend da, nachdem er ſeine Meinung über die Chancen des bevorſtehenden Kampfes ausgeſprochen hatte. Neben ihm ſaß ein junger Menſch, deſſen roter Rockkragen den Gymnaſiaſten verriet und der eigentlich nicht in die Geſellſchaft gehörte; er war in den Park gekommen, um den warmen Herbſtabend zu genießen und hatte hier ſeinen Vater in dem bezeichneten Kreiſe gefunden. Befangen vor ſich niederſehend, wurde er durch eine gleichgültige Frage ſeines Nachbarn ins Geſpräch gezogen. Fölkerſahm fragte nach der Schule, nach den leitenden Intereſſen der Jugend, erzählte ſcherzend, daß er es nicht weiter als bis zur Sekunda des Rigaer Gymnaſiums gebracht und ſchwieg dann wieder.

„Und ihr jungen Leute von heutzutage," fragte er lächelnd nach einer Pauſe, „wofür ſchwärmt ihr denn eigentlich? Bei ſiebzehn Jahren muß man für irgend einen Gedanken, eine große Idee begeiſtert ſein."

„Für Amerika!" lautete die Antwort. — Es war damals noch die Zeit des Glaubens an Amerika, an die beſſere Welt jenſeit des atlantiſchen Ozeans. Weltſchmerz und Europamüdigkeit, in Deutſchland bereits ziemlich ausgelebt, kamen in Livland, wenn auch ſporadiſch, noch unter der Jugend vor, welche ſich mit Heine und anderen Vertretern des Jungdeutſchtums nicht ſelten den Magen verdorben hatte. Dazu kam, daß wenige Jahre früher, verſchiedene Landsleute in Amerika geweſen waren und das Intereſſe für dieſes Land neu belebt hatten. Einer derſelben (Dyrſen) hatte ſich gar in der Union niedergelaſſen und dieſe dadurch für eine Zeitlang zum Hauptgegenſtand aller Geſpräche in Riga gemacht. Iſt es doch bei uns von jeher ſo geweſen, daß neue

Dinge und Vorſtellungen an der Oſtſee erſt recht in Schwung kommen, wenn einer der Unſeren ſie mit Augen geſehen, für die kleine baltiſche Welt, ſozuſagen, noch einmal entdeckt hatte.

„Für Amerika!“ wiederholte Fölkerſahm und jenes Lachen, welches wie entfernter Donner klang, ſchlug an das Ohr des Sekundaners — „für Amerika, — ich ſehe, Sie teilen den Geſchmack meines jungen Freundes A. K. Gibt es denn in der Heimat nichts mehr zu tun, was den Ehrgeiz oder die Tatkraft ſtrebſamer junger Leute wecken könnte?“

Der Schüler, der das Prädikat der Strebſamkeit auf ſich beziehen zu müſſen glaubte, nahm ſich zuſammen und gab ſeinem Nachbarn, deſſen Ruhm er wohl kannte, mit dem er aber noch nie ein eigentliches Geſpräch gepflogen hatte, eine herzhafte Antwort. Er ſagte etwas von Ruinen, deren Verteidigung ſich nicht mehr verlohne, von der Notwendigkeit, verlorene Poſten zu räumen und Länder aufzuſuchen, die eine Zukunft hätten und in denen man wirken könne, ohne mit Traditionen brechen zu müſſen, die einem doch einmal in Fleiſch und Blut übergegangen ſeien uſw. „Außerdem“, hieß es zum Schluß dieſer ziemlich ungereimten Deduktion, — „außerdem, gibt es ja keine Kräfte, auf die man bei uns zählen und an die man ſich ſchließen könnte, um den Kampf für gewiſſe Überzeugungen auch nur mit der Möglichkeit eines Erfolgs weiter zu führen.“

Fölkerſahm hörte dem vorlauten Sprecher geduldig zu. Da der übrige Teil der Geſellſchaft in einer Unterhaltung über Dorpater Studenten- und Korporationsintereſſen begriffen war und er ſelbſt nicht in Dorpat ſtudiert hatte, ſchien er das Geſpräch, das er mit einem Scherz begonnen, fortführen zu wollen. „Junger Mann,“ ſagte er, indem er den Ton ſeiner Rede plötzlich ſenkte, — „Sie ſtecken in Irrtümern, die mir keineswegs fremd ſind, an denen ich ſelbſt, wenn auch in anderer Form, zu Zeiten getragen habe. Statt aller weiteren Antwort will ich Ihnen zwei perſiſche Sprichworte ſagen, die Sie nicht zu kennen ſcheinen und die mir oft genug von Wert geweſen ſind. Das erſte lautet: „Keine Mauer iſt ſchwach, ſobald ſich jemand findet, der den Mut hat, ſie verteidigen zu wollen.“ Das andere Sprichwort paßt zwar nicht ganz, kann aber doch einmal auf die Dinge, von denen Sie reden, Anwendung finden: „Eine Herde Ziegenböcke, die ein

Löwe anführt, iſt mehr wert als eine Herde Löwen, die von einem Ziegenbock geführt wird.“ Leute, die zu brauchen ſind, wenn ſie den rechten Führer finden und ſich dieſem unterordnen, gibt es überall, und darauf kommt es ſchließlich doch nur an.“

Auf die Antwort, welche dieſen Worten folgte, kann ich mich nicht beſinnen, möglich, daß gar keine Antwort erteilt wurde. — Fölkerſahm aber ſprach noch lange weiter und immer mächtiger wurde der Zauber, den er auf ſeinen Zuhörer auszubreiten wußte. Mit jenem heiligen Eifer, deſſen Wirkung auf junge Gemüter unfehlbar, der aber nur Männern eigen iſt, die von einer großen Idee erfüllt ſind und an dieſe ihre ganze Exiſtenz geſetzt haben, ließ er ſich die Mühe nicht verdrießen, in dem Herzen eines unbedeutenden jungen Menſchen den Patriotismus zu wecken und jede Gelegenheit wahrzunehmen der guten Sache neue Kräfte zuzuführen, mochten dieſelben noch ſo gering ſcheinen. Er ſprach von der Zukunft des Landes, von dem ungeheuren Umſchwung, der ſich auf allen Lebensgebieten geltend machen würde, ſobald erſt der Bauernſtand beſitzlich und in Wahrheit die Grundlage unſeres geſamten öffentlichen Zuſtandes geworden, von der Verpflichtung, welche auf jedem Livländer ruhe, an der großen Arbeit zur Hebung der ländlichen Bevölkerung Teil zu nehmen, von den Schwierigkeiten, die jeder einzelne zu überwinden habe, um zu einer richtigen Auffaſſung des Verhältniſſes zu gelangen, in welchem deutſche und lettiſche Bewohner dieſes Landes zueinander ſtehen müßten, von der traditionellen Gleichgültigkeit unſerer Landsleute gegen die urſprünglichen Bewohner des baltiſchen Küſtenſtrichs uſw.

„Und Sie ſelbſt, Herr Baron,“ fragte der Zuhörer, als Fölkerſahm ſeine Rede geſchloſſen, „wie ſind Sie zu jenem Verſtändnis unſerer Aufgabe durchgedrungen, das Sie als durch hundert Vorurteile erſchwert bezeichneten und das in Livland vor Ihnen lang genug gefehlt hat? Wie iſt Ihnen die Aufmunterung zu Ihrer Tätigkeit und zu dem Entſchluß geworden, dieſem Lande alle Ihre Kräfte zu widmen?“

„Das will ich Ihnen ſagen,“ erwiderte er, nachdem er eine friſche Zigarre entzündet und den Hut tiefer in die Stirn gedrückt hatte, — „ich habe dieſe Geſchichte oft erzählt und erzähle ſie gern noch einmal. Sie wiſſen, daß mir das Gut Rujen-Großhof gehörte und daß ich dasſelbe

ſelbſt verwaltete. Mein Privatvorteil — und ich hatte allen Grund denſelben wahrzunehmen — ließ mir damals wünſchenswert erſcheinen, einen möglichſt großen Teil meiner Bauerhöfe zum Hofe zu ziehen und meine Wirtſchaft durch Anlegung von Vorwerken zu erweitern. Ich beſchloß daher, einem meiner bäuerlichen Pächter zu kündigen. Der Zufall wollte, daß der Verwalter krank war und ich die Kündigung ſelbſt ausſprechen mußte. Zu dieſem Zwecke ritt ich an einem ſchönen Frühlingsabend in das Geſinde, deſſen Einziehung ich beſchloſſen hatte. Es war einer der erſten warmen Abende des Jahres und die Sonne überglänzte das Tal, in welchem mein Opfer wohnte, mit ihren letzten goldenen Strahlen, als ich in dasſelbe einbog. Der Bauer baute eben an einem neuen Hauſe; er ſtand, von ſeinem Weibe und ſeinen Kindern umgeben, in ſtiller Freude auf dem Dach, um dasſelbe mit der üblichen Baukrone zu ſchmücken und das „Vater unſer“ zu ſprechen, das unſere Bauern merkwürdigerweiſe ihr Lebelang nicht vergeſſen. Er ahnte nicht, daß hundert Schritt vor ihm ein Mann ſtand, der die Abſicht hatte, ihm zu ſagen: „Dein Schweiß kommt von Rechts wegen mir zu gut. Auf Grund meines guten Rechts weiſe ich dir die Tür, um dein Haus in Beſitz zu nehmen. Geh!“ — Die letzten Worte hatte Fölkerſahm mit ſichtlicher Erregung geſprochen; ſeine tiefe Stimme bebte und er hielt einen Augenblick inne, um ſein Glas neu zu füllen und einen tiefen Zug daraus zu tun. Die übrige Geſellſchaft rückte näher, um ſich keines ſeiner Worte entgehen zu laſſen.

„Was ich in jenem Augenblicke empfand,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, vermag ich nicht zu ſchildern. Die ganze Schmach unſerer öffentlichen Zuſtände drückte mit ihrem Bleigewicht auf meine Schultern; ich wandte mein Pferd um und ritt langſam nach Hauſe. Ich gelobte mir in dieſem Augenblick, daß es anders werden müſſe, daß ich ſelbſt und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unſere Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszuſtrecken, daß ich nicht ruhen wollte, ehe die Baukrone auf dem livländiſchen Bauernhauſe vor Attentaten ſicher geſtellt werde, die man im Namen des Rechts ausübte. Dieſes Gelöbnis habe ich gehalten und gedenke ich noch ferner zu halten — und glauben Sie mir, meine Herren,“ fuhr er, zu der übrigen Geſellſchaft gewendet, mit dröhnender Stimme fort, — „glauben Sie mir, ſolange dieſe Baukrone nicht ſicher ſteht, iſt kein Haus im Lande ſicher!“

Es wäre vergeblich, den Eindruck ſchildern zu wollen, den dieſe Worte von dieſem Manne geſprochen, auf den Zuhörer ausübten, der das Ganze durch ſeine müßige Frage veranlaßt hatte. Fölkerſahm ſprach noch lange weiter; ſeine Freunde gingen auf alle möglichen Details der Landtagsgeſchichte und der einzelnen Phaſen ein, welche das Programm von 1849 durchgemacht hatte. Erſt als die Lichter tief herabgebrannt, die Muſikchöre, welche abwechſelnd geſpielt hatten, verſtummt, die Gläſer leer geworden waren, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Erinnerlich iſt mir nur noch ein Scherzwort, das Fölkerſahm ausſprach, als das eine Muſikchor eben aufgehört und das andere ſein Spiel begonnen hatte. „Die Notwendigkeit, dieſe ununterbrochene Muſik zweier verſchiedenen Geſellſchaften anhören zu müſſen, erinnert mich an die Lage, in welcher ich mich ſchon ſeit einiger Zeit befinde. Haben die Livländer in ihrem Geſchrei über meinen Verrat und meinen unheilvollen Einfluß eine Pauſe gemacht, ſo fangen die Kurländer gewiß in demſelben Tone wieder an und ſo geht es fort in infinitum. Sie wiſſen, daß ich das Glück habe, beiden Korporationen anzugehören."

II.

Fölkerſahm iſt mir ſeit jenem unvergeßlichen Abend noch häufig begegnet — das Glück, mit ihm zu reden, iſt mir dauernd nicht wieder zuteil geworden. Die Worte, die er damals ſprach, die Art und Weiſe, wie ſie geſprochen wurden, die Veranlaſſung, aus welcher ſie entſtanden, ſind aber für das Weſen und die Eigentümlichkeit dieſes merkwürdigen Mannes bezeichnend genug, um der Aufbewahrung gewürdigt zu werden, und ſie ſind zugleich geeignet, denen, die ihn gekannt oder von ihm gehört haben, das Bild, das er hinterlaſſen, in mehr wie einer Beziehung zu vervollſtändigen, — mir haben ſie eine ganz beſtimmte Vorſtellung von dem Weſen ihres Sprechers hinterlaſſen, eine Vorſtellung, welche durch alles, was ich früher oder ſpäter von demſelben gehört oder geſehen, beſtätigt worden iſt.

Fölkerſahm war jeder Zoll Idealiſt. Daß die großen bleibenden Gedanken des Menſchen aus dem Herzen kommen, hat ſich auch an ihm bewährt und die reich poetiſche Natur, welche ſein ganzes Weſen

atmete, machte es jedem, der ihm gegenübertrat, zur Überzeugung, daß er es nicht mit einem Manne zu tun habe, der, wenn er gerade den Landtagssaal betrat, für Abschaffung der Frone und Begründung der Rentenbank plaidierte und im übrigen den lieben Gott einen guten Mann sein ließ, sondern mit dem Träger einer sittlichen Idee, von der er durch und durch erfüllt war, und deren Verwirklichung dem innersten Bedürfnis seines Wesens entsprang. Alles was er sprach, schrieb und tat, trug das Gepräge eines tiefen, leidenschaftlichen Idealismus, der sich auf keinem Lebensgebiet an gewöhnlichen Anschauungen und Formen genügen ließ, sondern überall auf den Kern der Dinge los ging und diesen zu ergründen suchte, — nicht sowohl, um Wissen und Erfahrung zu bereichern, als um einer Natur Befriedigung zu schaffen, die ihr Leben lang an den Schranken ihrer selbst und der kleinen Verhältnisse, in welchen sie geboren war, ungeduldig rüttelte und in keinem Verhältnis Genüge fand, weil sie in jedes den ganzen Menschen hineintrug. Der Drang, diesem Bedürfnis genug zu tun, war der eigentliche Hebel seiner gesamten Tätigkeit. Daß Fölkersahm Politiker wurde und seine Tätigkeit auf das öffentliche Leben seines Vaterlandes richtete, ist zwar nicht zufällig und nicht bloß dadurch bedingt gewesen, daß ihm in einem konkreten Falle, über der Absicht, ein Gesinde zu sprengen, die Verwerflichkeit des Fronverhältnisses so grell entgegentrat, — gleichwohl aber läßt sich nicht behaupten, daß das politische Gebiet dasjenige war, für welches er sich ausschließlich oder auch nur vorzugsweise eignete. Jedes Mittel, jeder Lebensweg wäre ihm recht gewesen, wenn derselbe nur zu einem Ausgleich zwischen den Ansprüchen seines inneren Wesens und der Realität geführt hätte. Ein bedeutender Mensch hätte er in jedem Falle und in jedem Beruf sein müssen. Daß er gerade den politischen wählte, namentlich in einer Zeit wählte, die jeder öffentlichen Tätigkeit, wie nur immer möglich, ungünstig war, läßt sich vorzugsweise, wenn nicht durchaus aus dem Umstande erklären, daß der Inhalt unseres gesamten Lebens, die Entscheidung über unsere Zukunft, damals durch die *eine*, freilich unausgesprochene Frage bedingt war, ob der sittliche Gehalt der livländischen öffentlichen Zustände der alte bleiben oder auf eine höhere Stufe gehoben werden sollte. Hatte es sich doch in den Hungerjahren und in dem Elend der kirchlichen Wirren gezeigt, daß das alte Livland am Rande eines

politiſchen und wirtſchaftlichen Bankrotts ſtand. Er fühlte heraus, daß die eigene innere Unbefriedigtheit ihren letzten Grund in der ſittlichen Beſchaffenheit der ihn umgebenden Verhältniſſe habe und daß dieſen Verhältniſſen nur geholfen werden könne, wenn ſie auf eine völlig neue Baſis geſtellt würden. Dieſe Baſis ſollte ein freier, auf eigenem Grund und Boden ſitzender, von jeder herrſchaftlichen Willkür emanzipierter Bauernſtand ſein: von der Herſtellung eines ſolchen erwartete Fölkerſahm eine Wiedergeburt der geſamten livländiſchen Geſellſchaft. Die Unfreiheit der Bauern und die aus dieſer reſultierende Verwilderung der ſittlichen Anſchauungen der Herrſchenden waren ihm der Kern all der Übelſtände, die ihn an der freien Entwicklung ſeiner Perſönlichkeit verhinderten. Um ſelbſt beſſer und glücklicher ſein zu können, der eigenen Exiſtenz den idealen Inhalt zu geben, nach welchem er vergeblich geſucht hatte, zerſchlug Fölkerſahm die alte agrariſche Organiſation von 1819; in dem von ihm errichteten neuen Gebäude mußten die oberen Stockwerke ſchon darum geſunder ſein, weil die unteren menſchenwürdiger und wohnlicher geworden waren.

Die Beſſerung der Lage ſeiner bäuerlichen Mitbürger war ihm der ſicherſte, der einzige Weg zur Ausſöhnung mit der Realität. Daß Fölkerſahm eine ſolche auf manchem anderen Gebiet geſucht hatte, ehe er, bereits ein reifer Mann, das politiſche betrat, dafür liegen zahlreiche Zeugniſſe vor, davon zeugen ganz beſonders die Irrtümer und Verirrungen ſeines Lebens. Seine hinterlaſſenen fragmentariſchen Aufzeichnungen enthalten in dieſer Beziehung manche charakteriſtiſche Andeutung und bieten zahlreiche Belege dafür, daß ihn nicht die kühle Reflexion des Praktikers zu einzelnen Handlungen und Reden trieb, ſondern daß er das Wohl und Wehe des Landes in ſich ſelbſt aufgenommen, ſo zu ſagen, das eigene Sein zu dem des Landes erweitert hatte und in der Beſſerung der öffentlichen Einrichtung desſelben die Verſöhnung mit ſich ſelbſt ſuchte. Durch all die Gedankenſchnitzel, welche er gelegentlich und ohne jede Vorſtellung von der Möglichkeit ihrer Veröffentlichung aufs Papier warf, zieht ſich, wie ein roter Faden, das Bedürfnis nach Befriedigung des heißen, inneren Dranges, der ihn verzehrte. Von der Wirklichkeit, zumal der livländiſchen, iſt nirgend auch nur entfernt die Rede. Bevor wir den Verſuch machen, Fölkerſahms prinzipieller Stellung zu den Hauptfragen des Lebens näher zu treten und einen Ein-

blick in ſeine geſamte Weltanſchauung zu gewinnen, ſei uns verſtattet einige der Völkerſahmſchen Aphorismen und zwar ſolche dem Leſer zu übergeben, die dieſe Seite ſeiner Natur beſonders charakteriſieren. Schlagen wir dieſe Blätter auf, wie Zufall und Neigung ſie aufeinander gelegt haben.

Die Schwermut des Deutſchen, ſo oft von anderen belächelt, entſteht nicht aus der Unfähigkeit das Leben zu genießen, ſondern iſt Folge des vollſtändigen und tiefen Bedürfniſſes dazu. Der Südländer ſucht Genuß, der Engländer Behaglichkeit und Zufriedenheit, der Ruſſe wie der Orientale Macht und Glanz, der Franzoſe das Vergnügen und ſie alle finden es oft, — der Deutſche ſucht *Glück* und findet es nie.

Für den Deutſchen hat der Gedanke Wirklichkeit, bei dem Franzoſen fehlt der Wirklichkeit oft der Gedankeninhalt; darum macht der Deutſche langſame Fortſchritte, ſelten aber einen Rückſchritt, während der Franzoſe unzählige Male auf dasſelbe zurückkommt. Nichts iſt dem Franzoſen leichter, als ſich von einem Zuſtande, der ihm nicht paßt zu befreien und einen entgegengeſetzten herbeizuführen, nichts ihm ſchwerer, als ſich von einer *Idee* zu befreien, weil er ſie immer nur *in der Erſcheinung* zertrümmert, nicht überwindet. Der Franzoſe iſt ein flinker Schnitter, der das Unkraut, ſobald es ſeine Pflanzen zu überwuchern droht, raſch und mit ſtarker Hand abmäht, wenn er auch dieſe ſelbſt trifft und zerſtört, bald ſproßt es aber von neuem und ſo wird er nie fertig. Der Deutſche kann es nicht übers Herz bringen, was ihm gut ſcheint zu gefährden, er zieht es vor, das Unkraut emſig und vorſichtig mit der Hand zu entfernen, er jätet immer fort, aber es wird dann auch wirklich rein. Nicht die gewaltigen Sprünge allein, welche Frankreich und andere Nationen vor- und rückwärts gemacht haben, um ſich von manchem Mißverſtändnis zu befreien, das wie ein Alp auf dem Menſchen und auf dem Leben laſtete — werden die Wahrheit fördern: noch mehr die philoſophiſche Bewegung des Deutſchen, welche ſolche Mißverſtändniſſe nicht nur beiſeite ſchiebt, ſondern ſie verzehrt. Es iſt Deutſchlands Aufgabe, die Geſpenſter, welche das neu geſtaltende Leben der Menſchen und Völker durch ihren unheimlichen Spuk ſtören, auf immer in ihre Gräber zu bannen.

In der Wiege war man glücklich und wußte es nicht, am Altare glaubt man es zu werden und iſt es ſelten, am Grabe gibt man es auf und wird es.

Bücher kann man nicht lieben, deshalb können ſie für die Entwicklung der Seele auch nicht Menſchen erſetzen. Menſchliche Entwicklung oder Zweck der menſchlichen Entwicklung iſt aber nichts anderes, als alles ganz lieben zu können und zu lieben.

Der eigentliche Begriff des Lebens iſt der, nicht allein ſein zu können. Nur im Tode liegt der Verſuch zu dem Gedanken: Allein! Auch hier ſtößt der lebende Menſch auf die Schranke ſeines Weſens, denn kaum hat er den Verſuch gemacht, den Begriff „Allein" im Tode ſich vorzuſtellen, ſo ſchafft die Notwendigkeit ſeines geiſtigen Weſens ſich ſchon den Gedanken eines künftigen Lebens, in den er ſich vor dem übermenſchlichen Gedanken des „Allein" rettet.

Unſere ſchönſten Gefühle gleichen den Geiſtern; ſie verſchwinden, ſobald wir ſie ſcharf ins Auge faſſen oder gar ihre Umriſſe nachzeichnen wollen.

Das Leben iſt nur deshalb ſo kurz, weil wir ſo viele Stunden und Tage gar nicht leben.

Das Leben iſt ein Kampf zwiſchen Seele und Körper, der Selbſtmord das Geſtändnis, daß jene zu unterliegen fürchtet.

Tod iſt erſtarrte verharrende Gegenwart, Leben iſt weder Vergangenheit noch Gegenwart, ſondern Konſumtion der Zukunft. Deshalb können wir auch nicht den Tod denken, ſondern nur einen Lebenswechſel.

Es fehlt den meiſten Menſchen nur eines um glücklich zu ſein, — die Lethe, — die Alten wußten's.

Nichts iſt übler, als wenn der Menſch nie mit ſich ſelbſt allein ſein kann, d. h. wenn er ſich immer ſelbſt beſieht, protokolliert und

inquiriert; wenn er keine Gefühle mehr haben kann ohne Worte oder Gedanken, keine Andacht ohne Gebet, ohne Bitte, keinen Schmerz ohne Troſt, kurz keinen ſchönen, großen oder ſchrecklichen Augenblick ohne Protokoll, ohne daß er ſich ſelbſt fragt warum? und antwortet: darum. Er gleicht jenem, der die Raphaelſche Madonna mit einer Lupe beſah.

Willſt du wiſſen, ob du wahrhaft liebſt, ſo frage dich nicht, ob du an der Seite dieſes Mannes glücklich ſein könnteſt, frage, ob du auch unglücklich an ſeiner Seite bleiben möchteſt?

Das Wiſſen iſt rings vom Meer des Glaubens umfloſſen. Je größer das Eiland, um ſo größer das Geſtade.

Liebe iſt die Taucherglocke auf dem Meere der Leidenſchaften, ſolange ſie dich ſchützend umgibt, kannſt du ſeine Perlen gewinnen — ohne ſie wird es dein Grab.

An der Uhr iſt das Gewicht die Kraft, welche das Werk in Bewegung ſetzt, während der Pendel die Bewegung regelt. Es gibt viele Menſchen, welchen der Verſtand das Gewicht iſt und das Herz der Pendel. Dieſes ſind kluge, vielleicht gute Menſchen. Es gibt andere, bei denen das Herz das Gewicht iſt und der Verſtand das Pendel; dies ſind nicht nur gute, ſondern liebe Menſchen.

Der Erfahrene weiß ſtets, was es an der Zeit iſt, der Unerfahrene nur, wenn die Uhr ſchlägt.

Auch am Himmel ſiehſt du mit bloßem Auge nicht lauter Sonnen und Sterne, — mit dem Fernrohr unzählige mehr und dennoch birgt er noch eine Unendlichkeit, welche du nicht erblickſt. Gerade ſo denke dir den Menſchen und laſſe dich auch hier durch die Wolken nicht beirren. Das Fernrohr für dieſen Himmel iſt aber dein eigenes Wohlwollen — die Liebe.

Die Hingebung in der Liebe, welche vom Weibe gefordert wird, ſoll eine ſo unbedingte und grenzenloſe ſein, daß ſelbſt eine Griſeldis,

wenn deren Selbſtgefühl ſie nach namenloſen Opfern und nach von der männlichen Willkür mitleidslos ihr bereiteten Leiden, zuletzt den Sieg über ihre Liebe erhält, der Tadel trifft. Das ſcheint hart und ungerecht, da der Mann zugleich geſteht, daß auch das geringſte auf ſolche Weiſe von ihm geforderte Opfer, ſeine Liebe und Hingebung unwiderbringlich vernichtet hätte. Dennoch liegt hier kein Egoismus, ſondern nur ein Natur- und Weltgeſetz vor. Auch der Mann hat eine Liebe, wo er alles opfern, wo er namenlos in ſeiner Hingebung ſein ſoll, wo er nicht nach Glück fragen, nicht rechnen darf — es iſt die für die Menſchheit, ihre Zwecke, ihre Entwicklung. Es iſt derſelbe Inhalt, den die Hingebung des Weibes hat, und dieſe nur in ihrer Betätigung eine verſchiedene. Auch die aufopfernde Hingebung des Weibes iſt nicht bloß eine an den Mann, ſondern an die Liebe, an die Idee der Liebe ſelbſt — wie der Patriotismus oder Enthuſiasmus des Mannes nicht bloß eine Hingebung an das beſtimmte Vaterland oder einen beſtimmten Gedanken, ſondern an die Idee des Patriotismus ſelbſt iſt. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß die Natur dem Weibe die Aufgabe ſtellte, die Idee in konkreter, individualer Erſcheinung zu faſſen, während dem Manne die Beſtimmung ward, durch ſein Erfaſſen des Allgemeinen, die Idee und die Wahrheit in der Geſchichte zur Erſcheinung zu bringen, ſie in und außer ſich darzuſtellen. Nur der Mann macht Geſchichte, aber er nimmt einen Teil ſeiner Kraft und ſeinen Lohn vom Weibe. Darum verdient auch nur der Mann die ganze Seele des Weibes, der nicht für ſich, ſondern für die Beſtimmung des Menſchen lebt. Nur in einem ſolchen wird das Weib glücklich werden, weil nur in der Hingabe an einen ſolchen Mann ſie ſelbſt die allgemeine menſchliche Beſtimmung der Hingabe an die Idee, an die Wahrheit, das Ideal erfüllt. Im Leben kann die Geſtaltung eine ſehr verſchiedene ſein und es darf nie vergeſſen werden, daß nicht bloß der hiſtoriſche Menſch die Geſchichte der Menſchen macht und fördert, ſondern — und vielleicht oft mehr als jener, jeder gute d. h. dem Guten mit heiliger Liebe ergebene Menſch; denn das Göttliche, das der Menſch in ſich zur Erſcheinung bringt, iſt für alle Menſchen gewonnen, — das wahrhaft Gute iſt für die Menſchheit nie verloren.

Wenn es einen Teufel gibt, ſo nimmt er von dem Menſchen in dem Augenblick Beſitz, wo er das Wort „Ich“ ausſprechen lernte. Aber er wird beſiegt und gebannt, ſobald das Wort „du“ an die Stelle tritt.

Ein Mann muß verſtehen zu ſchweigen, ein Weib darf es verſtehen zu reden.

Über die Räume der Erde hat für den Gedanken die große Erfindung des elektro-magnetiſchen Telegraphen aus dünnen Metallfedern eine Brücke geſchlagen; er fliegt auf ihr mit Blitzesſchnelle dahin und gewinnt Stunden und Tage dem Leben. Aber ſeit ewig hat für das Herz des Menſchen die Liebe nicht bloß die Räume der Erde, ſondern den Raum beſiegt, nicht bloß Tage und Stunden gewonnen, ſondern die Zeit ſelbſt überwunden und es bedarf keines Metalldrahts, damit zwei Herzen, wenn auch im Raum getrennt, ſtets beieinander ſind und ineinander fühlen, Liebe einander ſchenken und voneinander empfangen.

Du ſollſt die Menſchen lieben, nicht weil ſie deine Brüder ſind, ſondern weil du ſie liebſt, ſollen ſie deine Brüder ſein.

Weiber ſind die beſten Springer, denn ſie brauchen zur Kluft vom Engel zum Teufel nur einen Satz.

Das Auge eines anderen Menſchen iſt vielleicht das wichtigſte Okularglas, um den Himmel zu beobachten, wenn man ihn begreifen, nicht nur berechnen will.

Die Mutter der Hoffnung iſt unſere Eigenliebe, ihr Vater unbekannt.

Wenn der Mann höher ſteht als das Weib, ſo kann ihre Liebe Glück ſein und dauern, denn ihre Seele hat ganz Raum in ihm, und ſie gibt ihm Glück, weil ſie außer ihm nicht iſt. Steht das Weib höher als der Mann, ſo kann die Liebe nie das Ziel erreichen, denn er kann ſie nicht ganz umfaſſen, nicht glücklich ſein, weil ſie noch außer ihm iſt, weil das unendliche Streben, ſich ihrer zu bemächtigen,

ihm nicht gelingt. Dem Weibe aber wird die Qual, ihre Liebe nicht vollſtändig geben zu können, ſich nicht ganz geben zu können. Vielleicht gibt es Fälle, in denen die gegenſeitige Liebesfähigkeit zweier Menſchen einander vollkommen entſpricht, gewiß Augenblicke. — Die Dauer der Liebe zweier Weſen ineinander, iſt von der gegenſeitigen Möglichkeit, die ganze Liebesfähigkeit zu verwenden, abhängig.

Man ſpricht ſo oft von der Kolliſion der Pflichten und dennoch kommt eine ſolche gewiß ſelten oder vielleicht nie vor. Was man ſo nennt, iſt eine bloße Kolliſion der Pflichten und Verpflichtungen, die oft ſchmerzlich oder empfindlich ſein kann, aber ſchon in der richtigen Unterſcheidung der Begriffe ihre Löſung findet, denn immer wird die Verpflichtung der Pflicht nachſtehen müſſen. Pflicht iſt ein ewiger, Verpflichtung ein zeitlicher Begriff. Pflicht iſt nichts weiter, als die anerkannte Notwendigkeit der Übereinſtimmung der Idee mit dem Realen, des Inhalts mit der Form, der Seele mit ihren Äußerungen, Gottes mit der Welt, des Menſchen mit der Menſchheit. Pflicht iſt das anerkannte Gebot und der bewußte Trieb zur Realiſierung der Wahrheit. Verpflichtung iſt die Anerkennung der Forderungen, zu welchen andere durch unſere eigenen Handlungen abſichtlich oder unabſichtlich berechtigt werden. Eine Pflicht *hat* man, eine Verpflichtung *übernimmt* man. Von einer Pflicht wird man *nie* befreit, von einer Verpflichtung wohl. Mit der Forderung fällt auch die Verpflichtung weg, nicht ſo die Pflicht. Man hat Pflichten gegen Gott und gegen die eigene Seele, gegen andere Menſchen hat man meiſt nur Verpflichtungen und nur die *eine* Pflicht — ſie zu lieben!

Wo es kein öffentliches Leben, keine die Menſchen zwangsweiſe zuſammenſchließenden Intereſſen gibt, ſind Betrachtungen über Welt und Menſchenleben, Ehe und Liebe, Neigung und Pflicht die herkömmlichen Gegenſtände ſtillen, ſinnigen Nachdenkens. Obgleich dieſe Fragmente nur einen Teil des Fölkerſahmſchen Nachlaſſes bilden, ſind ſie, neben anderen Blättern verwandten Inhalts, doch die einzigen ſelbſtändigen, nicht auf Geſchäfte bezüglichen Aufzeichnungen, welche der Verſtorbene hinterlaſſen hat. Schon aus dieſem Umſtande kann darauf geſchloſſen werden, daß Fölkerſahm weder von Hauſe aus Politiker war,

noch ausſchließlich der Beſchäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten lebte. Ja es läßt ſich ſogar behaupten, der urſprüngliche Ausgangspunkt ſeiner Tätigkeit ſei *nicht* das Bedürfnis geweſen, gerade an den Verhältniſſen, die ihn umgaben, teilzunehmen. Er war ein fertiger, an der Beſchäftigung mit anderen Lebensgebieten gereifter Mann, als er in die Geſchäfte trat; er brachte weder geſchäftliche Routine, noch eine Fülle ſelbſt erworbener Anſchauungen in die Verhältniſſe, auf welche er wirken ſollte, mit — ſelbſt der Vorteil, von der Pike auf gedient und eine geſchloſſene praktiſch erprobte Fachbildung mitgebracht zu haben, ſtand ihm nicht zur Seite. Dieſer Umſtand iſt für ihn und für ſeine Sache in mehr wie einer Rückſicht verhängnisvoll geweſen. So wenig ſich behaupten läßt, daß unſere „öffentlichen Charaktere“ regelmäßig oder auch nur häufig mit fachwiſſenſchaftlicher Bildung in ihre Tätigkeit treten — die überwältigende Wirkſamkeit eines Mannes, deſſen Grundſtimmung ein idealiſtiſcher Tätigkeitsdrang, deſſen Stärke die philoſophiſche Spekulation war und der nicht mit ſpezifiſch livländiſchen, ſondern allgemein humanen Vorausſetzungen an ſein Werk ging, bildete doch eine Anomalie in unſerer Landtagsgeſchichte, die wenn nicht gegen den Geiſt, ſo doch gegen das Herkommen des Landes verſtieß und die Fölkerſahm eigentlich nie verziehen worden iſt. Mögen wir in den Blättern livländiſcher Vergangenheit zurückſchlagen ſo weit wir wollen, alle uns dort begegnenden, auf die öffentlichen Zuſtände einwirkenden Männer ſind vorzugsweiſe Praktiker geweſen, die in der Beſchäftigung mit ländlichen Fragen grau geworden waren und den Landesdienſt von Jugend auf getrieben hatten. Wenn wir von Karl Friedrich Schoulz abſehen, der mindeſtens ein durch ſein diplomatiſches Geſchick unter ſeinen Landsleuten berühmt gewordener Landrat war, als er ſeine Reformtätigkeit aufnahm, ſo werden wir finden, daß alle Vertreter liberaler Agrarideen auf dem livländiſchen Landtage von beſtimmten praktiſchen Bedürfniſſen, wenn nicht gar von noch beſtimmteren Forderungen der Regierung ausgegangen ſind und daß ſie dieſen Motiven nur eine möglichſt beſchränkte Macht zur Änderung der gegebenen Verhältniſſe einräumen mochten. Alles das war bei Fölkerſahm anders.

Waren ihm gleich die ländlichen Einrichtungen Livlands keineswegs fremd geblieben und hatte er, als im Lande geboren, Land und Leute ziemlich gründlich kennen gelernt, ſo war die Realität der kleinen liv-

ländiſchen Welt doch durchaus nicht die Welt, in der er eigentlich lebte und deren Grenzen mit denen ſeines Denkens zuſammenfielen. Seine Anlage neigte ſchon früh zur abſtrakten Spekulation, zu bald kritiſchen bald phantaſtiſchen Betrachtungen über die menſchliche Natur, ihr Seelen- und Gemütsleben: die innere Welt des Gedankens war ſeine Heimat, die Pſychologie ſein Lieblingsſtudium. Seine eigentlichen Studienjahre fielen in die Zeit der Alleinherrſchaft der Hegelſchen Philoſophie und in dieſe hatte er ſich mit ganzer Seele verſenkt, nicht ſowohl um ihre Schulſatzungen zu ergründen, als um ſich ihre großen Grundanſchauungen zu aſſimilieren. Neben der Philoſophie war es beſonders das Gebiet der Naturwiſſenſchaften geweſen, das ihn angezogen hatte und all' dieſe Studien waren überwuchert worden durch ein ſtarkes Mitteilungs- und Geſelligkeitsbedürfnis, durch den ungeſtümen Drang, das Leben durchzukoſten, es auf ſich einwirken zu laſſen mit ſeinen Freuden und ſeinen Leiden und jenen „Kurſum durchzuſchmarotzen", der an der Schwelle des Lebens jedem jungen Fauſt von unerſchöpflichen Reichtum zu ſein ſcheint. — Nur wenn man ſich den eigentümlichen Geiſt desjenigen Zeitabſchnitts vergegenwärtigt, in den Fölkerſahms Sturm- und Drangperiode fällt, kann man auch der Anſchauungsweiſe dieſes Mannes gerecht werden. Die zwanziger und dreißiger Jahre gehörten noch dem Zeitalter der bloßen Privatexiſtenz an. Auf möglichſt reiche und harmoniſche Entwicklung der Individualität, nicht auf die Erziehung zu beſtimmten praktiſchen Zwecken und zum Dienſt eines beſonderen Berufs war es bei der damaligen Jugend, beſonders der der höheren Stände, abgeſehen. Nicht der Staat, die Geſellſchaft war es, mit welcher der Jüngling ſich zu verſtändigen und auseinanderzuſetzen beſtrebt war; der revolutionäre Drang der Zeit wandte ſich zunächſt gegen die überkommenen geſellſchaftlichen Einrichtungen, er fragte mehr noch nach der Berechtigung der Ehe und der Familie als nach den Rechtsgrundlagen der ſtaatlichen Einrichtungen; die eigentlichen Helden des Tages waren die Sozialiſten. Erſt wenn man mit Gott und der Welt, ihren Konventionen und Vorurteilen fertig war, ſollte der Staat an die Reihe kommen. Es war — mit einem Wort — die Blütezeit des Jungdeutſchtums, in welche Fölkerſahms Entwicklungsjahre fielen und die auf ſeine Anſchauungen bleibenden Einfluß gewonnen hatte. Die weltſchmerzerfüllte

Lyrik der Byron und Heine beherrſchte die Gemüter, die Köpfe grübelten über der Identität der Vernunft mit der Wirklichkeit, des Denkens mit dem Sein, — die ganzen Menſchen hatte die Lehre von der notwendigen Emanzipation des Fleiſches und der Emanzipation des Weibes in einen wilden Strudel gezogen, aus dem nur wenige geſund herauskamen.

Bei ſo bewandten Umſtänden kann es uns nicht wundernehmen, daß unſer Landsmann, deſſen reiche Natur das Bedürfnis nach voller Teilnahme an den Ideen und Beſtrebungen der Zeit mit ungewöhnlicher Stärke empfand, nicht als tatendurſtiger, praktiſcher Landwirt oder angehender Ordnungsgerichts-Adjunkt, ſondern als philoſophierender jungdeutſcher Lebensvirtuos von ſeiner Bildungs- und Studienreiſe in die Heimat zurückgekehrt war. Fölkerſahm war viel zu tief angelegt, um ſich an einer bloß oberflächlichen Bekanntſchaft mit den Fragen genügen zu laſſen, um deren Löſung ſich die Beſten ſeiner Zeitgenoſſen verzweifelnd abmühten: was von anderrn als Modetorheit oder Modeweisheit mitgemacht worden war, hatte ihn bis in die tiefſten Wurzeln ſeines Weſens erſchüttert, konnte darum nicht äußerlich abgeſtreift, ſondern mußte mühſam und allmählich innerlich überwunden werden.

Bei dem Mangel ausführlicher biographiſcher Nachrichten ſind wir bezüglich des Abſchnitts, welcher vor dem Beginn von Hamilkar Fölkerſahms öffentlichem Auftreten liegt, in noch höherem Grade auf die Tradition und auf das, was er gelegentlich ſelbſt erzählte, angewieſen; eine einzige Ausnahme findet zugunſten der Zeit kurz vor ſeiner erſten ausländiſchen Reiſe ſtatt. Die Reiſe war lang erſehnt und erſt nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten ermöglicht worden. „Die Lerchen ſangen das Morgenlied und die Erde öffnete ihre Blumenaugen“ an jenem 29. April 1829, der den jungen Reiſenden an das erſehnte Ziel führte. Vorher hatte derſelbe in das Album einer ihm verwandten und befreundeten Dame nachſtehende, in dem von uns weggelaſſenen Eingange von ihm ſelbſt als „Unſinn“ bezeichnete Zeilen geſchrieben, die trotz ihres humoriſtiſchen Gewandes auf die entſchieden ſkeptiſche und kritiſche Natur des Schreibers ſchließen laſſen.

„Für die Maskerade auf dem Erdenball erhält jeder ſein Einlaßbillet, das er am Eingang vorzeigt und am Ausgang abgibt. Man nennt es: die Schwächen. — Jeder benutzt ſeine Maskenfreiheit, mancher nur durch

Vorzeigen ſeiner Einlaßkarte. Dieſe urſprüngliche Maskerade unterſcheidet ſich von der Nachahmung im kleinen ſo, daß in dieſer die Masken, die ihre Rolle ſo gut ſpielen, daß man nicht errät, wer dahinter ſteckt, die beſten, — in jener aber die ſchlechteſten ſind. Wie auf der erſteren iſt bei der letzteren eine Stunde beſtimmt, in der ſich alle demaskieren, dann müſſen ſie aber auch den Maskenball verlaſſen und nur ihre Kleider können zurückbleiben, die ſie am Ausgang abwerfen — man nennt dieſe Stunde den jüngſten Tag. Fortwährend drängen ſich Masken zu und andere wieder ab. Jeder muß ſich einmal demaskieren, mancher reißt ſich die Maske vor der Zeit ab, mancher einem anderen. Der große Entrepreneur, Tanz, Spiel- und Speiſevorſteher beſtimmt nichts und ordnet alles. (Die Vorſteher auf den Nachahmungen beſtimmen alles und lenken nichts.) Die erbärmlichſten ſind die Dominos, die, was ſie ſind, verdecken ohne etwas anderes zu werden. Vom Eingang ſage ich nichts — der Ausgänge ſind viele, die alle ſo ziemlich gleich ſind. Ihr Portier iſt der mit ſeiner Maske wechſelnde Tod und die Wegweiſer zu ihm nennt man häufig Ärzte. Die Leidenſchaften unterhalten auf ihre Koſten eine Chauſſee nach dem Ausgang, auf der man pfeilſchnell fahren kann. Sie ſoll ſehr beſucht ſein. Das Gedränge iſt oft arg und Scheiden und Wiederſehn wechſeln bis vor den Ausgang, wo erſteres zum letzten Mal geſchieht. Man macht ſich den Spaß, die abgeworfenen Kleider anderer zu begraben, zu verbrennen oder zu verwahren. — Ich laufe heute weiter und miſche mich unter eine andere Gruppe und es iſt weder die erſte, noch, ſo Gott will, die letzte Trennung. — Mein Vergleich mit dem Leben hat noch eine Ähnlichkeit, die ich erſt jetzt bemerke, daß nämlich nur der, welcher ihn erfand und lenkte, den Sinn ganz verſteht, während er den übrigen als „Unſinn“ erſcheint.“

Ein Jahr ſpäter ſchrieb der Jüngling, der mit ſo keckem Übermut in das Leben getreten war, in Berlin einige Sätze nieder, welche ziemlich deutlich beweiſen, wie ſchnell und wie tief das jungdeutſche Weſen auf ſeine Entwicklung und Weltanſchauung Einfluß gewonnen: „Wenn ich ſonſt einen Menſchen lieben oder die Sonne untergehen ſah (die ſchönſten Momente im Leben), ſo hätte ich alles weggegeben, um nur einen Menſchen glücklich zu machen oder um beſſer zu ſein. Jetzt denke ich bei dem erſten an das langweilige Ende, bei dem letzten an

das Wetter des nächſten Morgens. Früher konnte ich in jedem Ernſt einen Scherz und in jedem Scherz eine ernſte Seite finden. Jetzt begnüge ich mich beide zu hören — und zu ertragen. Kurz ich bin vernünftig geworden und werde es auch, ſo lange ich in Berlin bin, wahrſcheinlich bleiben.

So dürftig die vorſtehenden Mitteilungen und die auf ſie geſtützten Schlußfolgerungen ſind, ſo dürften ſie doch jedem, dem gegeben iſt, ſich liebend in eine andere Perſönlichkeit zu vertiefen, zu dem Eindruck genügen, daß der Mann, von dem hier die Rede iſt, weſentlich von allen denen verſchieden war, die wir ſonſt an der Spitze unſerer Landesrepräſentation zu ſehen gewöhnt ſind. Aber ihm war erlaubt, anders zu ſein als anderen Menſchen ſeinesgleichen, denn er gehörte (um ein Wort ſeines Lieblingsdichters Schiller anzuziehen) zu den Naturen, welche mit dem zahlen, was ſie *ſind*. Für die Miſſion, welche er zu erfüllen hatte, war es eher ein Vorteil als ein Nachteil, daß er aus der Welt ſeiner eigenen, die Probleme der geſamten Zeitgenoſſenſchaft umfaſſenden Gedanken in die livländiſche Realität trat, daß er ſich auf die angeborenen, landläufigen Vorurteile, welche ſein Bildungszwang längſt abgeſtreift hatte, gleichſam wieder beſinnen mußte, um mit ihnen zu rechnen. Während der Edelmann unſerer Provinzen, der ſich zu einer freiſinnigen Weltanſchauung durcharbeiten will, in der Regel damit zu kämpfen hat, von den ihn überkommenen Vorſtellungen frei zu werden, hätte Fölkerſahm den entgegengeſetzten Weg zurückzulegen, er mußte mit ſeiner Idealwelt brechen. Die Jahre, in denen andere bereits eine beſtimmte Bahn eingelenkt haben und dieſe nur zu verfolgen brauchen, verbrachte er außerhalb der livländiſchen politiſchen Welt. Als er ſich dieſer zuzuwenden beſchloß, ging er, bereits Familienvater und Gutsbeſitzer, noch einmal ins Ausland, um ſich mit Staatswiſſenſchaften und Nationalökonomie zu beſchäftigen, Dingen, die ihn nach der gewöhnlichen livländiſchen Anſchauung, ſeinem Ziele eher entfernen als nähern mußten. Das Rüſtzeug, das er jetzt mitbrachte, war — und das iſt bei uns ein Vorwurf — vorwiegend theoretiſcher Beſchaffenheit. Es ſetzt ihn aber zugleich in den Stand, die Verhältniſſe, in welche er jetzt trat, mit ſouveräner Freiheit zu überſehen: die Schranken, an welchen die übrigen ſtill ſtanden, weil ſie ſich nur innerhalb derſelben heimiſch und ſicher fühlten, für ihn waren

ſie die Eingangstore in die kleine Welt, außerhalb welcher er bis dazu gelebt hatte. Gleich an der Spitze ſeines Programms ſtand ein Geſichtspunkt, der für die anderen nur ein beiläufiger war und auf den er immer wieder zurückkam: die Stellung Livlands und der Oſtſeeprovinzen zu dem Reich, dem ſie angehören. Klarer als irgend jemand vor ihm und nach ihm wußte er, daß die Eigentümlichkeiten unſeres baltiſchen Lebens nur zu konſervieren ſeien, wenn ſie eine höhere Kulturſtufe innerhalb des Reichsganzen bildeten, über das Niveau derſelben hinausragten, und daß ein wirklicher Fortſchritt bei uns nur möglich ſei, wenn die agrariſchen Verhältniſſe auf ſicherer Grundlage ruhten. Während man rings um ihn dem Wahn huldigte, das damals in Rußland herrſchende politiſche Syſtem werde von ewiger Dauer ſein, wußte Fölkerſahm ganz genau, daß die Extreme ſich berührten und daß eine Reaktion, deren Tragweite nicht zu berechnen war, vor der Tür ſtehe. Er, deſſen humanes Gefühl die Schmach der damaligen ländlichen Zuſtände ihrer ganzen Schwere nach empfand, konnte unmöglich darüber im Zweifel ſein, daß dieſelben noch andere Zeugen hätten als die, welche durch die Gewohnheit abgeſtumpft, die gegebenen Verhältniſſe für haltbar und natürlich hielten, und daß eine Zeit kommen müſſe, in welcher ein anderer Maßſtab an die Dinge gelegt werden würde, als der im Rigaer Ritterhauſe gewöhnliche. Fölkerſahm wollte die agrariſchen Zuſtände Livlands nicht nur um ihrer ſelbſt, ſondern um des ganzen Landes willen beſſern; die Reform von 1849 hatte für ihn eine andere Bedeutung als die bloß agrariſche.

Aber nicht nur ſein allgemeiner, auch ſein ſpezieller Maßſtab war ein anderer als der traditionelle. Er fragte nicht ſowohl danach, welches die nächſte Stufe ſei, auf welche der Landmann zu heben ſei, er fragte nach der Stufe, auf welche der Bauer ſtehen müſſe, um eine Stütze des Landesſtaats, des geſamten öffentlichen Zuſtandes der Provinz zu werden. Fölkerſahm iſt häufig genug und mit Gründen von entſchiedenem Gewicht der Vorwurf gemacht worden, er habe im Eifer für die Herſtellung bäuerlichen Grundbeſitzes die Wichtigkeit der Ausbreitung und Befeſtigung des Geldpachtſyſtems unterſchätzt, das Inſtitut der Erbpachten vernachläſſigt. Damals war die Antwort auf dieſen Vorwurf ſchwer zu geben, heute liegt ſie auf der Hand: wo wären wir, wenn die Poloſhenie von 1861 bloß Pächter

nicht auch bäuerliche Grundbeſitzer vorgefunden hätte und wenn das livländiſche Bauerngeſetzbuch von dem Grundbeſitz und der Bauerrentenbank nichts gewußt hätte? Kurland, deſſen klimatiſche und wirtſchaftliche Lage ungleich günſtiger war, hatte volle dreißig Jahre gebraucht, um den natürlichen Übergang von Geldpachtſyſtem zum bäuerlichen Grundeigentum zu finden, und zwiſchen 1849 und 1861 liegen bloß zwölf Jahre. Der gewaltſame Sprung, mit welchem die furchtbare Verſäumnis der Jahre 1819 bis 1843 nachgeholt werden mußte, er wäre von ſpezifiſch livländiſchen Landtagsmännern nimmermehr gemacht worden; es bedurfte der ganzen revolutionären Kühnheit eines Mannes, der nicht „von der Pike auf“ gedient hatte, der vielmehr als Fremder in die alt-livländiſche Welt trat, um mit den überkommenen Vorſtellungen zu brechen und die Zeitgenoſſen unaufhaltſam mit ſich fortzureißen. War das Bauergeſetzbuch von 1849 auch weit davon entfernt, ein legislatoriſches Meiſterwerk zu ſein, ließ ſich an mehr wie einer Stelle desſelben nachweiſen, daß die Löcher, welche die Gegner in das neue Syſtem geſchlagen hatten, nur mühſam verkleiſtert worden waren, und ſtand außerdem feſt, daß das Verdienſt der Reaktion nicht ſowohl Fölkerſahm als dem leider zu früh dahingegangenen Rudolf von Engelhardt gebührte, — die leitenden Grundſätze dieſes Geſetzbuchs enthielten einen ſo vollſtändigen Bruch mit dem, was bisher für die Grundlage des Verhältniſſes der Bauern zum Herrn gegolten hatte, daß eine Rückkehr der alten Zuſtände für immer unmöglich gemacht war. Nachdem der „Arbeitspacht“ ein für allemal das Brandmal auf die Stirn gedrückt worden war, das ſie längſt verdient hatte, nachdem durch die Demarkationslinie ein Teil des Grund und Bodens der unbeſchränkten Dispoſition der Herren entzogen und endlich der bäuerliche Grundbeſitz als das Ziel der geſamten Entwicklung klar und deutlich bezeichnet worden war, konnte keine Macht der Erde die Fortdauer der Frone, die für einen ägyptiſchen Fleiſchtopf galt und doch nur eine Hungerſuppe für Bauern und Herren war, ermöglichen. Der einmal in Fluß gekommenen Bewegung konnten wohl Dämpfer aufgeſetzt werden — wie erfinderiſch man in der Wahl und Konſtruktion derſelben ſein konnte, hat der Landtag von 1856 bewieſen — an der eingeſchlagenen Richtung ließ ſich beim beſten, oder richtiger geſagt, beim ſchlechteſten Willen nichts mehr ändern. Und darauf kam es weſentlich an: der

Nachweis, daß die livländiſche agrariſche Entwicklung in die richtige, zum bäuerlichen Grundbeſitz führende Bahn gelenkt ſei, daß es für einen Eingriff in dieſelbe zu ſpät ſei, er allein hat uns im Jahre 1861 gerettet, er allein hat den Nachbarprovinzen die Möglichkeit geboten, noch rechtzeitig in den rettenden Hafen zu ſteuern. Mag immerhin wahr ſein, daß der bäuerliche Grundbeſitz lange Zeit hindurch bloß auf dem Papier geſtanden hat, daß eine ſorgfältigere Ausbildung des Geldpachtſyſtems den Verhältniſſen von 1849 mehr entſprochen hätte als der Sprung über das geſamte Pachtſyſtem hinweg, die moraliſche Wirkung eines grundſätzlichen Bruchs mit den überkommenen Irrtümern iſt für Gegenwart und Zukunft wichtiger geweſen als alles, was auf dem Wege langſamen Übergangs von einer wirtſchaftlichen Stufe zur anderen hätte erreicht werden können.

Man würde aber vollſtändig in die Irre gehen, wollte man glauben, die Kühnheit und Energie, mit welcher der geniale Mann in bis dazu unerhörter Weiſe in die bäuerlichen Verhältniſſe eingriff, ſei nur dieſen und damit dem Adel zugute gekommen, er habe ſich damit begnügt, dem ſogenannten „Agrarliberalismus“ die Bahnen zu bereiten und das Land im Übrigen ſeinen Geſchicken überlaſſen. Vielmehr iſt zu konſtatieren, daß die Reform von 1849 nicht nur dem Adel, ſondern dem ganzen Lande ein verloren gegangenes Stück ſeines guten Gewiſſens wiedergegeben hat. Zahlreiche Männer aller Stände, welche ſich im Unwillen über die Verwahrloſung der ländlichen Zuſtände, dem öffentlichen Leben des Landes und ſeinem Vertreter, dem Adel, in nahezu feindlicher Weiſe abgewandt hatten, ſind erſt durch ihn verſöhnt und dem Glauben an die Solidarität unſerer Intereſſen wiedergewonnen worden. Gerade daß er eine andere Sprache redete als die, welche bis dazu unſeren politiſchen Jargon bildete, daß ſein Programm auf der Grundlage einer freiſinnigen Weltanſchauung ruhte, bot denjenigen Männern aller Stände, die auf der Höhe weſteuropäiſcher Bildung ſtanden, die Möglichkeit, an den Dingen teilzunehmen, welche ihnen früher für die ausſchließlichen Intereſſen *eines* Standes gegolten hatten. Es iſt nicht übertrieben, wenn wir behaupten, die durch Fölkerſahm in Fluß gebrachte geiſtige Bewegung habe vielen unſerer bürgerlichen Landsleute das Bewußtſein wiedergegeben, daß ſie überhaupt ein Vaterland hätten, daß ſie nicht Fremdlinge auf liv-

ländiſcher Erde ſeien. Vielleicht am nachhaltigſten hat dieſe Zeit auf das patriotiſche Bewußtſein der Geiſtlichkeit gewirkt, welcher durch die verbeſſerte Lage des Landvolks ein neues Feld der Tätigkeit erſchloſſen wurde; dem Bauern immer wieder und immer nur predigen zu müſſen „Trage dein ſchweres Joch mit Ergebung, werde beſſer und klüger“ und ſich in der Stille ſagen zu müſſen: unter den gegebenen Verhältniſſen müſſen die Letten und Eſten moraliſch verkommen — es war für unſere Paſtoren ein ſaures Stück Arbeit geweſen! — Männer wie Ferdinand Walter, Otto Müller, Woldemar Peterſen und andere Vertreter unſeres gebildeten Bürgertums, ſie hätten den Weg zu einer Verſtändigung mit dem Adel, zu engen perſönlichen Beziehungen mit den Vertretern desſelben nimmermehr gewinnen, ſie hätten den Bruch mit beſchränkten Paſtoral- und Stadtintereſſen nimmermehr wagen und verantworten können, wenn der Landmarſchall Fölkerſahm keine andere Sprache gekannt hätte als die, in welcher das Intereſſe des Adels das A und O iſt! Und nicht nur mittelbar, in ganz direkter Weiſe und mit dem klaren Bewußtſein, nur ſeine Pflicht als „Landmarſchall“ zu tun, iſt Fölkerſahm, wo ſich irgend dazu Grund und Veranlaſſung bot, für das gute Recht der übrigen Stände ebenſo energiſch eingetreten, wie für das des Adels. Bis zu der Höhe der politiſchen Geſichtspunkte, die für ihn maßgebend waren, haben die ſtändiſchen Unterſchiede gar nicht gereicht. Ariſtokrat war er in geſellſchaftlicher Beziehung und weil ihm Natur und Geburt eine Stellung außerhalb der großen Maſſe der Menſchen angewieſen hatten, — als Politiker hatte er die ſtändiſchen Vorurteile überwunden, bevor er in das öffentliche Leben getreten war. Ein Mann, der ſich den Begriff des Eigentums erſt gefallen ließ, nachdem er ihm philoſophiſch gerechtfertigt worden war, der den Wert des Menſchen nach dem Maß der von demſelben übernommenen Pflichten ſchätzte, — ein ſolcher konnte unmöglich einer Klaſſe von Individuen eine beſondere Stellung in ſeinem Kopf oder Herzen anweiſen und den Vorteil dieſer über den Vorteil der Geſamtheit ſtellen. Wie klar und nüchtern Fölkerſahm über den Adel und deſſen Vorzüge und Mängel dachte, iſt erſt aus den in ſeinem Nachlaß gefundenen Aphorismen erſichtlich geworden. „In der bürgerlichen Geſellſchaft“, ſo heißt es in einem dieſer Blätter, „nimmt, wie in den Gebirgsgegenden, mit der Höhe die kräftige Vege-

tation ab. Am ſchönſten iſt ſie bei mäßiger Erhebung über der Ebene. Der Adel iſt der Bewohner der Region, wo die Verkrüppelung der Natur beginnt und aus den Bäumen — Sträucher werden. Die Fürſten ſind in der Schneeregion, ſie, die, wie die Gletſcher mitunter ein prachtvolles Schauſpiel darbieten, aber nichts anderes erzeugen als Lawinen."

Ein treues Spiegelbild des Intereſſenkreiſes, in welchem der Landmarſchall der Jahre 1848—1851 gelebt und gewirkt hatte, bot die Hinterlaſſenſchaft desſelben dar. Wer in dieſelbe hineinzuſehen Gelegenheit gehabt hat, wird gewahr geworden ſein, daß ihm nichts fremd geblieben war, was auf das Wohl des Landes irgend Bezug hatte. Daß das „Jorkeitſche Manuſkript", der bekannte „Brief an Herrn Zehner, Wohlgeboren" und andere Memoires über die Rigaer Vorgänge der vierziger Jahre nicht fehlen, verſteht ſich von ſelbſt. Von den Aktenkonvoluten, welche ſich außerdem vorfanden, handelte der Hauptteil von der konfeſſionellen Frage; ein dicker Faſzikel trug die Überſchrift „Angelegenheiten der Stadt Riga", ein anderer „Intereſſen der Univerſität Dorpat". Kaum jemand vor ihm hat die höhere, patriotiſche Aufgabe des livländiſchen Landtags, die Pflichten desſelben gegen die heimiſche Kirche, das alte Recht, die Sprache, die Univerſität, als den Hort der geiſtigen Kultur, ſo nachdrücklich betont, wie Fölkerſahm: wer im Lande und ſeiner jüngſten Geſchichte einigermaßen Beſcheid weiß, wird ſich der Zeiten noch erinnern können, in denen Liberalismus und patriotiſche Geſinnung identiſche Begriffe waren und der ſogenannte „Konſervatismus" weit von dem Anſpruch entfernt war, für einen Freund der Univerſität Dorpat oder eines der anderen Träger des deutſchen Bewußtſeins gelten zu wollen.

Aber nicht nur den verdienten Patrioten und Reformer, den geiſtreichen Redner und Agitator, auch den Menſchen, den Mann, der unſere Sprache redete und von unſerem Fleiſch und Bein war, haben wir in ihm zu lieben. Stand Fölkerſahm auch durch den eigentümlichen Gang ſeiner Bildung und gewiſſe Eigentümlichkeiten ſeines vorwiegend ſpekulativen Geiſtes, außerhalb des Bodens der altlivländiſchen-, zumal der Adelstradition — er war doch Livländer durch und durch, nicht nur mit ſeiner Geſinnung, ſondern auch mit ſeinem Weſen, ſeinen Gewohnheiten, ſeinen Fehlern und Vorzügen. Echt livländiſch

war an ihm vor allem der Hang zur Geſelligkeit, die durch keine Bildung beeinflußte Neigung, die Dinge, ſoweit ſie es irgend litten, von ihrer ſozialen und geſellſchaftlichen Seite zu nehmen und zu beurteilen. Geſelligkeitstrieb und geſelliges Talent, d. h. die Fähigkeit, alle Lebensintereſſen ſo zu verarbeiten, daß ſie nicht um ihrer ſelbſt, ſondern zu dem Zweck das geſellſchaftliche Behagen zu erhöhen da zu ſein ſcheinen, ſind einmal unſere Art, — und wer hätte in reicherem Maß dieſe Eigenſchaften beſeſſen als Hamilkar Fölkerſahm! Er gehörte einer Menſchenklaſſe an, die heute im Ausſterben begriffen, nirgend ein dankbareres Terrain gehabt hat als in unſerem Lande, wo von jeher alle Beziehungen durch die geſellſchaftlichen beherrſcht wurden: er war Virtuoſe der Perſönlichkeit. Alle die Fähigkeiten, durch welche der Menſch verfeinert und geadelt wird und durch welche er unmittelbar auf die Mitmenſchen wirkt, hatte er in ſich zur höchſten Vollkommenheit und Meiſterſchaft entwickelt. Sein Talent für die Unterhaltung war noch bedeutender und ausgebildeter als ſein Rednertalent und wie großartig allein dieſes war, haben auch von denen, die ſeine großen Landtagsreden mit angehört haben, die wenigſten gewußt. Die Gelegenheit zur Anſtellung von Vergleichen war damals, wo man nicht reiſte, ungleich ſeltener vorhanden wie heute. Erwähnt ſei darum, daß ein unparteiiſcher, Fölkerſahm nicht perſönlich befreundeter Zeuge, der 1847 vom livländiſchen Landtage direkt nach Paris und London reiſte, gelegentlich geſagt hat, ein Rednertalent von der fortreißenden Gewalt des Fölkerſahmſchen ſei ihm weder in der franzöſiſchen Kammer noch im britiſchen Unterhauſe vorgekommen! In einem Lande, das keine Stenographen und keine Tribünen kennt, ſind die Früchte dieſes Talents nur einem kleinen Kreiſe zugute gekommen und vielleicht auch von dieſem nicht ſeinem ganzen Umfange nach gewürdigt worden. Seine Hauptwirkungen hat Fölkerſahm, wie man annehmen möchte, auch nicht durch ſein oratoriſches Talent, ſondern durch ſeine glänzende Begabung für die Debatte, ſeine unerſchütterliche Sicherheit und Schlagfertigkeit erzielt. Fölkerſahms große Reden ſind zum Teil ſchon jetzt vergeſſen, einzelne ſeiner Scherz- und Schlagworte leben dagegen noch heute in den Kreiſen, welche ihm nahe geſtanden, weiter fort. Die Überlegenheit und Siegesgewißheit, welche der merkwürdige Mann in allen, auch den ſchwierigſten Lebens-

lagen ſeinen Gegnern gegenüber bewies, ruhte auf einem feſteren Grunde als dem eines ungewöhnlichen Talents: ſeine Macht beſtand in dem feſten und unzerſtörbaren Glauben an ſeine Sache, in dem Bewußtſein, Träger einer großen ſittlichen Idee, überhaupt einer Idee zu ſein — einem Dinge, von welchem die Mehrzahl ſeiner Feinde nichts wußte. Von der Höhe dieſes Bewußtſeins herab konnte er nach der Niederlage von 1851 ſeine über die Uebermacht der Gegner klagenden Parteigenoſſen in Wahrheit mit dem oft wiederholten Worte tröſten: die Gewalt haben ſie wohl, die Macht bleibt bei uns!

Aber nicht nur dieſe hohen und ſeltenen Geiſtes- und Charaktereigenſchaften machten Fölkerſahm zu dem, was er geweſen: wie bereits oben angedeutet, war er auch in den Dingen Meiſter, welche herkömmlich in unſerem Lande für die Stellung ausſchlaggebend ſind, zu der es der einzelne bringt. Was kam der Liebenswürdigkeit und Grazie gleich, welche der impoſante Mann zu entwickeln wußte, wenn er in vertrautem Kreiſe das desipere in loco übte oder beim ſchäumenden Glaſe Moët et Chandon ſeiner unerſchöpflichen Laune den Zügel ſchießen ließ? Jene echt-livländiſche Gemütlichkeit und derbe Lebensluſt, welche kein Maß und kein Ziel kennt, wenn es ſich darum handelt eine gute Stunde „von Grund aus zu genießen", den flüchtigen Augenblick zu feſſeln und über trauliche Abende und Nächte auszudehnen, — ihm war ſie im höchſten Grade eigen und er wußte ſie durch den Reichtum und Schwung ſeines Geiſtes zur Tugend zu adeln. Den trivialſten Dingen wußte er eine intereſſante und tiefere Seite abzugewinnen, den trockenſten Geſellen ausgiebig zu machen, die ſteifſte und ledernſte Geſellſchaft zu beleben. Da war nichts Geſuchtes und Geſchraubtes, kein Haſchen nach Geiſt und künſtlichen Effekten, kein Vordrängen und Geltendmachen der eigenen Perſönlichkeit, frei und natürlich ſtrömte ihm das Wort von den Lippen, das Höchſte wie das Geringſte wurde in die Diskuſſion gezogen, wie Zufall und Laune es wollten. Nachläſſig auf die Couchette zurückgeworfen, gewöhnlich eine Zigarre von ungewöhnlichem Kaliber und gefährlicher Stärke zwiſchen den Zähnen konnte er ſtundenlang übermütige Schnurren, geiſtreichkühne Hypotheſen oder phantaſtiſche Einfälle in buntem Wechſel ausſtrömen, ohne je zu ermüden oder der Freiheit und dem Behagen ſeiner Umgebung zu nahe treten, das Muſterbild eines liebenswür-

digen Geſellſchafters und guten unverwüſtlichen Kameraden. Unwiderſtehlich wußte er jeden an ſich zu feſſeln, der eine ſolche Stunde mit ihm geteilt, einmal von dem Zauber ſeiner Unterhaltung gekoſtet hatte. Selbſt die Mediſance, ohne die es einmal nicht abgeht, wurde, wenn Fölkerſahm ſich zu ihr herabließ, zu einem höheren Rang erhoben und nie war er hinreißender, als wenn er ſich in der draſtiſch-ſcherzhaften Charakteriſtik bekannter Perſönlichkeiten und Verhältniſſe erging und an dieſen eine typiſche Bedeutung nachzuweiſen ſuchte. Im Kreiſe vertrauter Freunde zwang- und anſpruchslos, beherrſchte er die geſellſchaftlichen Formen doch mit der Sicherheit des geborenen Kavaliers. Noch der alten Schule angehörig, war er von ritterlicher Artigkeit gegen die Frauen, von feinem Verſtändnis für weibliche Grazie und weiblichen Geiſt, empfänglich für alles, was das Leben ſchmückt und zu deſſen holdem Überfluß gehört. Jene weit verbreitete Anſchauung, nach welcher die Frauen eine niedere Spezies bilden, war ſeiner äſthetiſchen Natur durchaus fremd und widerwärtig. Er gehörte auch nicht zu den Männern, welche gegen Frauen nur liebenswürdig ſein zu können glauben, wenn ſie ſich zu ihnen „herabſtimmen“; ſein Reſpekt gegen die Vertreterinnen des ſchwächeren Geſchlechts beſtand darin, daß er ſie in die höheren Menſchheitsideen zu ziehen und an dem Reichtum männlicher Bildung in ihrer Weiſe Anteil nehmen ließ, auch darin der guten Tradition unſerer Geſellſchaft getreu und durch ſie ſiegreich.

Selbſt ſeine Art und Weiſe der Arbeit und der Erledigung von Geſchäften war eine autochthone und entſprach dem Geiſt des Landes „wo jeder der Rechte ſo viele, der Pflichten ſo wenige hat.“ Detail und ſtrenge, in Paragraphen ausgeprägte Syſtematik waren ſeine Sache nicht und mit richtigem Takt wußte er für dieſe Seite der Arbeit die rechten Männer heranzuziehen, von ihnen zu lernen, ſie in das entſprechende Fahrwaſſer zu bringen. Nach Art genialer Leute regellos und in ſeinen Stimmungen wechſelnd, konnte er Tage und Wochen in ſcheinbarer Untätigkeit verbringen, bald hinter flüchtigen Haſen und Füchſen herreiten, als ginge ihm nichts über Hörnerklang, Hundegebell und Halettrufen, bald mit guten Geſellen Nächte lang beim Glaſe ſitzen und immer der letzte auf dem Platz ſein, oder in den Strudel bunter Geſelligkeit untertauchen und trotz des profeſſionsmäßigſten unſerer

Flaneurs und Lebensdilettanten des Lebens äußere Freuden durchkoſten. Sammelte er ſeine Kraft aber, ging er einer ernſten Aufgabe zuleibe, ſo tat es ihm kaum jemand an Spannkraft und Zähigkeit gleich und oft genug geſchah es, daß ſeine Schreiber gewechſelt werden mußten, ehe er in der geiſtigen Produktion ermüdete.

Aber der Menſch, wenn er Menſch im wahren Sinne des Worts ſein will, muß mehr wert ſein als die Summe ſeiner Leiſtungen. So bedeutend Fölkerſahms geiſtige Fähigkeiten, ſo glänzend ſeine geſellſchaftlichen Talente waren, — überboten wurden ſie durch den Reichtum ſeines Herzens, ſeines Gemütslebens. Wie tief und innig das Gefühl für Menſchenliebe, wie ſtark das Bedürfnis nach Hingabe an den Nächſten war, das in dieſer großen und ſtarken Bruſt lebte, dafür legen die Fragmente, welche oben mitgeteilt wurden, vollgültigeres Zeugnis ab, als Schilderungen und Beteuerungen Dritter irgend vermöchten. Sei es uns verſtattet, noch zwei Ausſprüche Fölkerſahms, welche für ſeine Stellung zum Menſchen und zur menſchlichen Natur beſonders charakteriſtiſch ſind, an dieſer Stelle anzuziehen: „Abgeſondert vom Menſchen ſelbſt kann man nur das Gute und Edle an ihm lieben, *mit* dem Menſchen auch die an und für ſich ſchlechten Eigenſchaften. Selbſt mit dem uns Widerſtrebenden ſöhnt uns deſſen Verbindung mit dem Menſchen aus". „Man halte ſich ſtets bei anderen Menſchen und bei ſich an die guten Eigenſchaften, um die übeln zu beſiegen". — Der liebeglühende Pantheismus, zu welchem Fölkerſahm ſich zeitlebens bekannt hat, ſcheint uns mehr noch Ausfluß ſeiner innerſten Natur, als notwendiges Reſultat ſeines philoſophiſchen Nachdenkens geweſen zu ſein. Er war ein aus *einem* Stück gehauener Menſch, ein Mann, bei welchen Eigenſchaften des Geiſtes und Eigenſchaften des Herzens ſo eng miteinander verbunden waren, daß ſich ſchwer beſtimmen ließ, wo die *einen* aufhörten und die *anderen* begannen, eine ideale Natur, die nach ihren Vorzügen und Schwächen nur von denen ganz verſtanden werden konnte, bei denen ſie verwandte Saiten vibrieren machte.

Unſer Land iſt das der tüchtigen Praxis, der wahre Boden für tatkräftige und geſunde, aber beſchränkte und ſich ſelbſt beſchränkende Naturen. Die Männer, denen wir das meiſte zu danken haben, waren mutige unverdroſſene Empiriker, die, in den gegebenen Verhältniſſen groß geworden, ſich mit den Schranken derſelben abfanden, ſchließlich

dieſe Schranken vergaßen und gerade darum imſtande waren, ihren nächſten Aufgaben unverdroſſen, mutig und mit einer Art von Behagen nachzugehen. Über den Provinzialismus hinausgehen, mit der Perſpektive auf allgemeine Humanitätszwecke arbeiten, wurde und wird ihnen meiſt zum Unheil: ſie verlieren die Friſche und das Selbſtvertrauen und werden der natürlichen Empfindung derer entrückt, mit denen ſie zu rechnen haben, in deren Kreiſe ſie einmal leben müſſen. Von der Bläſſe der Theorie auch nur angekränkelt zu ſein, iſt nächſt der Unredlichkeit der ſchlimmſte, mindeſtens der gefährlichſte Vorwurf, der einem in Liv-, Eſt- und Kurland gemacht werden kann; praktiſch, wo möglich nur praktiſch ſein, iſt die Hauptſache, die von einem öffentlichen Charakter verlangt wird. Idealismus und Bücherweisheit gelten hier für die Todſünden des Politikers.

Und gerade dieſer „Todſünden" hatte Fölkerſahm ſich ſchuldig gemacht. So wenig ihm abgeſprochen werden kann, daß er ſich auf den Boden der gegebenen Verhältniſſe ſtellte und höchſt greifbaren und praktiſchen Zielen nachging, — die ideale, philoſophiſche Stellung, die er zur Menſchheit einnahm, war der Ausgangspunkt ſeiner öffentlichen Tätigkeit; die Welt jenſeit der Haken, Buſchländereien und Lostreiberſtellen blieb ſeine wahre Heimat. Daß ihm das in gewiſſen Kreiſen niemals verziehen worden iſt, finden wir in der Ordnung. Die Eigentümlichkeiten ſeiner Natur, das Andersſein als andere Menſchen und andere Livländer darf aber nicht ausſchließen, daß ſein Name in dem Lande unvergeſſen bleibt, dem er ſo große Dienſte erwies und mit dem er, trotz jener Eigentümlichkeiten, ſo innig verwachſen war. Ja, mit Stolz mögen wir uns deſſen bewußt ſein, daß ein Mann von ſo großen, die Verhältniſſe überragenden Eigenſchaften wie Hamilkar Fölkerſahm auf livländiſcher Erde Platz gehabt und humane Beſtrebungen, die den einen Torheit, den anderen Verbrechen waren, durchzuſetzen vermocht hat.

Livländiſches Stillleben.

Die Mitte der vierziger Jahre unſeres Jahrhunderts bezeichnet für die Oſtſeeprovinzen und namentlich für Livland einen der wichtigſten Abſchnitte in der Geſchichte ihres öffentlichen Lebens, den Bruch mit der alt-kolonialen Sicherheit, dem ſelbſtzufriedenen Optimismus und der Trägheit, welche bis dazu die Signatur der baltiſchen Zuſtände ausgemacht hatten. Schlag auf Schlag brach alles zuſammen, was man ſeit Jahrhunderten als feſtes Bollwerk proteſtantiſch-deutſchen Lebens an der Oſtſee angeſehen hatte. Die allgemeine Gärung unter der ländlichen Bevölkerung bewies die Überlebtheit der agrariſchen Organiſation, der Übertritt zahlreicher Letten und Eſten zur griechiſch-orthodoxen Kirche, die Fäulnis der kirchlichen Zuſtände. Gleichzeitig erfolgten die erſten Schläge gegen die alt-ſtändiſchen Einrichtungen und Privilegien, namentlich der Städte, und die erſten ſtrengen Maßregeln gegen die Univerſität Dorpat. Die letzte Stunde des baltiſch-deutſchen Kolonial-lebens — ſo ſchien es —, hatte geſchlagen und Jahre banger Sorge vergingen, ehe man ſich aus dem Schrecken über die Gefährdung der teuerſten Stücke der heimiſchen Tradition aufraffen und zum Neubau, zu ernſter und gewiſſenhafter Reformtätigkeit ſchreiten konnte. Noch wenige Jahre früher hatte man ſich in einem Zuſtande dämmernden Behagens befunden, der jede Sorge um die Aufrechterhaltung des von den Vätern ererbten privilegierten Zuſtandes ins Fabelbuch verwies.

Wie Talleyrand von dem Jahre 1789 behaupten konnte, wer nicht um dieſes herum gelebt, wiſſe nicht, was es bedeute, „das Leben zu genießen", ſo möchte ſich von dieſen erſten vierziger Jahren ſagen laſſen, wer nicht an ihnen Teil genommen, der wiſſe nicht, was es mit dem

livländiſchen Leben eigentlich auf ſich gehabt habe, wie ſüß und behaglich die Exiſtenz der Privilegierten und Halbprivilegierten geweſen, als alles noch beim alten war, und niemand daran dachte, daß es anders werden könne und anders werden müſſe. Hat der charakteriſtiſche Gärungsprozeß baltiſchen Lebens neuerer Zeit doch erſt nach der Kataſtrophe von 1843 und 1844 begonnen und kann ſich die Mehrzahl derer, die heute dreißig Jahre alt ſind, doch noch der Zeiten erinnern, da man dem ſeligen Herrn von Kotzebue ſeinen Lieblingswunſch: „Ach wenn es doch immer ſo blieb!“ in gläubiger Naivetät und mit einer ſehr konkreten Beziehung auf die Zuſtände dieſes Landes nachſprach. Das ſpezifiſche Livländertum, der echt provinzielle Sinn, der weder nach dem fragte, was ſich im Weſten vollzog, noch nach dem, was ſich im Oſten vorbereitete, der in der Verarbeitung der Vorgänge zwiſchen Riga und Dorpat vollſtändige Genüge fand — er ſtand noch vor einem halben Menſchenalter in vollſter Blüte, und hat es lang genug nicht glauben wollen, daß der Livländer ſein Recht auf eigenartige Exiſtenz verwirkt habe, wenn er dieſelbe nur genießen, nicht auch durch die Erfüllung eines höheren Maßes zu erfüllender Pflichten verdienen wolle. Dieſe „gute alte Zeit“ war idylliſch genug beſchaffen, um inmitten unſerer ſorgenſchweren Tage, auch ohne die poetiſche Zutat, die der Schmerz um die verlorene Kindheit jeder Erinnerung zumiſcht, in roſigem Licht zu erſcheinen, und es bedarf nur eines etwas abgeſtumpften Gewiſſens, um ihren Verluſt alles Ernſtes zu bedauern. Was es mit jener Epoche, die ſich am Eingang der vierziger Jahre für immer abſchloß, eigentlich auf ſich gehabt hat, welcher Wert den Zuſtänden, in denen ſie ſich bewegte, zuzumeſſen iſt, das werden wir erſt erfahren, wenn die Provinzialgeſchichte des 19. Jahrhunderts geſchrieben iſt. Die Abſicht der vorliegenden Blätter beſchränkt ſich auf die Zuſammenfaſſung einzelner Züge des damaligen Lebens, wie ſie ſich der jugendlichen Phantaſie eines kindiſchen Zuſchauers einprägten, dem das plötzliche Erwachen ſeines Vaterlandes, die Zeit der ſchwerſten Not und Bedrängnis, mit der Erinnerung eines idylliſchen Glücks zuſammenfällt, wie es reiner und voller keinem Menſchenherzen geboten worden ſein kann. Die dunklen Wetterwolken, die ſich im Hintergrunde des lachenden Jugendparadieſes zuſammengezogen hatten, ließen dieſes nur um ſo lieblicher erſcheinen und es war bald vergeſſen, wenn einer der Blitze, die un-

heimlich in der Ferne zuckten, mit ſeinem geſpenſtiſchen Glanze einmal bis in die Kinderſtube leuchtete und die jugendliche Einbildungskraft mit Schreckensgeſtalten ängſtigte, die wir wenige Jahre ſpäter von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernen ſollten.

Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich die Charakteriſtik des glücklichen Stillebens, das die Wirren der vierziger Jahre in unſerem Lande vorfanden, mit einer Schilderung deiner einleiten, du kleine, einſame Stadt an den Ufern der Aa, die mir einſt die ganze Welt bedeutete. Oft genug hat es mich dazu getrieben, die glückliche Beſchränktheit des Lebens poetiſch zu verklären, das ſich auf deinem ſchlechten, erſt am Ausgang der dreißiger Jahre und nach langen Kämpfen mit dem alten eigenſinnigen Bürgermeiſter gelegten Pflaſter abſpann — aber an der Aa iſt noch kein Dichter geboren worden, der es weiter, als zu Reimen wie „Mond“ und „Wolken thront“, „Herz“ und „Schmerz“, gebracht hätte, und ſelbſt ſoweit habe ich es nicht bringen können. Wieviel Einwohner du zählſt und wie groß deine jährlichen Ausgaben und Einnahmen ſind, habe ich niemals erfahren können, aber kernigere Menſchen, originellere Geſtalten, als die deiner Bürger, ſind mir nirgend in der Welt begegnet, und ein reicheres Glück, als du es mir geboten, habe ich in keiner europäiſchen Hauptſtadt gefunden. Deine Bekanntſchaft iſt in wenig mehr als einer Viertelſtunde gemacht. Die Aa, in welcher im Frühjahr Holz geflößt und im übrigen Jahr durch den alten Töpfer S., den „Admiral“, die aus zwei Böten beſtehende Flotte geführt wurde, bildet deine Oſtgrenze, — im Weſten lehnſt du dich an den in eine Mühlenſtauung ausmündenden Biſchofsgraben, jenen Schreckensort, in welchem nach der Erzählung meines alten Freundes, des Ratsherrn W., das Geſpenſt eines wahnſinnigen Hafen ſpukte. Südlich bezeichnet die „Station“ die äußerſte Grenze deines Weichbildes; dorthin richtete man an lauen Sommerabenden ſeinen Spaziergang, um mit dem dicken Stationshalter eine Flaſche Bier zu trinken und ſeinen Erzählungen zu lauſchen, die regelmäßig mit der Schilderung der Durchreiſe Alexanders I. begannen und mit der Klage über das Teuerwerden des Hafers und die ſinkenden Preiſe für den Stationsdünger ſchloſſen. Nördlich war der „Konvent“ (lettiſch „Kawent“) das letzte Haus der Stadt, ein kleines Gebäude, vor deſſen Türen ein verblichener Lazarus von ſchwarzgelben Jagdhunden ſeine

Wunden lecken ließ; von außen war dem Häuschen kaum anzuſehen, daß ſeine Schwelle dem Volksglauben gemäß an den Sitz der ſchwarzen Kunſt führte, denn die alten Weiber, die hier auf Gemeindekoſten gefüttert wurden, hexten mit dem Kirchenſtaube, den ſie Sonnabends aus der Kirche fegten, und dem, „weil das Wort Gottes über ihn hingegangen", eine magiſche Kraft innewohnte — erfolgreicher als alle übrigen Hexen in ganz Lettland. Gleich hinter dem Konvent begann die Allee, welche an der St. Petersburger Straße gepflanzt war, jener Straße, die, wie wir Kinder glaubten, direkt vor das Haus des Kaiſers, in Wahrheit aber nur zur Station X. führte, auf welcher die gute alte Madame T., die Studentenmutter, hauſte, und den Gäſten friſche Kümmelkuchen anbot, während der Unterkommiſſär K. ſeine berühmten „Gelben" anſpannen ließ, jener glückliche Mann, der am gebrochenen Herzen ſterben konnte, als er die 40 Jahre lang verwaltete Station nach dem Tode der Eigentümerin verlaſſen ſollte, um ſeine alten Tage in dem Frieden einer benachbarten Hoflage zu genießen. — Von hervorragenden Gebäuden weiß meine Vaterſtadt nur eines, die am Marktplatz belegene Kirche aufzuweiſen, und ſelbſt zu einer Schilderung dieſer fehlt mir der Mut, denn von architektoniſchen und archäologiſchen Schätzen weiß dieſes ſchlichte Gotteshaus kaum etwas aufzuweiſen, und anſehen kann man ihm heute nicht mehr, daß in ſeinen Mauern ein Vierteljahrhundert lang die Stimme eines Mannes getönt hat, der wahrhaft ein Prediger in der Wüſte war, und dem, wenn er ſprach, das ganze Land ehrfurchtsvoll lauſchte. Zu nennen brauche ich ihn nicht, denn hat ſich auch vieles ſeitdem verändert, hat er den Kulminationspunkt ſeiner Wirkſamkeit längſt hinter ſich —

Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der ſeine genannt![1])

Das war ein buntes Treiben vor der Kirche, wenn der lange ſteife Küſter Ruggin verkündet hatte, der Paſtor ſei von ſeiner Amtsreiſe in die ferne Newareſidenz zurückgekehrt und werde wieder ſelbſt die Predigt halten. In langen Reihen ſtanden die ſtattlichen Bauersfrauen, geſchmückt mit den längſt aus der Mode gekommenen hohen weißen Mützen aus geſtärktem Muſſelin, vor dem Schulhauſe aufgeſtellt, aus deſſen oberem Stock der Herr Kantor und Schulinſpektor hinausſchaute,

[1]) Es war der ſpätere Biſchof Dr. Ferdinand Walther. (Anm. d. Herausgebers.)

um zu ſehen, ob des Paſtors bekannte kleine Kaleſche mit den beiden Rappen bereits ſichtbar war.

Gegenüber der Kirche ragten die vier Mauern eines unvollendet gebliebenen Steingebäudes empor, um welches ſich die zierlichen Bauermädchen mit roten Wollenbändern in den Zöpfen gruppierten, um die Huldigungen der männlichen Jugend entgegenzunehmen. Dieſe vier unvollendeten Mauern haben ihrer Zeit in der Geſchichte unſeres Städtchens eine denkwürdige Rolle geſpielt: der Herr Ältermann kleiner Gilde hatte ſie aufführen laſſen, um gerade der Kirche gegenüber eine Schenke zu begründen, aber ein edler Rat legte ſich drein und ſetzte bei dem Herrn Oberkirchenvorſteher den Erlaß eines Inhibitoriums durch, dem ein langjähriger Prozeß folgte, der vielleicht noch jetzt nicht beendet iſt und die Stadt lange Zeit hindurch in zwei ſtreitbare Heerlager ſpaltete, weil der Proviantkommiſſär, der mit dem Paſtor von je ſchlecht geſtanden und der überhaupt ein „Krakehler“ war, die Partei des Ältermanns nahm und ſeine einflußreiche Verwandtſchaft zugunſten dieſes Nachbarn aufbot. Hinter der Kirche liegt ein grüner, von einigen Bäumen eingefaßter Platz, der zu dem Abhang der Aa führt und dem Wanderer eine angenehme Ausſicht auf das gegenüberliegende Ufer verſtattet. „Hinter der Kirche!“ wie lange iſt dieſe Bezeichnung mir der Inbegriff alles deſſen geweſen, was die Welt an landſchaftlicher Schönheit und geheimnisvoll poetiſchem Zauber bieten konnte! Wenn man Sonntag nachmittags beim Klange der Veſperglocke im hohen Graſe dalag, mit halbgeſchloſſenem Auge in die Wolkengebilde ſtarrte, die ſich hinter dem dunklen Walde zu Zauberpaläſten aufbauten, und den Erzählungen der Wärterin lauſchte, die von dem grauen Männchen in Roſenbeck erzählte, das ihr Gutsherr, der Baron K., ſelbſt geſehen hatte, wenn alles rings duftete und ſummte, und die Welt hinter uns allmählich in traulichem Dämmer verſank, um einen Sonntag-Nachmittagsſchlaf zu halten, wenn dann die ſanfte Klarinette vom Markt herübertönte, auf welcher der Kaufmann Chariton (freilich nur wenn er ein Glas über den Durſt getrunken) „Blühe liebes Veilchen“ ſpielte, — das waren Augenblicke, in denen ein glückliches Kind wohl wähnen durfte, ein Märchen zu leben, wie es die Brüder Grimm nicht ſchöner und reicher dichten konnten — und in unbewachten Augenblicken kann ich mich noch heute des Gedankens nicht erwehren, „hinter der Kirche“

habe eigentlich die blaue Blume der Romantik geblüht, welche die Dichter vergeblich ſuchen.

Wo das Auge des Kindes den Eingang zu der Wundergrotte Aladins und ſeine Zauberlampe ſuchte, ſieht heute der Mann freilich nur eine gewöhnliche Terraſſe, deren Höhe ſich inzwiſchen beträchtlich vermindert zu haben ſcheint und die nirgend auch nur die Spur einer Grotte zeigt: die Schätze aber, die er hier gehoben, ſind ihm nicht abhanden gekommen und haben in ſeinem Herzen eine Stätte gefunden, aus der ſie nicht mehr vertrieben werden können! — Der Sonntags-Nachmittag war im übrigen ein recht geeigneter Zeitpunkt für jeden, der die Bewohner des Städtchens kennen lernen wollte. Auf vornehme Bekanntſchaften mußte freilich Verzicht leiſten, wer bei uns heimiſch werden wollte. Der Adel reduzierte ſich auf den Ordnungsrichter und den „Staatsrat", einen würdigen alten Herrn, der es nicht verſchmähte, gelegentlich ſeine Pfeife inmitten bürgerlicher Nachbarn zu rauchen und ihnen, wo es galt, mit Rat und Tat beizuſtehen. Zuweilen tauchte auch Herr v. X., der letzte livländiſche Krippenreiter, mit ſeiner braunen Stute und ſeinem zweirädrigen Wagen an dem Horizont unſeres kleinſtädtiſchen Himmels auf, um ſich nach kurzer Raſt zu einem adligen Nachbarn zu begeben. Die Trennung der Stände, wie ſie ſich heutzutage gerade infolge der liberalen Beſtrebungen und Zeittendenzen eingeſchlichen hat, um den Adel von den übrigen Geſellſchaftsſchichten zu ſeparieren — ſie war damals noch nicht erfunden: in demſelben Klub fanden ſich die benachbarten Gutsbeſitzer, die Honoratioren und die notableren Bürger der Stadt zuſammen, um eine Partie Boſton zu ſpielen oder ſich beim Kegelſpiel zu ergötzen, wo weder Herr v. U. noch Baron Y. glaubten ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn ſie mit dem unvergeßlichen alten Freunde meiner Jugend, dem Polizeiratsherrn, am Kartentiſch ſaßen und ſich an dem ſchlagfertigen Witz, der unzerſtörbaren Laune des geſcheidten liebenswürdigen Mannes erfreuten, der ſeines Zeichens ein Tiſchler und Baumeiſter war und uns Kinder regelmäßig am Weihnachtsabend durch ein Geſchenk von hundert unübertrefflichen Bauhölzern daran erinnerte, daß er ſeine Kunſt nicht verlernt habe. Der edle, wahrhaft liberale Geiſt, der das Städtchen beherrſchte, war weſentlich von dem Paſtor ausgegangen, der es in wirklich großartiger Weiſe verſtanden hatte, die bildungsfähigen Glieder

ſeiner Gemeinde zu der Höhe ſeiner eigenen chriſtlich-humanen Welt- und Lebensanſchauung zu erheben. Alle Faktoren des öffentlichen Lebens der kleinen Stadt reichten ſich brüderlich die Hand zu einem Bunde, der die ſittliche und materielle Wohlfahrt der Gemeinde zum Zwecke hatte; Prediger, Ärzte, Lehrer und ſtädtiſche Beamte bildeten eine feſtgeſchloſſene Kette, an der jede Gemeinheit abprallte, die alle ſchädlichen Elemente auszuſchließen oder mindeſtens niederzuhalten wußte. Seit der alte Bürgermeiſter zu Grabe gegangen war, hielten der Syndikus und der treffliche Polizeiratsherr das Steuer des Kommunallebens feſt in ihren Händen, um durch all die Wirren, die ſie vorgefunden hatten, mutig hindurchzuſteuern. Der alte Bürgermeiſter war ein wunderlicher, völlig geſchäftsunkundiger Mann geweſen, dem ſich eigentlich Böſes übrigens durchaus nicht nachſagen ließ. Ich ſehe ihn noch, wie er mit ſeiner langen Pfeife gravitätiſch über den Markt ſchreitet, um dem an der Türe des Rathauſes harrenden Gerichtsdiener feierlich das ſilberbeſchlagene Meerſchaumkunſtwerk zur Aufbewahrung zu übergeben und dann zu regieren. Das rechtſuchende Publikum zerfiel für ihn in zwei Klaſſen: die Leute, die er kannte, und die, die dieſes Glücks nicht teilhaft geworden waren. „Ich kenn' ihm nicht" war die ultima ratio ſeiner Orakelſprüche, und auf die Angabe von Gründen ließ er ſich ſchlechterdings nicht ein, denn „dazu war der Sekretär da".

Zu näherer Bekanntſchaft mit den einzelnen Bürgern des Orts kann ich meine Leſer nicht einladen, es ſind ihrer zu viele, als daß ich ſie einzeln aufführen könnte: den „Admiral," den inhibierten Ältermann und den Proviantkommiſſär haben wir bereits kennen gelernt — nur eines muß ich noch Erwähnung tun, des ehrwürdigen alten Schloſſermeiſters —a—, der als Redner in den Bürgerverſammlungen weit und breit berühmt war. Das war ein Mann der alten Zeit, wie er heutzutage nur noch im Buche ſteht. Seine beiden Söhne, Männer von vierzig und fünfzig Jahren, behielt er Zeit ſeines Lebens in der patria potestas und ich erinnere mich noch, wie er einſt vor Gericht trat, um ſeine „Knaben" zu vertreten! Das Nationalitätsprinzip war damals noch nicht im Schwange und ich glaube nicht, daß der rote und ſchwarze Waſſily oder der oben erwähnte muſikaliſche Kaufmann Chariton B., die die ruſſiſche Bevölkerung des Orts aus-

machten, jeweils über Rechtsungleichheit oder Beeinträchtigung ihrer Nationalität geklagt hätten. Die Judenfrage existierte nur in Form der strengen Instruktion, welche der Judenhäscher von den Krämern des Orts empfangen hatte. Dank seiner Tätigkeit ist mir in meiner Vaterstadt nie ein Jude zu Gesicht gekommen. Als der arme Klarinettenspieler, der seine Neigung zum Branntwein nur zu genau kannte, und regelmäßig um Bestrafung bat, wenn er ein Glas über den Durst getrunken, — dieser Schwachheit wegen aus der Gemeinde ausgeschlossen werden sollte, da verwandte sich unser alter Schlosser mit einer Wärme für ihn, als ob der Unglückliche sein leiblicher Bruder gewesen wäre: „O Garidohn! o Garidohn!“ redete er ihn in seiner sächsischen Mundart vor versammelter Bürgerschaft an, „was machst du uns für Schmerzen! Du kannst den Branntwein nicht lassen — aber so wahr ein Gott im Himmel lebt, lebt ein Gott im Himmel, und dem wirst du über jedes Glas, das du hier getrunken, Rechenschaft ablegen müssen.“

Still und friedlich flossen die Tage in dieser glücklichen Welt hin; Mittwochs war der philosophische Abend im Pastorat, Freitags der Schachabend beim Doktor, Montags und Donnerstags traf man auf der Musse zusammen, um Karten zu spielen und Zeitungen zu lesen, die regelmäßig zweimal in der Woche eintrafen. Wenn ich von „Zeitungen“ rede, so ist das eigentlich eine unstatthafte poetische Lizenz, denn in Wahrheit gab es damals nur eine Zeitung, die mit Eifer gelesen wurde, die Augsburger Allgemeine. An den Rubriken Deutschland und Frankreich ging man in der Regel ziemlich rasch vorüber; England war der Mittelpunkt aller Interessen, Daniel O'Connel, der große Agitator, der Held des Tages. An Cobdens Kämpfen für die Aufhebung der Korngesetze, die für die wichtigsten Ereignisse der Zeit galten, nahmen Alte und Junge warmen Anteil, sie hielten redlich bis zu Ende aus und freuten sich des endlichen Sieges, als ob sie ihn miterfochten hätten. Sir Robert Peel war in aller Munde und als O'Connel wirklich verurteilt wurde, glaubte man sich am Vorabend einer großen welterschütternden Revolution auf der grünen Insel. Dann kamen die Zeiten der ersten kontinentalen Eisenbahnen, für die sich alles interessierte und die sich trotz des lebhaften Widerspruchs, den der alte Herr v. A. gegen sie erhob, schnell nach allen Richtungen hin ver-

breiteten. Geſehen hatte ſie freilich niemand, denn von ſämtlichen Bewohnern des Orts waren nur drei im Auslande geweſen und auch die nur vor längerer Zeit. Ob Herr v. A. zu dieſen Glücklichen gehörte, weiß ich nicht mehr. Er war von jeher ein entſchiedener Vertreter des konſervativen Prinzips und der Metternichſchen Politik geweſen. „Mein Lieber," ſagte er dem Syndikus des Orts, der für liberal galt, als dieſer ihm das warnende Beiſpiel der Julirevolution bei Gelegenheit der Einkerkerung Silvio Pellicos und anderer italieniſcher Patrioten vorhielt, „mein Lieber, was reden Sie von Revolution! früher nannte man das Krawall — die Advokaten haben es aber immer gemacht!" Wie einſt für Silvio Pellico, ſo ſchwärmte man ſpäter für Ronge, den Deutſchkatholiken, der durch die Gervinusſche Broſchüre ſchnell bekannt geworden war; ſogar Rongehüte (Zeughüte auf einem Drahtgeſtell) kamen in Mode und wurden von einzelnen unternehmenden Männern des Fortſchritts getragen. Vielleicht am nachhaltigſten war aber die Begeiſterung für Pio Nono, den liberalen Papſt, deſſen Bildnis allenthalben zu ſehen war, um im folgenden Jahre allenthalben zu verſchwinden.

Aber nicht nur mit den politiſchen, auch mit den literariſchen und techniſchen Fortſchritten der Zeit ſuchte man nach Kräften Schritt zu halten. An hervorragenden belletriſtiſchen Schöpfungen ſind die vierziger Jahre bekanntlich reich geweſen, verhältnismäßig ſogar reicher, als die folgenden Jahrzehnte. Allerdings war die abſolute politiſche Windſtille damaliger Zeit literariſchen und künſtleriſchen Erſcheinungen ungleich günſtiger als die Gegenwart. Von Erfolgen, wie ſie damals nicht nur Eugène Sues „Mystères de Paris" und Dumas „Comte de Monte Christo", vor allem Georg Sands „Indiana", „Conſuelo" uſw., ſondern auch gediegenere Schriften, wie des erwähnten Silvio Pellico „Prigioni", Immermanns „Münchhauſen", wenig ſpäter Dickens' „Pickwickier" aufzuweiſen hatten, kann man ſich heutzutage kaum mehr eine Vorſtellung machen, denn bei der Vielgeſtaltigkeit der modernen Beſtrebungen, der zunehmenden Teilung der Arbeit und damit der Intereſſen, der ausgeprägten politiſchen und religiöſen Parteiſtellung der einzelnen, iſt eine dauernde Herrſchaft *eines* Gegenſtandes, um den ſich alles konzentriert, nicht mehr möglich. Eugène Sues „Geheimniſſe" wurden damals tatſächlich von *allen* gebildeten Menſchen ge-

leſen, Weltkindern wie Strenggläubigen, Salonleuten wie kleinſtädtiſchen Männern der Arbeit; für den Zuſtand politiſcher Unſchuld und Harmloſigkeit der damaligen Geſellſchaft kann kein ſo redender Beleg angeführt werden, als der, daß Leute der verſchiedenſten Richtungen und Standpunkte dieſes merkwürdige Buch bewundern konnten und daß dem großen Publikum die ſozialiſtiſche Tendenz desſelben durchaus nicht anſtößig, weil kaum bemerkbar war. „C'est le premier livre après la bible“ hörte ich einen jungen Petersburger, der ſich zufällig in unſer Thule verirrt hatte, einer jungen Frau mit ernſter Miene verſichern und ich weiß nicht, ob ihm irgend jemand zu widerſprechen wagte. Von deutſchen Belletriſten niederen Ranges machte eine kurze Zeitlang die Gräfin Ida Hahn-Hahn viel von ſich reden; es war indeſſen nicht die von ariſtokratiſchen Formen verhüllte jung-deutſche emanzipatoriſche Tendenz ihrer Schriften, die dem Zeitgeſchmack entſprach, denn dieſe war nur für wenige erkennbar — das große Talent für Schilderungen aus dem wirklichen Leben, das dieſer Schriftſtellerin nicht abgeſprochen werden kann, fand eine naive, unmittelbare Bewunderung, deren man ſich um ſo weniger zu ſchämen brauchte, als man über den Verdacht ſittlicher Lauheit oder gar ſyſtematiſcher Feindſchaft gegen die Ehe durchaus erhaben war. Und wie intereſſant war es nicht, daß der begünſtigte Geliebte der vornehmen Schriftſtellerin, „der Rechte,“ den ſie lange vergeblich geſucht hatte, ein Landsmann, ein Kurländer war, den der Doktor und der benachbarte Baron C. gekannt hatten, daß die leidenſchaftliche, der „Gräfin Fauſtine“ vorgeſchriebene Widmung die einfache Überſchrift „an Biſtram“ trug! Ein guter Teil der Verbreitung, den dieſer wunderliche Roman in unſeren Provinzen fand, iſt ohne Zweifel auf Rechnung dieſes Umſtandes zu ſchreiben. Gerade weil das äußere Leben einförmig und bewegungslos dahinfloß, ſpielte die Romanlektüre eine ungleich größere Rolle als jetzt. Der geringere Bürgerſtand, die große Zahl der „Nichthonoratioren“ las allerdings nur wenig und hielt ſich in der Regel an Spieß, Cramer, Rinaldo Rinaldini und ähnliche Schöpfungen, die den Kern der Leihbibliothek des Orts bildeten und trotz des Mangels eines gedruckten Katalogs (zu dem dieſes Inſtitut es niemals bringen konnte) ziemlich gut „gingen.“

Wie die literariſchen Novitäten, ſo fanden auch die im Weſten gemachten neuen Erfindungen der Zeit den Weg in unſer ſtilles Tal.

Wie groß war nicht das Aufſehen, daß das erſte importierte Daguerreotyp erregte! Ein Silhouettenſchneider, vielleicht der letzte Vertreter dieſer ſeitdem verloren gegangenen Kunſt, hatte es mitgebracht, wahrſcheinlich ohne zu ahnen, daß dieſe Erfindung ſeine zierlichen ſchwarzen Köpfe für immer aus der Welt verdrängen werde. Etwa um dieſelbe Zeit tauchten die erſten Spirituslampen auf, um den ehrſamen Talglichten und Lichtſcheren, die noch auf allen Tiſchen prangten und an denen man die langen Pfeifen entzündete, den Krieg zu erklären. Wenn auch nur entfernt und ſehr allmählich, brach bereits damals die Epoche der modernen Kommunikationsmittel auch für uns an: zwiſchen Riga und Pleskau baute man an jener unglücklichen Chauſſee, auf der ſchon vor 20 Jahren Gras zu wachſen begann, und in Dorpat ließ der Kaufmann Wegner ſeine weit und breit im Lande berühmt gewordene „Dampfmaſchine“, das Räderboot „Juliane Clementine“, vom Stapel. Auf dem Gebiete der inländiſchen Politik war es bis zum Jahre 1843 noch totenſtill. Nur zweier auf das öffentliche Leben des Landes bezüglicher Vorgänge aus der damaligen Zeit weiß ich mich zu entſinnen, die lebhaft genug diskutiert wurden, um bis in die Kinderſtube zu dringen: der Agitation für die Mäßigkeitsvereine und der Begründung des Volksſchullehrer-Seminars, in welches ausſchließlich geborene Letten und Eſten aufgenommen werden ſollten, um der Segnungen moderner deutſcher Bildung teilhaft zu werden. Bringt man die Stimmen einzelner egoiſtiſch-verhärteter Toren in Abzug, die noch den Mut hatten, von der Entbehrlichkeit der „Gelehrſamkeit“ für das Landvolk zu reden, ſo war die Freude über das Seminar eine allgemeine und die erſten Zöglinge desſelben waren allgemein geſuchte Hauslehrer: die Neuheit ihrer Bildung bekundete ſich ganz beſonders in dem ſchwärmeriſchen Eifer für neue pädagogiſche Theorien und waghalſige Hypotheſen. Die Lautiermethode und das bahnbrechende, gegen den geiſttötenden „Rieſen“ des bloß mechaniſchen Rechenunterrichts gerichtete Dieſterwegſche Handbuch fanden damals ihre erſten Jünger in unſerem Lande. Auch an komiſchen Verzerrungen und Mißverſtändniſſen fehlte es keineswegs; einer dieſer damals noch ſehr jugendlichen Pädagogen, der ſich mit dem Erteilen von Geſchichtsunterricht beſchäftigte und nebenbei ein eifriger Etymolog war, verſicherte ſeinen Schülern alles Ernſtes, das Wort „Geſchichte“ komme nicht, wie man bisher geglaubt, von „Geſchehen“,

ſondern von „Schichten“ her, denn das Verdienſt und die Aufgabe dieſer Wiſſenſchaft beſtehe darin, die in der Vergangenheit geſchehenen Tatſachen in der richtigen Weiſe ſyſtematiſch zu „ſchichten“. — Inzwiſchen hat dieſe Anſtalt unter der Leitung des verdienten Zimſe das erſte Vierteljahrhundert ihrer hochwichtigen Wirkſamkeit zurückgelegt und im geſamten Lande reichen Segen geſtiftet. Charakteriſtiſch für die Zeit der Entſtehung dieſes Inſtituts war es, daß die Begründung zwar allgemein mit Freuden begrüßt, aber nicht als Erfüllung einer heiligen, nur allzu lang verabſäumten Pflicht des Landes, ſondern als freie Tat der Nächſtenliebe, als ein Beweis dafür angeſehen wurde, daß wir's „ſo herrlich weit gebracht“. Es war doch hübſch, daß man die „armen Bauern“ auch etwas lernen laſſen wollte! Davon, daß die Armut dieſer Bauern nicht ſelbſtverſtändlich, ſondern eine Schmach des Landes ſei, daß es ſich für ein ziviliſiertes Land von ſelbſt verſtehe, daß es für den Volksunterricht ſorge — davon hatten die wenigſten eine klare Vorſtellung.

Das zweite „politiſche“ Ereignis jener Zeit, das mir als Gegenſtand allgemeinſter Teilnahme der Gebildeten wie der Ungebildeten im Gedächtnis geblieben iſt, iſt die Agitation für die Mäßigkeitsvereine, deren tragiſches Ende nur aus der mehr wie „tragiſchen“ Verfaſſung unſeres damaligen ſittlichen und politiſchen Zuſtandes erklärt werden kann. Vor 25 Jahren war es noch ziemlich allgemeine livländiſche Bauernregel, ſich im Herbſt und Winter für die Entbehrungen und die Not des Frühjahrs und die harte Arbeit des Sommers durch den grünen Branntwein ſchadlos zu halten. Kein Wunder, daß alle Freunde des Volks, und insbeſondere die livländiſchen Paſtoren, die von England und Amerika zu uns gedrungene Idee der Begründung von Vereinen, deren Glieder ſich zur Abſtinenz vom Genuß geiſtiger Getränke verpflichten mußten, mit Begeiſterung ergriffen und ihre Verwirklichung anfangs mit entſchiedenem Erfolg betrieben. Daß man hie und da zu weit ging und mit dem Branntwein auch das (in jener Zeit allerdings abſcheuliche) Bier aus den Krügen und Schenken verbannen wollte, war bedauerlich, konnte der Heiligkeit der Sache aber keinen Abbruch tun; ſchärfer blickende Männer (und zu dieſen gehörte auch unſer Paſtor) warnten allerdings ſchon damals vor Übertreibungen und erinnerten an das alte Sprichwort, daß „allzu ſcharf ſchartig macht“. Von

deprimierendſtem Einfluß auf alle anſtändigen Leute mußte es aber ſein, daß ein Teil unſerer Gutsbeſitzer ſich ſofort als entſchiedene Gegner der Agitation geberdeten, dieſe zu verdächtigen und ſchließlich zu beſeitigen wußten. Ob darüber gleich zwanzig und mehr Jahre vergangen ſind, treibt es mir noch heute die Schamröte ins Geſicht, wenn ich daran denke, wie der Doktor meinen Eltern und unſerem alten Freunde, dem Polizeiratsherrn, bei einer gemütlichen Nachmittagspfeife erzählte, ein hochangeſehener und durch Branntweinsproduktion reich gewordener Herr habe ſich nicht entblödet, ſeine für die Mäßigkeit gewonnenen Bauern mit allen Mitteln zum Austritt aus dem Verein zu überreden und endlich — die Branntweinflaſche in höchſteigener Hand — an ihrer Spitze in den Krug zu ziehen! Leider iſt dieſer angeſehene „Herr“ nicht der einzige geweſen, der auf dieſe Weiſe „konſervative“ Politik trieb und eine ſittliche Verwilderung unter den Bauern begünſtigte, die ſich wenige Jahre ſpäter auf Koſten der heiligſten Intereſſen des Landes rächen ſollte. Statt weiterer Ausführungen über die entſittlichende Wirkung dieſes aus dem gemeinſten Egoismus hervorgegangenen Widerſtandes gegen die Mäßigkeitsvereine, ſei eine einzige Tatſache erwähnt, über die ſich, wer Luſt hat, noch heute aus dem „Inlande“ inſtruieren kann: im eſtniſchen Teil des Landes wurde ein Krüger, der grundſätzlich keinen Branntwein verkaufte, von einer Horde aufgeregter Bauern totgeſchlagen! Wäre dieſen Vereinen ſeitens des Adels die gehörige Unterſtützung und Pflege zuteil geworden, ſo hätte ſich aus ihnen ein feſter Kern tüchtiger bäuerlicher Kräfte, ein fertiger Organismus entwickelt, deſſen Wert inmitten der Wirren der folgenden Jahre von geradezu unberechenbarer Wirkung geweſen wäre! — Es ſollte nicht ſein!

In die Tage der Errichtung des Volksſchullehrer-Seminars und der Mäßigkeitsvereine fällt der Beginn der Kämpfe der lutheriſchen Geiſtlichkeit des Landes mit Herrenhut. Während heutzutage die überwiegende Majorität unſerer Geiſtlichen der ſogenannten orthodoxen, richtiger vielleicht konfeſſionellen Richtung angehört, bildeten die Vertreter dieſer theologiſchen Richtung vor 25 und noch vor 20 Jahren eine ſehr beſcheidene Minderzahl. Unter der älteren Generation war der Vulgärrationalismus (der ſich gegenwärtig nur noch in einzelnen Schichten der Rigaer Geſellſchaft erhalten hat) noch nicht ausgeſtorben,

von den jüngeren Männern gehörten mehrere der ausgezeichnetſten direkt oder indirekt der Schule Schleiermachers an, eine ſehr bedeutende Anzahl von Predigern ſtand aber noch auf dem Boden des deutſchen Pietismus, der in unſerem Lande eine ſehr große und zum Teil ſehr verdienſtvolle Rolle geſpielt hatte. Die erſten livländiſchen Prediger, welche die ſittlich religiöſe Bildung des Landvolks als ihre Hauptaufgabe ins Auge gefaßt und gegen den hergebrachten Schlendrian des vornehmen, weltlich und egoiſtiſch geſinnten Prieſtertums älterer Zeit Front gemacht hatten, waren Schüler Frankes und Speners geweſen. Als der Pietismus ſich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allmählich in den Rationalismus verwandelte, ſchloſſen ſich die der alten Fahne treu gebliebenen Paſtoren faſt ausnahmslos den Beſtrebungen der Herrenhuter an, deren Biſchof und geiſtlicher Vater, der Graf Zinzendorf, ſelbſt in Liv- und Eſtland geweſen und mit vielen Adelsfamilien dieſer Provinzen in enge Beziehung getreten war. Bei dem Landvolk zählte die Brüdergemeinde, trotz der Bekämpfung dieſer Geſellſchaft, welche am Ende des Jahrhunderts Platz griff, im 18. Jahrhundert zahlreiche Anhänger. In den Jahren 1817—1825 erwirkten die Brüder ſich verſchiedene kaiſerliche Privilegien, mit deren Hilfe ſie allmählich das ganze Land eroberten, um ihre Ordnungen und Gebräuche unter den Letten und Eſten einzubürgern. In der Mehrzahl der Gemeinden Livlands gab es „Vorbeter“, „Häuflein“, Glieder der „erſten“ und der „zweiten Stunden“, Chorverbindungen uſw., und häufig genug war der Herrenhutiſche „tehtit“ (Vater) die erſte, der Paſtor erſt die zweite Autorität in der Gemeinde. Solange Pietismus und Rationalismus einander gegenüberſtanden, unterſtützte ein Teil der Prediger die Herrenhuter nach allen Kräften, weil er ſie als Bundesgenoſſen kannte, die zahlreichen Indifferentiſten ſahen der „ungefährlichen“ Bewegung teilnahmlos zu und ließen ſie gewähren. Im Beginn der vierziger Jahre wandte ſich das Blatt und trat eine Kriſis ein. Während ſich viele Prediger mit der Sache Herrenhuts noch immer identifizierten, wurde derſelben von der jüngeren Generation im Namen des Bekenntniſſes und des Kirchenregiments der Krieg erklärt. Man eiferte beſonders gegen den Gebrauch des Looſes, die Klaſſenverſammlungen und gegen jene tränenreiche Empfindſamkeit der Gläubigen, die häufig in Unwahrheit und Spielerei ausartete, und wollte

dieſelbe durch ein geſunderes und nüchterneres Chriſtentum verdrängen. Daß die Letten und Eſten von den gewohnten Formen, die ihnen eine gewiſſe Selbſtändigkeit ſicherten, nicht laſſen wollten, war begreiflich, und bald entſpann ſich ein erbitterter Kampf, an dem auch das große Publikum teilnahm, großenteils, ohne zu wiſſen, worum es ſich eigentlich handelte. Man war ſolange gewohnt geweſen, eifrige Religioſität und Herrenhuterei identifiziert zu ſehen, daß man nicht begriff, wie die „Paſtoren" darauf kämen, gegen die „Frömmigkeit" zu Felde zu ziehen. Nur beiläufig ſei erwähnt, daß die Gegner der Brüdergemeinden nicht immer die nötige Klugheit bewieſen und dadurch den kirchlichen Wirren der folgenden Jahre, ohne zu wiſſen und zu wollen Vorſchub leiſteten. — Um unſer Städtchen herum wurde der Kampf mit beſonderer Lebhaftigkeit geführt. Das Jammern und Kopfſchütteln der alten lettiſchen Kinderfrauen verfehlte nicht auf die ihrer Obhut anvertrauten Kinder einen tiefen Eindruck zu machen und wunderlich genug waren die Vorſtellungen, welche die allgemein wiederholten Schlagworte von der „blauen Kammer", dem „Lammsberge" und der „zweiten Stunde" in unſeren kindlichen Gemütern wach riefen.

In die Zeit der hier erwähnten Vorgänge fällt der ſeiner Zeit beinahe zum Ereignis gewordene Triumphzug Franz Liszts durch unſere Provinzen. Schon bevor der große Klavierlöwe in Riga eintraf, war ſein Name in aller Leute Mund, Zeitungen, Broſchüren und Abbildungen, welche das Lob des Künſtlers ſangen, verirrten ſich bis in die beſcheidenen Häuſer unſerer kleinſtädtiſchen Honoratioren. Auf Anregung einer liebenswürdigen und wahrhaft muſikaliſchen Frau unternahm eine Geſellſchaft von Muſikfreunden eine künſtleriſche Wallfahrt nach Riga, um den berühmten Virtuoſen zu hören.

Seinen Höhepunkt erreichte der Liszt-Enthuſiasmus erſt in Dorpat; das ganze Land ſprach von der Liebenswürdigkeit, mit welcher der berühmte Mann den Studioſus Bernard zur Mitwirkung in ſeinem Konzert und zum Vortrag einer gemeinſam zu ſpielenden vierhändigen Sonate aufgefordert hatte. In manchem Familienarchiv findet ſich wohl noch eine Abſchrift des damals entſtandenen und ſchnell verbreiteten Gedichts vom Ritter de Loup, der ſeiner Dame den, unter dem Flügel liegenden Handſchuh des Meiſters geholt hatte, ohne darum ſo unartig zu werden, wie der weiland Chevalier Delorges in Schillers

„Löwengarten“. Wo ſind die Zeiten hin, in denen die Reiſe eines ausgezeichneten Klavierſpielers ein ganzes Land in Aufregung verſetzen konnte!

Will man die charakteriſtiſche Eigentümlichkeit des livländiſchen Lebens vor der Kataſtrophe von 1843 zuſammenfaſſen, ſo muß man ſich eine ſelbſtgenügſame Abgeſchloſſenheit und Bewegungsloſigkeit denken, wie ſie heutzutage wohl nur noch in Fabelbüchern zu finden iſt. Man verhielt ſich den beſtehenden Verhältniſſen gegenüber vollkommen naiv, man hielt ſie für etwas notwendig Gegebenes, das über aller Diskuſſion ſtand, weil es nicht anders ſein konnte! Das Ausland hatten die wenigſten geſehen und kennen gelernt; ſtatt an den Verhältniſſen der Kulturländer die einheimiſchen Dinge zu meſſen, wie es in der Gegenwart geſchieht, machte man es umgekehrt, indem man die heimiſche Ordnung als den Normalzuſtand anſah. Wenn man von den Vorgängen im fernen Weſten las und hörte, ſo vergaß man bei allem Intereſſe für das Gehörte doch jede Anwendung auf ſich ſelbſt, — denn daß in Livland alles beim alten zu bleiben habe, verſtand ſich ſo ſehr von ſelbſt, daß niemand ein Wort darüber verlor. Damit war keineswegs ausgeſchloſſen, daß man hier und da im einzelnen die beſſernde und ausbauende Hand anlegte; das geſchah aber nur, wenn man ganz direkt durch die Not oder durch das eigene gute Herz darauf gewieſen wurde, und ohne daß dabei irgend an die Erreichung weiterliegender, höherer Zwecke gedacht wurde. Heutzutage fragt man bei jedem neuen Unternehmen, mag es ein literariſches, ein künſtleriſches, ſtaatliches uſw. ſein, zuerſt nach der Tendenz desſelben — die Tendenz, die jedes Behagen, ede Harmloſigkeit, jede künſtleriſche Ruhe und Unmittelbarkeit erſtickt und unmöglich macht, iſt zugleich die Mutter aller großen Schöpfungen der Zeit. Von einer Tendenz in dieſem Sinne des Worts war in dem alten „vormärzlichen“ Livland abſolut nicht die Rede, jene Unmittelbarkeit des Lebens, welche romantiſche Gemüter in der modernen Welt vergebens ſuchen, ſie wurde damals allenthalben und im reichſten Maße angetroffen. Bäume und Menſchen wuchſen, wie Gott ſie geſchaffen hatte und nur, wenn ſie ſich allzu breit machten, wurde ihnen in aller Gemütlichkeit der Kamm geſchoren. Kommunale und politiſche Einrichtungen wurden faſt ausſchließlich von ihrer geſellſchaftlichen Seite angeſehen und beurteilt, und je nachdem ſie die

Gemütlichkeit, die man als den Zweck des Lebens anſah, förderten oder ſtörten, geliebt oder nicht geliebt, — zu einem eigentlichen Haſſe ſchwang man ſich in der Regel nicht empor. Herkommen, Gewohnheit und geſellſchaftliche Beziehung regelten die öffentlichen wie die privaten Zuſtände in Stadt und Land, und man kannte die Dinge und Inſtitutionen eigentlich nur in den Perſonen, die ſie vertraten. Äußere Umſtände eigentümlicher Art begünſtigten dieſe hergebrachte Weiſe der Lebensbehandlung. Die Rechte und Einrichtungen des Landes waren den meiſten Menſchen nur aus der Praxis bekannt und dieſe Praxis wieder von der zufälligen Beſchaffenheit der einzelnen Praktiker bedingt. Da es bis zu den vierziger Jahren weder eine gedruckte Behördenverfaſſung noch ein gedrucktes Ständerecht, kein praktiſch gültiges Strafgeſetzbuch und keine Prozeßordnung, ja bis zum Erſcheinen des bahnbrechenden Bungeſchen Privatrechts kein Handbuch dieſer Disziplin gab, das eine allgemeine und bedingungsloſe Autorität genoſſen hätte, ſo war die genaue Kenntnis deſſen, was Rechtens iſt, das Gemeingut einzelner Eingeweihter, deren Einfluß natürlich beinahe ſchrankenlos war. „Heutzutage iſt mit Juriſterei kein Geld mehr zu verdienen," ſagte der alte Juriſt einer Nachbarſtadt unſerem Syndikus, als dieſer in ſein Amt trat; „als ich mich etablierte, da war ein gemachter Mann, wer nur irgend zu ſchreiben verſtand! Wie manches tauſend Rubel habe ich damals mit Liebesbriefen für benachbarte Gutsbeſitzer verdient, von Rechtsſachen und Prozeſſen gar nicht zu reden!" Wo es nur einzelnen möglich war zu erfahren, welche Rechtsquellen galten, wo bei dem Mangel gültiger Normen z. B. die Halsgerichtsordnung Karls V. angezogen und in die moderne Praxis überſetzt werden mußte, läßt ſich's leicht verſtehen, daß die Gewohnheit, der herkömmliche Brauch über aller Theorie, ja über allen Prinzipien ſtand. Weil unſere öffentlichen Zuſtände der theoretiſchen Seite vollſtändig entbehrten, war an eine Anwendung fremder Kulturerrungenſchaften auf dieſelben ſchlechterdings nicht zu denken. Livland lag eben in aller und jeder Beziehung außer der Welt; und wahrhaftes Intereſſe gewann ein Gegenſtand nur, wenn er ſich auf Perſonen des eigenen Landes bezog, dem Livländer war ſeine Heimat immer und überall das zuerſt Gegebene. Das galt auf beinahe allen Lebensgebieten. War von Muſik, von Künſtlern und Komponiſten die Rede, ſo dachte man zuerſt an Geldner und Latrobe,

denn dieſe allerdings ſehr ſchätzbaren Männer waren für die damalige Geſellſchaft die Muſiker an und für ſich; die romantiſche Schule der Dichtkunſt war für die meiſten Leute mit Harald von Brackel und Roman Budberg identiſch, und wenn man von Publiziſtik und Liberalismus ſprach, ſo meinte man damit den alten Garlieb Merkel in Riga. Nicht, als ob man von Mendelsſohn, Tieck oder Börne gar nichts gewußt hätte, — die Begriffe, die man mit dieſen Namen verbinden ſollte, mußten aber erſt vermittels der Erinnerung an die Vertreter derſelben, die man mit Augen geſehen hatte, hergeholt und durch die Nennung derſelben definiert werden. Daß die einſeitige Betonung des Heimiſchen und Gewohnten nicht etwa auf exaltierten Patriotismus oder abſichtliche Selbſtvergötterung zurückzuführen war, braucht nach dem oben Vorhergeſchickten kaum geſagt zu werden — man war bei uns viel zu unbewußt, harmlos und natürlich, um Kunſtſtücke zu treiben, wie ſie ihrer Zeit von fanatiſchen Ungarn, Böhmen und anderen Slawen aufgeführt worden ſind. Vor dem „Auslande" hatte man, wie vor allem Fremden, im Gegenteil einen gewaltigen Reſpekt, und wer es dort zu etwas hatte bringen können, für den hatte man zu Hauſe keinen Maßſtab mehr.

Für meine Mitbürger gab es nur einen Mann, der es ſo weit hatte bringen können, in der großen deutſchen Welt gekannt und mit Ehren genannt zu werden: der ärmſte Bürger unſeres Städtchens wuchs um einige Zoll, wenn er von dem berühmten Profeſſor und Philoſophen[1]) ſprach, der früher ſein Paſtor geweſen, dann „hinaus" gegangen war und es zu einer ehrenvollen Profeſſur und zu mehreren gedruckten Büchern gebracht hatte, die ſogar in Berlin geleſen und gelobt worden waren. Das war ein Feſt, wenn der berühmte und dabei liebenswürdige und freundliche Mann nach jahrelanger Abweſenheit wieder in ſeine alte Vaterſtadt, in ſeine alte Gemeinde kam, und noch all die kleinen Leute kannte, unter denen er gelebt hatte! Wenn er in unſerem Städtchen erſchien — es geſchah im ganzen ein oder zweimal — ſo war alles wie elektriſiert, jeder wollte ihn ſehen, ihn bewirten, von ihm angeregt und belehrt werden. Der Apotheker gab ihm eine muſikaliſche Soiree, bei dem Schulinſpektor aß er zu Mittag, im Paſtorat

[1]) Eduard Erdmann, Profeſſor in Halle. (Anmerk. des Herausgebers.)

leitete er den philoſophiſchen Leſeabend und bei dem Syndikus trank er einen Tee, zu welchem auch Damen zugelaſſen wurden! Die Hausfrauen ließen ſcheuern und bürſten, um dem weitgereiſten Gaſt eine würdige Aufnahme zu bereiten, die Männer ſchwangen ſich zu dem ungewohnten Luxus einer Flaſche Wein auf und die Zeitrechnung zerfiel in die Tage vor und nach dem Beſuch des Profeſſors. Freilich hatte er für jeden ein freundliches Wort, Männer wie Frauen wußte er durch ſeine liebenswürdige Unterhaltung zu feſſeln und ſelbſt die Kinder gingen nicht leer aus: kannte doch niemand ſo ſchöne Geſchichten wie der fremde Onkel aus dem Preußenlande, wo die Leute auf dem Kopf ſpazieren gingen, ſich ausſchließlich von Kuchen nährten und ihre Hunde mit Bonbons fütterten, die der Onkel beſtändig bei ſich trug, um nicht von dem böſen weißen Pudel unſeres Nachbarn, des Schuſters aufgefreſſen zu werden.

War die deutſche Wiſſenſchaft für unſer Städtchen ein für allemal durch den Profeſſor repräſentiert, ſo verkörperte die Kunſt ſich viele Jahre lang in dem Maler Wieder, einem liebenswürdigen Künſtler und geſchickten Porträtmaler, deſſen Name der älteren Generation noch erinnerlich ſein wird. Er malte den Ordnungsrichter und die Frauen einiger benachbarten Gutsbeſitzer und war während der wenigen Wochen des Aufenthalts bei uns für Stadt und Umgegend der Held des Tages geworden. Den Philoſophen des Leſeabends im Paſtorat war dieſer Mann von ganz beſonderem Intereſſe: einen Hegelianer von der Linken, einen Vertreter der jungdeutſchen Richtung hatte man noch nicht mit Augen geſehen, und daß man ſich auch nach dieſer Seite hin „bilden“ konnte, war ein Fortſchritt, den man zu würdigen wußte. Durch den Profeſſor und den Maler war den ſtrebſamen Männern, die der Paſtor um ſich verſammelte und die ſich keineswegs bloß aus den „Literaten“ rekrutierten, eine Anregung gegeben, an der ſie noch lange zehrten, und als ich viele Jahre ſpäter erfuhr, was es mit dem jungen Deutſchland und der Emanzipation des Fleiſches eigentlich auf ſich habe, war mein erſter Gedanke der an den Maler Wieder und die ſchönen Pferde, die der freundliche junge Mann uns zeichnete, während er mit dem Paſtor, dem Doktor oder einem anderen Freunde des elterlichen Hauſes über das „Ding an und für ſich“ disputierte.

So floß ein Jahr nach dem anderen in seliger Verschollenheit dahin: „die Welt war damals noch gewöhnlich und ruhig lebten hin die Leut'". Man tat seine Pflicht, lebte seinem Hause und seinen Kindern, suchte nach Kräften nützlich zu sein und die Armut des äußeren Lebens durch inneren Reichtum zu ersetzen. Instinktiv fühlen die ernsteren und gebildeten Leute sich zur Teilnahme und Unterstützung der einzelnen patriotischen Unternehmungen damaliger Zeit verpflichtet. Man abonierte sich auf das „Inland", die einzige livländische Zeitschrift, die von heimischen Interessen handelte, und subskribierte auf Frantzens „Scriptores rerum Livonicarum". Manche müßige Stunde habe ich an den alten niederdeutschen Chroniken mühsam herumbuchstabiert, deren schwarz und rot gedruckter Titel die Neugierde des Kindes fesselten und in ihm die erste Ahnung von den Begriffen „Vaterland" und „Geschichte" aufsteigen ließen. Den Schwerpunkt der Interessen suchte man aber doch in den Vorgängen des täglichen Lebens und die „Unterhaltung" füllte einen ungleich größeren Bruchteil des Tages aus, als in unserer Zeit. Im Winter mußten Lektüre, Besuche bei Freunden und Bekannten, wohl auch Kartenpartien, die zu fabelhaft niedrigen Sätzen auf der Musse gespielt wurden, die leeren Stunden ausfüllen, am Sonntagnachmittage veranstaltete man wohl auch eine Träber- oder „Krassaten"-Fahrt auf dem Eise der Aa; alle paar Jahre erschien einmal die ihrer Zeit im ganzen Lande bekannte Köhlersche Truppe, um in einem Speicher des Bürgermeisters für einige Wochen ihren Kunsttempel aufzuschlagen und einen hohen Adel und ein hochverehrtes Publikum durch die Aufführung Angelyscher Possen und Vaudevilles zu ergötzen, oder Bosko entsetzte Alte und Junge durch seine Zauberkünste, für deren Produktion er sich den Saal der Musse zu erobern wußte. Zweimal im Jahre hielten die von und nach Dorpat reisenden Studenten ihre tumultuarischen Durchzüge, um mit Gesang und Sporenklang die stillen Straßen des Städtchens aus ihrer Ruhe aufzustören und mit bekannten Philistern Reminiszenzen an die gemeinsam verlebten Studienjahre zu feiern. Vielleicht nirgend in der Welt spielten die akademischen Jahre eine so große Rolle in dem Leben der studierten Leute, wie in dem alten Livland; die Wahl der Korporation, in die man eintrat, war ein Schritt für das ganze Leben, weil die korporellen Gegensätze in der ständischen Zerklüftung der wirklichen provinziellen

Welt einen sehr konkreten Hintergrund hatten. Die Beschränkungen der Dorpater Studentenfreiheit, die seit dem Jahre 1836 Platz griffen, wurden im ganzen Lande schmerzlich empfunden, weil man sofort ihre symbolische Bedeutung verstand, die Kämpfe der Landsmannschaften häufig genug in das bürgerliche Leben mit hinübergenommen und von ruhigen Ärzten, fleißigen Beamten und ehrbaren Pastoren bei geselligen Zusammenkünften erörtert, oft auch weiter fortgeführt. Die Anhänglichkeit an die alten akademischen Verbände bildete eine ganz bestimmte Form des Lokalpatriotismus. — Außer den Studenten gab es noch andere Durchreisende, die die lebhafte Teilnahme erweckten; bald waren es Wundermänner, die sich erboten, gegen Erlegung des Betrages von 3 Rubel Silber binnen zwei Stunden jedermann zum perfekten Maler und Zeichner zu machen, oder Kalligraphen, die im Laufe eines Nachmittags alle schlechten Handschriften der Stadt zu verbessern bereit waren, oder es erschien der alte Pferdehändler R., der in Livland Ösel als seine Heimat bezeichnete, in Ösel von „uns Festländern" sprach, in Wahrheit aber das ganze Jahr über bei Bekannten auf „Ablager" lebte, übrigens nicht nur mit Pferden, sondern auch mit allen übrigen Gegenständen zu handeln und zu tauschen bereit war. Auch den „Iswoschtschniken," die damals noch mit hochbeladenen Wagen langsam ihres Weges zogen, um mächtige Warenballen in das ferne Petersburg zu führen, sah man nicht ohne Teilnahme zu, denn sie kamen aus fernen Gegenden, die man nie gesehen hatte, und zogen in eine unabsehbare Ferne. Im Frühjahr war der Eisgang auf der Aa das große Ereignis, dann stand der alte Admiral, ein hart am Flusse lebender Töpfer auf dem Höhepunkt seiner Bedeutung. Tag und Nacht war er auf den Beinen, um in einer grauen Nachtjacke und hohen Fettstiefeln den Eisgang zu „dirigieren", darüber zu wachen, daß das am Ufer gestapelte Holz keinen Schaden litt und daß das Steigen des Wassers gehörig signalisiert werde usw. War die letzte Scholle verschwunden, so brach die Zeit der wilden Flößung an und wieder war es der Admiral, der an der Spitze der Bewegung stand, mit seinen beiden Böten auf dem hochangeschwollenen Strome umherfuhr, die die Flöße führenden Bauern mit mächtiger Stimme anschrie, wenn sie bei der gefährlichen Stelle an dem Wasserfall nicht die gehörige Vorsicht bewiesen, Holzdiebe, die sich der Versuchung nicht erwehren konnten, ihren Brennbedarf als

Flibuſtier zu erbeuten, arretierte und dem ſtrafenden Arm der in dem Polizeiratsherrn und dem Syndikus repräſentierten Juſtiz überlieferte — kurz die höhere und niedere Flußpolizei handhabte, die er durch unvordenkliche Gewohnheit zu ſeinem unbeſtrittenen Hoheitsrecht gemacht hatte. Abends auf der Muſſe erſchien er dann, um ſeine im Dienſt des Gemeinwohls erſchöpften Kräfte bei einem Glaſe Punſch zu reſtaurieren und von den Heldentaten zu erzählen, die er verrichtet hatte. Neuerdings ſoll der gute alte Mann geſtorben ſein und es erſcheint mir zweifelhaft, ob die Aa ſich auch ohne ihn ihrer winterlichen Hülle entledigen, Flöße und Böte an ihr Ziel führen wird.

War der Sommer ins Land gekommen, ſo vertrat die Kegelbahn die Stelle der Muſſe — wer einen Garten beſaß, opferte der Pflege desſelben ſeine freien Stunden und ließ ſich von dem Gärtner eines benachbarten großen Gutes zu kühnen Experimenten mit neuen Zier- und Küchengewächſen verführen. Um die Johanniszeit erlaubte man ſich wohl auch einen Ausflug auf den „Blauberg", eine in der Nähe liegende, 500 Fuß hohe Anhöhe, die, wie ältere Leute verſicherten, eine ſchöne Ausſicht bot, für welche aber leider niemand mehr den richtigen Standpunkt zu finden wußte, weil das Kleinholz, über welches man ſonſt hinweggeſehen hatte, längſt zum Hochwalde emporgewachſen war: dafür entſchädigte man ſich an den Freuden der Hin- und Herfahrt und an der Beſichtigung einer, auf der Spitze des Berges befindlichen Grube, die in alten Zeiten ein Opferplatz der heidniſchen Letten geweſen war und in der, wie man wiſſen wollte, abergläubiſche alte Bauerweiber noch bis in die neueſte Zeit heimliche Gaben für Lihgo oder Perkuhn deponierten. In der erſten Hälfte des Juli unternahmen die ſtudierten Leute des Orts regelmäßig ihre Fahrt zum Treydenſchen Kommilitonenfeſte, einem Stelldichein, zu welchem ſich geſinnungsverwandte Paſtore (damals noch an den längſt verſchwundenen Piſtolenſtiefeln erkennbar), Lehrer, Ärzte, Juriſten und bürgerliche Gutsbeſitzer aus dem Innern des Landes jährlich zuſammenfanden, um gemeinſam die Naturſchönheiten der livländiſchen Schweiz zu genießen, bei einem Glaſe Punſch frohe Jugenderinnerungen herauf zu beſchwören, ſich in der Geſinnung zu ſtärken und durch gemeinſame Beiträge einem armen Studenten die Mittel zum Studium zu bieten. Es waren nicht die ſchlechteſten Männer, die hier zuſammen kamen, und nicht einen gab's

in ihrer Mitte, der nicht als ehrenwert und geſinnungstüchtig bekannt geweſen wäre. Der Herbſt war die Zeit der Jagden, zu denen man ſich auf den Ebenen Rujens vereinigte, um einige Tage lang mit Hallet und Hörnerklang hinter flüchtigen Haſen und liſtigen Füchſen herzujagen und an den übrigen Freuden der „regulären" Woche teilzunehmen; im Städtchen rüſteten die Bürger inzwiſchen zu den beiden großen Markttagen Matthiä und Simon Judä, die mit Wurſt, Palten und Kopfkäſ' gefeiert und mit einem großen Ball beſchloſſen wurden, auf welchem man bei den Klängen aus Lemſal verſchriebener „Prager", und unter Führung eines alten Bäckermeiſters, bis zur Ohnmacht Ekoſſaiſen und Rutſcher tanzte. War dieſes große Ereignis überſtanden und der Kot, mit welchem der Markt und ſeine Beſucher die Straßen überſchwemmten, allmählich verſchwunden, hatten die „Prager" ihr Abſchiedslied geſpielt und nach einem durablen Frühſtück im „Verderb" (einem berühmten Kruge) ihre Wanderung angetreten, um die Marktfeier der nächſten W-ſtadt mit dem Zauber der Kunſt zu verſchönern, ſo brach wieder der lange, ſieben Monate dauernde Winter an, ſuchten die Bürger ihre Pelze und Mäntel hervor und freuten die Pferdebeſitzer ſich darauf, wieder „Kraſſaten" fahren zu können. Der „Prahm", auf welchem man über die Aa ſetzte, wurde ausgehoben, die Kegelbahn vernagelt, „doppelte Fenſter" allenthalben vorgeſetzt, die Jugend fuhr zum Ärger der alten Leute und trotz aller Drohungen des rotnaſigen Miniſterials auf der großen Straße „Schlittchen vom Berge", um dieſen hügeligen Weg vollends unpraktikabel zu machen, die „drei Männer aus dem feurigen Ofen" (würdige alte Herren, die gewiſſenhaft um 12 Uhr mittags ein gemeinſames Glas Punſch einnahmen) richteten ihren Kurs nicht mehr nach dem Kegelgarten, ſondern in den Laden des Konditors, der Schulinſpektor, ein eifriger Meteorolog, blieb allein noch ſeinen regelmäßigen Spaziergängen in die Umgebung der Stadt getreu, der Ratskanzelliſt ſprach dem Syndikus gegenüber ſeine Meinung dahin aus, daß es „heute am ſtühmſten ſei" — und unſere Winterſaiſon war eröffnet, um in dem Eisgang und der Wiederaufnahme der maritimen Tätigkeit des Admirals ihren unfehlbaren Abſchluß zu finden.

Schöne harmloſe Zeit reinen ungetrübten Glücks, warum mußteſt du ſo raſch und ſo traurig zu Grabe gehen? Warum hatte das Behagen der guten wohlmeinenden Leute, die ihr Tun und Laſſen genau

ſo einrichteten, wie ſie es von ihren Vätern gelernt hatten, verjährte, tiefgewurzelte Übelſtände zur Vorausſetzung, Kurzſichtigkeit der Bürger, Lauheit und Bequemlichkeit der Geiſtlichen, Engherzigkeit und Mangel alles politiſchen Scharfblicks der Gutsbeſitzer, Elend und Verkommenheit des ſtummen Bauernſtandes, die Folie unſerer privilegierten Exiſtenz? Warum mußte das Erwachen aus dem ſchönen, luſtigen Traum, in den man ſich mit gutem Gewiſſen und ohne Ahnung ſeiner Vergänglichkeit eingewiegt hatte, ein ſo entſetzliches ſein? Oder ſind die Männer, die damals die Zügel unſeres öffentlichen Lebens in den Händen hielten, nicht ſo harmlos geweſen, wie es den Anſchein hatte? Noch weiß ich mich des Tages genau zu entſinnen, der unſern Bürgern „den Anfang des Endes“ der alten Zeit verkündete. Wir Kinder konnten es freilich nicht begreifen, warum die alten Leute ſo trübe, ernſte Geſichter machten, als wir jubelnd den Koſaken entgegenzogen, die mit ihren langen Piken und luſtigen Bärten ihren Einzug hielten, und es freundlich duldeten, daß Schuſters Otto und der lahme Soldatenſohn Fritz zu ihnen hinaufkletterten und ſich mit auf ihre Pferde ſetzten. Was wußten wir davon, daß es rings auf dem flachen Lande gärte, daß die Bauern den Gehorch verweigerten, die Riegen anzündeten und in das „warme Land“ (ſilte Semme) zu ziehen verlangten, welches man ihnen verheißen hatte, daß unheimliche Wetterwolken den Horizont des heimatlichen Himmels ſchon lange verdüſtert hatten? Freilich hatte es den ganzen Sommer über geregnet, war das Getreide auf den Feldern verfault, ehe es eingebracht werden konnte, waren die Bauern immer wieder in die Stadt gekommen, um mit jammerbleichen Mienen im Namen Gottes ein Stück Brot oder eine Schüſſel Grütze zu erbitten. Aber man hatte ihnen ja gern gegeben, was man hatte, die Doktorin hatte ihnen eine Schüſſel Grütze nach der anderen vorſetzen laſſen, der Paſtor, deſſen Wohltätigkeit keine Grenzen kannte, ſeine Scheuern aufgetan, die Väter der Stadt waren nicht müde geworden Geld zu ſammeln, um nach Kräften zu helfen; daß Bauern gelegentlich einmal hungerten, war auch früher vorgekommen, das konnte ja nicht anders ſein! Nur zu bald wurde man gewahr, daß es ſich um mehr, als die Stillung der Not handelte, die ein paar ſchlechte Ernten verſchuldet zu haben ſchienen, — es zeigte ſich, daß eine ſeit Generationen aufgehäufte Schuld, die lange genug geſtundet

worden war, plötzlich und auf einmal Zahlung verlangte, daß die Lage des gesamten livländischen Bauernstandes unhaltbar geworden war und die allgemeine Unzufriedenheit auf dem flachen Lande alle bestehenden Verhältnisse, den gesamten alten Provinzialstaat über den Haufen zu werfen drohte. Mit bekümmerten Mienen erzählte man sich's, daß die Militärkommissionen, die hier und da niedergesetzt worden waren, um die Aufsässigen zu bestrafen und Ruhe und Ordnung wieder aufzurichten, trotz all' der strengen Strafen, die sie dekretierten, trotz aller Kosaken und Linientruppen, die aus Riga requiriert wurden, die Wiederherstellung des alten Zustandes nicht durchzusetzen imstande seien, daß es großer Konzessionen bedürfen werde, um die Erregung der Gemüter nur einigermaßen zu beschwichtigen, daß es die Frage sei, ob nicht alle Zugeständnisse zu spät kämen. Die harmlose Ruhe, mit der man sich sonst des Daseins gefreut hatte, wich alsbald einem Unbehagen, das sich allen Schichten der Gesellschaft mitteilte, allen das Gefühl kommender schwerer Tage gab. Statt sich auf der Kegelbahn und am Kartentisch zu vergnügen, saßen die Männer mit ernsten Mienen da und die Pfeifen, die sonst unversieglich schienen, gingen ihnen aus, wenn berichtet wurde, es sei nun auch bei Freund X. und Gevatter Y. „losgegangen" und man habe Eilboten nach dem Ordnungsrichter geschickt, um Soldaten kommen zu lassen; ängstlich horchten die Frauen hin, wenn von den schweren Strafen die Rede war, die gegen die armen Verblendeten angewendet werden mußten, selbst die Mägde in der Küche flüsterten sich unheimliche Dinge in die Ohren und die Kinder schauerten in den Betten, wenn sie die alte Wärterin von Spießruten und Stockschlägen reden hörten. An einem rauhen, trüben Novemberabend fuhr dann eine mit drei Postpferden bespannte Kalesche an dem Konvent vorüber ins Pastorat und bald darauf weiter nach Riga. „Ulmann ist gestern durchgereist," berichtete am anderen Morgen ein Hausfreund, der zum Kaffee erschien, „Sie wissen doch" — und das Gespräch verlor sich in ein Flüstern, dessen Inhalt den Kindern verborgen bleiben sollte, die nur die Namen „Ulmann — Bunge — Madai" nennen hörten und nicht begreifen konnten, was den Erwachsenen plötzlich das Blut aus den Wangen trieb. Jeder Tag brachte neue wichtige Nachrichten. Bald verbreitete sich das Gerücht, der alte gute Baron Pahlen, der General-Gouverneur, den man

ſo oft geſehen hatte, wenn er „zur Reviſion“ gekommen war und dem zu Ehren die ſtädtiſchen Autoritäten dann zum Ergötzen der Jugend in Hut, Degen und goldgeſtickter Uniform geprangt hatten — der alte Baron Pahlen ſei „ab“ und habe ſich in das Privatleben zurückgezogen, oder die Rigaſche Zeitung, die ſich ſonſt mit inländiſchen Nachrichten nicht abgab, brachte die Kunde von dem Diner, das man dem ſeiner Profeſſur entſetzten Juriſten Madai, „dem Manne des Rechts und der Wahrheit“ (Rigaſche Zeitung 1843 Nr. 17), gegeben hatte, oder die Nachricht von dem bevorſtehenden Eintreffen des neuernannten General-Gouverneurs Golowin ſetzte alle Gemüter in Aufregung. An einem lauen Frühlingsabend kam der neue Lenker der Geſchicke des Landes endlich an; Bürgermeiſter und Ratsherrn empfingen den unterſetzten, beleibten alten Herrn mit dem ſtrengen, lauernden Geſicht erwartungsvoll an den Grenzen der Stadt und gaben ihm, nachdem er das Gefängnis und die Kaſerne beſichtigt hatte, das Geleit bis zur Station — ein neues Kapitel der Provinzialgeſchichte hatte angefangen. Noch war man mit den neu empfangenen Eindrücken überbeſchäftigt, als die Ankunft zweier vornehmer Herren aus St. Petersburg (eines Edelmannes mit altem deutſchen Namen und ſeines Begleiters, eines jungen liebenswürdigen Ruſſen) gemeldet wurde: den Städten Livlands ſtand eine Reviſion bevor und mit unſerem Städtchen wurde der Anfang gemacht. Der vornehme junge Ruſſe war bald der Gegenſtand der allgemeinſten Aufmerkſamkeit, ſeine feine Bildung, ſeine liberale Denkweiſe, ſeine humanes Weſen nahm alle Welt für ihn ein — er war der Repräſentant einer geiſtigen Richtung, von der man kaum gehört hatte, einer Geſellſchaft, die man nur aus Büchern kannte. Nicht minder fremd mußte ihn die deutſche Bürgerlichkeit eines kleinen Orts anmuten, von deſſen Exiſtenz er wenige Monate zuvor vielleicht niemals etwas gehört hatte, denn er war zum erſtenmal in Livland. Wenige Wochen ſpäter reiſten die Herren wieder ab, nachdem ſie erklärt hatten, von der Verwaltung, die ſie kennen gelernt, den günſtigſten Eindruck empfangen zu haben.

Was ſich weiter berichten läßt, iſt mit wenigen Worten geſagt. Der nächſte Winter führte neue Wirren, neue Angſt und Sorge in das Land. Die Militärexekutionen und außerordentlichen Kommiſſionen ſchienen permanent werden zu wollen und die einmal in Fluß gekom-

mene Bewegung unter dem Landvolk nahm ihren unaufhaltſamen Fortgang. Bald ließen die Bauern ſich nicht mehr zur Überſiedlung in das „warme Land“ anſchreiben, ſie verlangten „Seelenland“ und erklärten ſich bereit, die Kirche ihrer Väter zu verlaſſen. — — —

Wir laſſen den Vorhang über das, was nun geſchah, fallen. Mit meiner Kindheit und mit der vieler anderer Leute war es vorbei, — wenig ſpäter mußte ich aus dem Paradieſe meiner Jugend ſcheiden und den Ernſt des Lebens kennen lernen.

Es dauerte noch manches Jahr, bis die Schule, in welche damals Kinder und Erwachſene genommen waren, wieder geſchloſſen wurde. Die nächſte ſchöne Erinnerung meines Lebens, die der Rückkehr auf das flache Land, fällt mit einem Zeitpunkt zuſammen, den ich nicht beſſer, als mit dem Namen Suworow bezeichnen kann. Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich's bis in die entfernteſten Güter, die abgelegenſten Paſtorate, der Enkel des berühmten Feldmarſchalls Fürſten Suworow, der durch die Unabhängigkeit ſeiner Geſinnung und ſeine Humanität bekannte Ehrenmann, von dem die Landesvertreter oft erzählt hatten, wenn ſie aus der Reſidenz zurückgekehrt waren — er ſei ſtatt des gefürchteten Deutſchenfeindes Golowin zum General-Gouverneur ernannt worden und werde noch im Lauf des Frühjahrs ſein neues Amt antreten. Daß ihm alle Herzen entgegenflogen, daß er geliebt und verehrt war, noch ehe er das Land betreten, daß man ihn kannte, bevor man ihn geſehen — das weiß heute jedes Kind, das braucht niemandem mehr erzählt zu werden. Es begann eine neue, jetzt freilich auch ſchon alt gewordene Zeit — eine Zeit des allmählichen, aber ſtetigen Aufſchwungs — mit der Idylle des alten Zuſtandes und ſeines zweifelhaften Glücks war es aber ebenſo vorüber, wie mit meiner Kindheit.

Seit dem allem iſt manches Jahr über das Land gegangen. Wohl ſteht ſie noch immer an der alten Stelle, die kleine Stadt mit den beſcheidenen niedrigen Holzhäuſern, dem ſchlechten Pflaſter und den guten Menſchen — aber den Weg zu ihrer alten Herrlichkeit habe ich nicht mehr zu finden vermocht. Der grüne Platz „hinter der Kirche“ iſt zu einem gewöhnlichen, raſenbepflanzten Hof eingeſchrumpft, die Klarinette, deren Klänge zu ihm hinübertönten, iſt ebenſo verſtummt, wie der lebensluſtige Mann, der ſie blies, der wahnſinnige Haſe der den Biſchofsgraben unſicher machte, iſt von dem Lärm des modernen Lebens

längſt verſcheucht worden, das Haus meines Vaters haben ſie in ein Gaſthaus verwandelt, das lebensluſtigen halbdeutſchen Disponenten und gewiſſenhaften Reviſoren zur Herberge dient, Nachbars Hugo ſoll jenſeit des Ural ſeinen Hang zu Abenteuern büßen, der lahme Fritz hat es wahrſcheinlich zu dem Poſten eines Regimentsſchreibers tief im Innern des Reichs gebracht, — die Aa hat ſeit dem Tode ihres getreuen Admirals alle Lebensluſt und alle Schiffbarkeitsgelüſte eingebüßt, das Feuer, in welchem die drei Männer aus dem altteſtamentlichen Ofen brannten, iſt längſt erloſchen, und wenn ich die trauten Geſtalten finden ſoll, die meine Jugend umgaben, ſo muß ich ſie — einige wenige ausgenommen — auf dem Kirchhof ſuchen, aus deſſen düſterem, ſchauerlichem Eingangstor ſchon dem Kinde das Grauen vor dem unbegreiflichen Ende alles Lebens entgegenwehte. Die alte Zeit, die hier ihr Weſen trieb, iſt längſt verweht, die Menſchen, die ſie machten, ruhen unter kühler Erde oder ſind alt und müde geworden, die Jugend, die hier die erſten Eindrücke empfing, iſt in alle Winde zerſtreut, und die Leute, die heute dieſe Reminiszenzen leſen, ſchütteln die Köpfe und können nicht verſtehen, was eigentlich den Wert der Zuſtände ausgemacht haben ſoll, die ihnen vorgeführt worden ſind.

Iſt auch der Schlüſſel zu dem luſtigen alt-livländiſchen Leben, das jenſeit der vierziger Jahre liegt, verloren gegangen, — ſind die, die an demſelben Teil genommen, ebenſowenig imſtande, die alte Welt zu entdecken, als es mir mit der Wiederauffindung der verſunkenen Herrlichkeiten meiner trauten Vaterſtadt geglückt iſt? Von den Franzoſen ſagt man, ſie hätten ſeit der Invaſion von 1814 das alte, vergnügte Lachen für immer verlernt. Ob ſich nicht Ähnliches von der alten, der abſoluten livländiſchen Gemütlichkeit behaupten ließe, die in den Jahren zwiſchen 1843 und 1847 Schiffbruch gelitten hat?

Lippert & Co. (G. Pätz'ſche Buchdr.), Naumburg a. S.

Aus baltiſcher Geiſtesarbeit.
Reden und Aufſätze
neu herausgegeben vom Deutſchen Verein in Livland.

II.

Über die Phyſiognomie der italieniſchen Landſchaft.

Der Humanismus.

Von

Victor Hehn.

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachtrag zu Nr. 1.

Ergänzend sei darauf hingewiesen, daß die in Nr. 1 unseres Sammelwerkes zum Abdruck gebrachten Aufsätze Julius Eckardts „Hamilkar Fölkersahm" und „Livländisches Stillleben" seinem Buch „Die baltischen Provinzen Rußlands" (1868) entlehnt sind.

Einleitung.[1])

Unter allen baltischen Schriftstellern ist V. Hehn derjenige, dessen psychologische Eigenart am schwierigsten zu erfassen und zu zergliedern

[1]) Raummangels halber kann ich hier nur die in Buchform erschienenen Werke Hehns anführen.

1. Italien. Ansichten und Streiflichter (9. vermehrte Auflage 1905).
2. Kulturpflanzen und Haustiere (7. Auflage 1906).
3. Gedanken über Goethe (6. Auflage 1906).
4. Über Goethes Hermann und Dorothea (2. Auflage 1893).
5. Reisebilder aus Italien und Frankreich (2. Auflage 1894).

Die drei letzten Werke wurden von Th. Schiemann aus dem Nachlaß V. Hehns herausgegeben. — Ein hohes Interesse beanspruchen die Briefsammlungen:

Briefe V. Hehns an seinen Freund Wichmann (1890).

Briefwechsel zwischen V. Hehn und G. Berkholz (Baltische Monatsschrift, 1897—98).

Ausführliche Biographien Hehns haben O. Schrader (1891) und Th. Schiemann (1894) erscheinen lassen. — Die hier folgenden kurzen Ausführungen habe ich in der Hauptsache meiner 1907 in der „Baltischen Monatsschrift" veröffentlichten Studie über V. Hehn entlehnt.

iſt, deſſen geiſtige Welt ſich am reichſten und zugleich am einheitlichſten vor unſeren Blicken aufbaut.

Noch ſind nicht 20 Jahre ſeit Hehns Tode verfloſſen, und doch empfinden wir bei der Lektüre ſeiner Schriften deutlich den weiten Abſtand, der ihn von unſerer vorwärtshaſtenden Zeit trennt. Ja ſchon in den 60er Jahren, zu Beginn ſeiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit, fühlte ſich Hehn nicht mehr vom Strom des Zeitgeiſtes getragen: bereits in den 30er und 40er Jahren hatte er die für ſein geiſtiges Leben entſcheidenden Eindrücke empfangen. Er iſt einer der großen Epigonen des Goethe-Hegelſchen Zeitalters und den humaniſtiſch-äſthetiſchen Idealen ſeiner Meiſter treu geblieben: gleich ihnen fußte er auf dem granitnen Untergrunde der antiken Kultur.

Aber wenn Hehn auch zu den einſamen Geiſtern gehörte, ſo hat er doch bis in ſein höchſtes Alter hinein die „Zeichen der Zeit“ aufmerkſam verfolgt. Freilich blickte er mit trübem Peſſimismus in die Zukunft. Ihm ſchien es, als ob die Menſchheit einem kulturellen Niedergang verfallen ſei, — als ob ſie im „Amerikanertum“ enden müſſe. Sein ariſtokratiſches Empfinden lehnte ſich auf gegen die pietätloſe Mißachtung des Gewordenen, gegen die demokratiſche Nivellierungsſucht, gegen die hochgeſpannten Hoffnungen auf die heilende Kraft des Parlamentarismus und des allgemeinen Stimmrechts. Mit Geringſchätzung ſtand er auch denjenigen Erſcheinungen und Errungenſchaften gegenüber, die man gewohnt iſt, als unwiderlegliche Beweiſe für den Fortſchritt der Menſchheit anzuführen: dem allgemeinen Wachstum in die Breite und dem rapiden Steigen des Weltverkehrs, dem Emporblühen der Naturwiſſenſchaften, den Dynamomaſchinen neueſter Konſtruktion und allen ſonſtigen „Wundern der Technik“.

Je breitſpuriger und ſelbſtgefälliger dieſe moderne Kultur auftrat, um ſo lebhafter regte ſich der Widerſpruchsgeiſt in Hehn. Eine Kampfesſtimmung durchzieht alle ſeine Werke.

Hier müſſen wir einen kurzen Blick auf Victor Hehns Leben und Werdegang werfen.

Am 26. September 1813 wurde er in Dorpat geboren, wo ſein Vater Sekretär am Landgericht war. In der ſtillen Stadt am Embachſtrand verlebte er ſeine Schulzeit und ſeine Studienjahre. 1834 erlangte er den Grad eines Kandidaten der klaſſiſchen Philologie. Vier

Jahre trug er darauf die Feſſeln des Hauslehrerberufs, um einen heiß und inbrünſtig gehegten Wunſch verwirklichen zu können: auf einer großen Reiſe durch Europa die Brennpunkte der Kultur, die Wunderwerke der Kunſt, all die reichen Schönheiten der Natur kennen zu lernen, die eigene Anſchauung an die Stelle des lange geſammelten Bücherwiſſens zu ſetzen.

Die im Frühling 1838 angetretene Reiſe dauerte nahezu zwei Jahre und bildete vielleicht den Höhepunkt in ſeinem Leben. Zweierlei hat vor allem wie eine geiſtige Offenbarung auf ihn gewirkt: die Hegelſche Philoſophie, die ihm in Berlin von den Schülern des großen Meiſters nahegebracht wurde, und deren Einfluß in ſeinem geſamten ſpäteren Schaffen fühlbar iſt, — und die italieniſche Natur. Immer wieder hat es ihn ſelbſt im Alter noch über die Alpen gezogen, immer wieder hat ihn das Problem der rätſelhaften Wechſelbeziehungen zwiſchen antiker Kultur und der Natur des klaſſiſchen Südens beſchäftigt, in den „Kulturpflanzen und Haustieren“ und dem Buch über „Italien“ iſt er von verſchiedenen Seiten an ſeine Löſung herangetreten . . .

Auf die nur zu kurz bemeſſene Zeit des reichen Genuſſes, der überquellenden Entfaltung folgten dann wieder Jahre des inneren Hungerns und Darbens: fünf Jahre, die er als Kreisſchullehrer in Pernau zubrachte, ganz den Erinnerungen lebend, fünf Jahre akademiſcher Lehrtätigkeit in Dorpat,[1]) die ihm naturgemäß eher Befriedigung gewähren konnte, aber jäh und plötzlich unterbrochen wurde.

Es war im Jahre 1851, als die furchtbare Kataſtrophe über ihn hereinbrach. Auch Hehn iſt ein Opfer der Nikolaitiſchen Ära geworden: auf einen völlig unbegründeten Verdacht hin wurde er von der politiſchen Geheimpolizei verhaftet, in Petersburg ſechs Wochen lang in ſtrengem Gewahrſam gehalten, und ſchließlich zur zwangsweiſen Anſiedlung in einer ruſſiſchen Provinzialſtadt verurteilt.

Fünf Jahre ſeines Lebens verbrachte Hehn nunmehr in Tula, abgeſchieden von der Kultur und jeder geiſtigen Anregung, von dem Verkehr mit ſeiner Familie und ſeinen bisherigen Freunden, von Büchern und Wiſſenſchaft. Graue, troſtloſe Jahre, deren Nachwirkungen er auch phyſiſch nicht hat verwinden können.

---

[1]) Als Dozent der deutſchen Sprache und Literatur.

Erſt mit dem Tode Nikolai I. ſchlug für Hehn die Befreiungsſtunde. Er erhielt die Erlaubnis zur Überſiedlung nach Petersburg und bald darauf eine Stelle an der Kaiſerlichen Bibliothek, die er bis 1873 verwaltete. — In dieſe Petersburger Jahre fällt ſowohl der Beginn als auch der Höhepunkt von Hehns wiſſenſchaftlich-literariſcher Tätigkeit, — was er vorher veröffentlicht hatte, waren erſte Verſuche geweſen, Vorſtudien zu größeren Werken.

Ein glücklicher Umſtand war es, daß Georg Berkholz, Hehns intimſter Freund, in die Redaktion der 1859 begründeten „Baltiſchen Monatsſchrift“ eintrat: dieſem Umſtande verdanken wir ſowohl den Briefwechſel zwiſchen den beiden im übrigen ſchreibfaulen Freunden,[1]) als auch eine ganze Reihe Hehnſcher Aufſätze für die damals ſo ſtolz emporblühende Monatsſchrift.[2])

In der „Baltiſchen Monatsſchrift“ ſind auch zuerſt jene Skizzen erſchienen, aus denen Hehns Buch über Italien hervorgegangen iſt, eines der Meiſterwerke der deutſchen Literatur. Fünf Jahre darauf (1869) veröffentlichte er ſein wiſſenſchaftliches Hauptwerk, die „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Aſien nach Europa“ — und wurde über Nacht eine europäiſche Berühmtheit.

Ausgerüſtet mit einem unvergleichlichen Wiſſensſchatz auf den verſchiedenſten Gebieten, mit einem offenen Blick für Natur und Menſchenleben, mit einer Kombinationsgabe, die das Entlegenſte und Geringfügigſte für weittragende Schlußfolgerungen zu verwerten weiß, hat Hehn hier ein Werk geſchaffen, von dem man ſchwer ſagen kann, ob die Altertumskunde oder die Urgeſchichte, die Sprachforſchung oder die hiſtoriſche Geographie durch ſein Erſcheinen reichere Förderung erfahren hat. Genial iſt die Formulierung des Problems, die ja in erſter Linie den Wert einer wiſſenſchaftlichen Leiſtung beſtimmt: nicht die oft erhobene Frage vom Einfluß der Natur auf die kulturelle Entwicklung

[1]) 1897 und 1898 von H. Diederichs in der „Baltiſchen Monatsſchrift“ veröffentlicht. Wahrſcheinlich wohl der geiſtreichſte Briefwechſel, der zwiſchen zwei Livländern geführt worden iſt.

[2]) Karl Peterſen (1860); Blick auf die Geſchichte der Juden (1862); die anonymen „St. Petersburger Korreſpondenzen“, die im Baltikum ungeheures Aufſehen erregten (1863—64), und der bedeutſame Aufſatz über den „Humanismus“ (1866).

der Menſchheit behandelt er in ſeinem Buche, ſondern die Umwandlung des Landſchaftsbildes, der Tier- und Pflanzenwelt unter der Einwirkung der „bauenden, ſäenden, einführenden, ausrottenden, veredelnden Kultur". Der Gang der Unterſuchung führt uns aus dem Dunkel der prähiſtoriſchen Jahrtauſende bis an die Schwelle der Neuzeit, und die künſtleriſche Darſtellung, welche den ſpröden Stoff überall wunderbar durchdringt, erhebt das Ganze zu einem packenden Kulturgemälde in großem Stil.

1873 nahm Hehn nach 18jährigem Dienſt an der Kaiſerlichen Bibliothek ſeinen Abſchied und verließ Petersburg, um nach dem launigen Vergleich, den er anwandte, ſich wie ein Türke auf das andere Ufer des Bosporus zu retten und dort zu ſterben. Er hat ſeitdem bis zu ſeinem 1890 erfolgten Tode in Berlin gelebt.

Es iſt Hehn nicht mehr gelungen, in ſeiner neuen Umgebung ſo recht heimiſch zu werden. Zwar Berlin ſelber war ihm ſchon der goldenen Jugenderinnerungen wegen lieb, aber Menſchen und Zeitgeiſt blieben ihm fremd, ja ſtießen ihn, je länger, deſto entſchiedener ab ...

Zu ſtreng wiſſenſchaftlicher Arbeit iſt Hehn in jenen Berliner Jahren nicht mehr gekommen. Dagegen erwuchs hier auf der Grundlage einer lebenslangen Beſchäftigung mit der Goetheſchen Welt und dem Goetheſchen Zeitalter ſein letztes größeres Werk, die „Gedanken über Goethe".

In Goethe verehrte Hehn nicht nur und nicht in erſter Linie den dichteriſchen Genius: durch ſtärkere Bande als durch literariſch-äſthetiſches Intereſſe war er an ihn geknüpft.

Schmerzlich hatte Hehn jahrzehntelang die Gegenſätze und divergierenden Tendenzen der modernen Welt in eigener Bruſt empfunden, ohne einen Ausweg finden zu können. Hier war ihm Goethe zum Führer geworden.

In Goethe hatten die widerſtrebenden Kräfte einen Ausgleich, die weltbewegenden Fragen eine individuelle Löſung gefunden. Was andere vor ihm gepredigt und erſehnt, eine Verſchmelzung der heidniſch-antiken und chriſtlich-modernen Kulturideale, eine Vereinigung vollkommener Schönheit der Form und ſeelenvoller Tiefe des Inhalts, eine Verklärung des Menſchlich-Natürlichen, die gleich weit entfernt iſt von materialiſtiſcher Plattheit und dogmenſtarrem Supranaturalismus, —

das hatte in Goethe Geſtalt und Leben gewonnen. Die Möglichkeit einer Überwindung des Zwieſpältigen und Zerriſſenen war erwieſen, und gleichgeſtimmten Nachfolgern der Weg geebnet.

Wir ſind hiermit an einen Punkt gekommen, der beſonders charakteriſtiſch iſt für die geiſtige Stimmung, aus der heraus Hehn ſeine Werke ſchrieb: aus den Fragen, die ſein Seelenleben bewegten, ſind ihm die Impulſe zu wiſſenſchaftlicher Arbeit erwachſen, und die Ergebniſſe dieſer Arbeit lieferten ihm die Bauſteine zu ſeiner Lebensauffaſſung.

Dieſer ſtete, lebendige Kontakt zwiſchen Wiſſenſchaft und Weltanſchauung verleiht Hehns vielſeitiger Tätigkeit als Schriftſteller ihren inneren Zuſammenhang, ſeiner Phyſiognomie als Forſcher einen Stempel der Weihe und Größe.

Gegenüber alledem, was er uns geſchenkt hat, und was er jedem einzelnen werden kann, der ſich in ſeine Gedankenwelt vertieft, muß die Klage verſtummen über das Mißverhältnis zwiſchen dem Umfange ſeiner vollendeten Werke, und der Fülle von Entwürfen und Plänen, ja von ſorgfältig ausgearbeiteten Fragmenten, die ſein Nachlaß enthält. Tritt doch dieſes Mißverhältnis gerade bei den größten Geiſtern häufig am ſchmerzlichſten zutage . . .

Die hier zum Abdruck gebrachten Studien „Über die Phyſiognomie der italieniſchen Landſchaft“ [1]) und über den „Humanismus“ [2]) bilden nicht den Höhepunkt in Hehns Schaffen. Aber ſie bieten eine vorzügliche Einführung in ſeine größeren Werke und in ſeine von einer ſtarken Subjektivität getragene Art zu urteilen und zu empfinden. Seine Erſtlingsſchrift „Über die Phyſiognomie der italieniſchen Landſchaft“ enthält bereits im Keime das ganze Gewebe von Gedanken und Stimmungen, denen er ſpäter in ſeinem Buch „Italien. Anſichten und Streiflichter“ ſo klaſſiſchen Ausdruck verliehen. Und wie charakteriſtiſch iſt die ſcharf ſatiriſche Schilderung des Mittelalters zu Beginn des Aufſatzes über den Humanismus. Sie kennzeichnet un-

[1]) 1844 als Programmſchrift der Pernauer Kreisſchule erſchienen. Im Buchhandel längſt nicht mehr vorrätig.

[2]) 1866 in der Baltiſchen Monatsſchrift erſchienen.

übertrefflich Hehns Abneigung gegen romantiſchen Gefühlsüberſchwang und myſtiſche Unklarheit, gegen den weltfeindlichen, transzendentalen Charakter des Chriſtentums. Als echter Humaniſt wollte er weiterbauen auf der Grundlage des Altertums. Sein eigenes Streben faßt er zuſammen in die Worte:

„Wo Goethes Iphigenie ſchon iſt, dort liegt das Ziel der Altertumsſtudien, zu dem ihre gelehrten Forſchungen nur Mittel ſind: das Altertum, ſeine humane Einheit und Kalokagathie für unſer zwar vertieftes, aber auch unſeliges und zerriſſenes Leben wiederzugewinnen."

Hugo Semel, cand. hist.

Über die Phyſiognomie der italieniſchen Landſchaft.

Italien iſt lange Zeit das Ziel zahlreicher Wallfahrten geweſen. Die Begeiſterung für dieſes Land, die Bekanntſchaft mit und die Sehnſucht nach demſelben wurde ein weſentlicher Beſtandteil der deutſchen Bildung. Italien gehörte zu der nationalen Erziehung in Deutſchland, und dorthin zu reiſen ward faſt ſo unerläßlich wie dem Moslem die Wanderung nach Mekka. Wer nicht in Italien geweſen war, in deſſen Gefühl und Anſchauung war eine Lücke, die er ſein Lebelang ſchmerzlich empfand. Die ſogenannten Sterne der Literatur waren faſt ſämtlich durch die Zone Italiens zu ihrer Höhe gewandelt und ſtanden noch unter den Wirkungen dieſes Durchgangs. In dem Entzücken der Erinnerung, das aus ihren Worten ſtrahlte, in der Reife und Klarheit, die ſie durch den Aufenthalt in jenem Lande gewonnen zu haben behaupteten, lag eine dringende Aufforderung für das jüngere Geſchlecht, an derſelben Quelle ſchöpfen zu gehen. Wollte man die Namen der Dichter herzählen, die für das Jenſeits der Alpen[1]) ſchwärmten, von Goethe und Heinſe bis Platen und Fr. Förſter, von Tieck, Rückert und Waiblinger bis Pfizer, Moſen und Gaudy — es wäre faſt eine Geſchichte der neueren deutſchen Literatur. Selbſt Schiller, den im Grunde eine nur geringe Wahlverwandtſchaft mit Italien verknüpfte, ward angeſteckt und dichtete von „des Koloſſeums Herrlichkeit“ und von dem „Bettler an der Engelspforten“. Der beſonnene Wilh. Humboldt ſang von Rom:

Wo nur Hauch der Menſchlichkeit je wehte,
Sehnt die Bruſt ſich nach der Stadt der Städte —

[1]) Ausdruck der Gräfin Hahn.

und Jean Paul überließ ſich bei Schilderung des Lago Maggiore und des Campanertals ganz ſeinem Hange überſchwenglicher Naturſchwärmerei. Es erſchienen Almanache aus Rom, Taſchenbücher aus Italien und in Deutſchland italieniſche Zeitſchriften, die bloß von Italien handelten. Unzählige Reiſebeſchreibungen folgten ſich und fanden immer Leſer. Die Wiſſenſchaft ſandte, ſozuſagen, einige Anſiedlungen nach Italien, um ſie von dort mit lokalen Unterſuchungen zu verſorgen: Winckelmann und Mengs, Wilh. Müller und Bonſtetten, Platner und Bunſen, Rumohr und Rehfues, Kopiſch und Alfred Reumont ſind unter der großen Zahl Namen einige, die uns gerade einfallen. Das Lied von dem Lande, wo die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht, grub ſich in alle Herzen. Zwar ſang Fr. Kind dagegen:

Bin einmal in die Zitronen gegangen,
Tu's nimmermehr —

aber die Ketzerei, über ihre eigene Kühnheit erſchrocken, beugte ſchnell wieder das Haupt. Fortwährend blieb die Sehnſucht nach Italien die ſtille Begleiterin, die dem Gelehrten durch alle Nahrungsſorgen, durch alle engen und kümmerlichen Verhältniſſe ſeines Lebens folgte. Wer ſo glücklich geweſen war, einmal dieſem Wunſche genügen zu können, den machte die Reiſe jung, indem ſie ihn zu praktiſchen Geſchäften zwang, und war er dann wieder heimgekehrt und der Geiſt in der alten Gewohnheit eingerichtet, dann verſchönte ſich in der Ferne das Zauberland von Jahr zu Jahr zu immer größerer Herrlichkeit. Je weniger ſich das Leben in Deutſchland an irgend einem Punkte groß-artig angeſammelt hatte und je alltäglicher die unmittelbare Nähe war, deſto glänzender wurden die Farben des idealen Bildes, mit dem die Phantaſie ſich entſchädigte. Derſelbe ſehnſüchtige Hang nach der Ferne, der die deutſche Völkerwanderung hervorgerufen hatte und der noch jetzt wohlhabende Schwaben und Pfälzer nach Amerika treibt, machte Italien zum Gegenſtand einer heiligen Überlieferung, an die man in vollem Ernſte glaubte. Man kam ſchon tiefbefangen in die „heſperiſchen Fluren", fand, was man ſuchte, und hütete ſich um ſo mehr, über Täuſchung zu klagen, als man damit vor anderen und ſich ſelbſt als geiſtlos und unempfänglich dageſtanden hätte. Von allen Seiten des Landes aber blieb die Natur, der romantiſche Zug zu Italiens Himmel und Bergen, Küſten und Lüften immer das Erſte und Weſentliche.

Während es dem engliſchen Reiſenden nur darauf ankam, den classical ground betreten zu haben, und dies zu Hauſe von ſich melden zu können, während der Franzoſe Dupaty in Rom mit erhitztem Blute nur von Senatoren und Triumphatoren träumte, ſchwelgte der Deutſche in der vor ihm liegenden Landſchaft oder dem Bilde von ihr, das die Phantaſie ſeinem Auge unterſchob. Mit geringem Sinn für Leben und Geſchichte begabt, galt ihm der moraliſch-ſoziale Zuſtand des italieniſchen Volkes nur wenig; er ſuchte für ſein ſchwärmendes Gemüt die Muſik der Landſchaft, die ganz wie die eigentliche Muſik, in der er ja auch Meiſter war, in ihrer dunkeln ſymboliſchen Sprache alles mit ihm teilte. Anders der platoniſche Sokrates — ich gehe nicht vor das Tor, ſagt er ſeinem Freunde Phädrus, denn Land und Bäume können mich nichts lehren, wohl aber die Menſchen in der Stadt!

Der Zeitraum der unbedingten Verehrung Italiens geht etwa von 1789—1830 oder von Archenholz, der mit ſeinem Tadel noch der alten, bis Nicolai, der mit dem ſeinigen der jüngſten Zeit angehört: dazwiſchen liegt das romantiſche Mittelalter der Italomanie. Eine Geſchichte derſelben würden wir in drei Perioden zerfällen, von denen die Kunſtepoche, die von Winckelmann vorbereitet mit Goethes italieniſcher Reiſe beginnt, die erſte wäre. Auf die Kunſtepoche folgte die der romantiſchen Schule, deren Hauptglieder ſämtlich in Italien geweſen waren und nun dem ſchönen Süden ſich trunken in die Arme warfen. Zu den Sternennächten, Goldorangen und Oleanderblüten geſellte ſich die myſtiſche Farbenglut des Katholizismus und die fromme Naivetät der vorrafaeliſchen Kunſt. Das Altertum trat in den Hintergrund; der Widerwille gegen moderne Lebensformen, der die romantiſche Schule beſeelte, fand in Italien einen von ihnen noch vielfach unberührten Bezirk. Als Hauptorgan in letzterer Beziehung kann Wilhelm Müllers geprieſene Schrift: Rom, Römer und Römerinnen gelten, die ein vollſtändiger Kodex aller von den Romantikern gehegten Grundſätze iſt und zwar auf ein beſtimmtes Objekt — Italien — angewandt. Der geſicherte Sieg dieſer Romantik und das dadurch herbeigeführte allmähliche Erkalten bildet die dritte unſerer Epochen. Sie war es, die Italiens Namen in den weiteſten Kreiſen verbreitete und die ganze geiſtige Atmoſphäre mit ihm durchzog. Nicolais Reiſe war die erſte plötzliche Reaktion gegen die Überſchätzung oder vielmehr falſche Schätzung

Italiens. Der Sturm, den das Buch erregte, die Erbitterung, mit der es aufgenommen ward, bildete eine höchſt komiſche, nur in Deutſchland mögliche Erſcheinung. Nicolai hatte gewagt, an das Allerheiligſte zu rühren, und ſtand wie ein offenbarer Gottesleugner da — er wurde berüchtigt. Iſt ſo die Streitfrage vorläufig zugunſten Italiens entſchieden, ſo koſtet doch jetzt die Mühe der Überredung, was ſonſt ſich von ſelbſt verſtand. Man reiſt nicht mehr mit unſchuldigem Glauben nach Italien: man erhält ihn ſich künſtlich.

Wir ſind nicht gemeint, die Bewunderung der Natur Italiens für durchaus töricht zu erklären, wir glauben nur, daß dieſe Bewunderung eine falſche Richtung auf ein durch traditionelle Selbſttäuſchung untergeſchobenes, von dem Wirklichen völlig abweichendes Objekt hatte. Man glaubte in Italien eine geſteigerte nordiſche Natur zu finden, mit allem Sehnſüchtigen und Ahnungsvollen, das durch die romantiſche Landſchaft des Nordens wallte und bebte, flüſterte und ſtrömte. Was geſtaltlos und in dunkler Macht das moderne Gemüt bewegte, all ſeine Stimmungen und Regungen, das lag in ſymboliſcher Sprache in der Landſchaft vor ihm da; von den Strömen des Gefühls, die ihr Inneres durchzogen, ſchwankte wechſelnd ihr Äußeres; auch ſie war ein ſtummes Antlitz, voll unendlichen Schmerzes und unendlicher Seligkeit. Aber die Natur war ſtumm und gebunden und flehte vergebens um Erlöſung. Bewußtloſe Notwendigkeit, objektive unverbrüchliche Geſetze hielten ihr Erwachen zurück. Die Kämpfe des Bewußtſeins, die Leiden des ſubjektiven Lebens berührten ihr in ſich geſchloſſenes Daſein nicht. Deſto reizender war es nun, wenn trotzdem das Subjekt ſein Inneres in ſie hineinlegen durfte und in ihr für tauſend namenloſe Vorſtellungen, die die Rede nicht verkörpern konnte, ſympathetiſchen Widerhall fand. Es gab ſich mit ſeinem tiefſten Ich der landſchaftlichen Natur hin, es verſenkte ſich, in Ahnungen aufgelöſt, in ihre Maſſen und den Hall ihrer Stimmen. Die nordiſche Landſchaft entſprach der Unendlichkeit des modernen Gefühls: es war, als wenn ein ähnliches Prinzip ſie gebildet. Auch in ihr ſeufzte, jubelte, betete ein der Menſchenbruſt verwandtes Leben. Tief im Walde hörte man das ferne Läuten der verlorenen Kirche, aus dem Grunde des Meeres die verhallenden Glocken der verſunkenen Stadt. Wie der Volksglaube, ſind auch die Dichter voll dieſer Symbolik und darauf bezüglicher Bilder.

Die Wolken kommen wie Flotten aus unbekannten Welten über den Himmel geſchifft; die Sterne ſind naſſe zitternde Augen; die Quelle ſchluchzt wehmütig; geheimnisvoll rauſcht die Linde, der Wald neigt ſich anbetend im Gewitter; neugierig mit wildfremden Augen ſieht die Waldblume den Jäger an; die Felſen ſind Rieſen der Vorzeit; die Morgenröte iſt eine zur Schlacht rufende Fahne; feierlich wölbt ſich der Frühlingshimmel am Oſtermorgen uſw.

So dankt der Goetheſche Fauſt dem erhabenen Geiſte, daß er ihm Kraft gegeben, die Natur zu fühlen:

Vergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt
Wie in den Buſen eines Freunds zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſt und knarrt,
Die Rieſenfichte ſtürzend Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme quetſchend niederſtreift
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich.

So ruft desſelben Dichters Ganymed dem Frühling zu:

Ach an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
— — Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.
Ich komme, ich komme.
Wohin, ach wohin?
— — Alles neigt ſich der ſehnenden Liebe uſw.

Phantaſtiſcher als bei Goethe wird dieſer Umgang mit der Natur bei den eigentlichen Romantikern. Bettina lebte in myſtiſchem Verkehr mit der Seele der Natur und ſah ihren ſtammelnden Lippen die innigſten Geheimniſſe ab. Tieck horchte in der Waldeinſamkeit[1]) dem Geſpräch der ſich zu einander neigenden Baumwipfel; ja die Anſchauungen der verſchiedenen Sinne gingen ihm ineinander über: es blühte das Licht,

[1]) Tieck will ja auch das Wort Waldeinſamkeit erfunden haben.

es klangen die Düfte, die Töne wurden zu Farben und es läuteten die Blumenglocken. Lord Byrons gewaltige Phantaſie ſah in der Natur überall menſchliche Leiden und Taten: geht ein Gewitter durch das Gebirge, ſo jauchzen die Häupter der Alpen, wie triumphſingende Prieſterchöre; röten ſich die Blätter im Herbſt — es iſt das Blut von Erſchlagenen; leiſe, um niemand zu wecken, ſchleicht die Nachtluft von Blatt zu Blatt uſw. — Dies war die romantiſche Landſchaft;[1]) ſie potenziert zu ſehen, war die Sehnſucht nach dem glücklichen Süden.

Aber wie ſehr hatte man ſich getäuſcht! Nichts iſt weniger ſentimental, als die italieniſche Natur. Wer die Alpen überſtiegen hat, der findet keinen Wald mehr, keine rauſchende unentheiligte Baumwildnis, nur Pflanzungen, Gärten und einzelne Gruppen. Alle Länder um das mittelländiſche Meer entbehren einer kräftigen Baumvegetation, was Humboldt durch die Annahme erklärt, das Meer habe einſt dieſe Länder bedeckt und beim Zurücktreten die obere Erdſchicht mit hinweggenommen, ſo daß nur der Felſengrund zurückblieb. Dieſe Naturanlage wurde durch die uralte Geſittung, die hier ihre Heimat hatte, vollendet. Sie ließ keinen Fleck Erde ohne die „Spur ordnender Menſchenhand", jeder Stein, jeder Berg hat hier an der Geſchichte des Menſchen teilgenommen und ſeit lange vertilgt ſind jene Schauer, mit denen wir im tiefen Walde der jungfräulichen Natur gegenüberſtehen und wie eine mächtige Geiſterſtrömung das Rauſchen in den Wipfeln über uns vernehmen. Im fernen Barbarenlande wohnte Diana, die Göttin waldiger Wildniſſe, und grauſame Gebräuche knüpften ſich an ihren Dienſt, an die phyſiſche Wildheit auch die moraliſche. In der Tat iſt den nördlichen Völkern das Waldgefühl eigentümlich, es weht in der deutſchen Lyrik und ſchon zu Tacitus Zeit wohnte die Gottheit in der Einſamkeit des Urwaldes. Anders in Italien. Die Fruchtbäume, mit denen das Land bedeckt iſt, entbehren ſchon als ſolche des freien und mächtigen Wuchſes; die Ulme, vom Wein überkleidet, bekommt eine abenteuerliche, eckige Geſtalt und keinem, der zuerſt eine Olivenpflanzung ſah, wird die Ähnlichkeit entgangen ſein, die dieſer Baum mit unſerer Weide hat. Die italieniſchen Gärten beſtehen ſämtlich aus beſchnittenen Hecken, die

[1]) In ſchönen, glänzenden Bildern iſt ſie in einer von Viktor Hugos Orientalen: „Die Fee und die Peri" dem Morgenlande gegenüber geſchildert.

lange gleichmäßige Wände bilden, das Gebirge aber, das ſich hinter ihnen erhebt, iſt baumlos und dürr. Wie keine Wälder, ſo hat Italien auch keine rechte Flußbildung. Nehmen wir die Flüſſe der Lombardei aus, wo Italien noch nicht Italien iſt, ſo iſt der Tiber noch immer flavus, gelb und ſchmutzig, mit nachſtürzenden Ufern; der Arno erſcheint im Sommer als ein Bächlein, das über einen weiten bloßgelegten Kieſelgrund hinrieſelt;[1]) alle übrigen Flüſſe ſind undurchſichtige, ungewiſſe, einen großen Teil des Jahres verſiegende Bergwaſſer. Das ſtolze Pferd nördlicher Gegenden iſt hier dem mißgeſtalteten Eſel gewichen. Mit den Wäldern ſind auch die Waldſänger, die Vogelſtimmen, die immer ſeltener und unlieblicher werden, je weiter man vom nördlichen Deutſchland nach Süden geht, jenſeits der Alpen zurückgeblieben. In Italien ſcheidet keine Dämmerung, dieſe Stunde ungewiſſer Sehnſucht, den Tag von der Nacht, kein Frühlingserwachen, wo alles ſtrömt und ſproßt und unendliche Ahnungen die Bruſt bewegen, den Winter von dem Sommer. Der Schmelz grüner Wieſen mit ihren goldenen Streiflichtern iſt Italien verſagt: ſtatt deſſen fällt das Auge nur auf das ſchwärzliche regungsloſe Laub immergrüner Gewächſe, des Lorbeers, der Cypreſſe, oder weit und breit auf braune, dürre, verſengte Erdſtrecken und Felswände. Wo die Wieſe fehlt, da kann auch ihre Staffage, die maleriſch weidende glockenklingende Rindviehherde nicht heimiſch ſein; das Italien wie Griechenland eigentümliche Herdentier iſt vielmehr die Ziege,[2]) die ſich kletternd an heißen Felsabhängen ſtruppige Stauden ſucht. Das Meer überwältigt hier nicht mit der furchtbaren Erhabenheit, wie in den Herbſtnächten an der Spitze von Rügen oder den Küſten der Bretagne; die Nächte ſind

[1]) Daher es lächerlich iſt, wenn z. B. Oehlenſchläger ſingt: Dort, wo des Arno Woge ſchallt uſw.

[2]) Von den 7 Millionen Ziegen, die Europa beſitzen ſoll, kommen auf Großbritannien und die Niederlande nur äußerſt wenige, auf Spanien 3 Millionen, auf Frankreich 1 Million, auf Italien 1 Million und mindeſtens ebenſoviel auf die türkiſch-griechiſche Halbinſel. Cephallonia hat auf 2000 Stück Rindvieh 20000 Ziegen, und dies wird auf den Inſeln und in den Berglandſchaften von Hellas und Italien überall das Verhältnis ſein. Darum die Ziege in den bukoliſchen Gedichten der Alten die Hauptrolle ſpielt, darum das Prädikat *αἰγίβοτος*, das Homer Od. 4, 606 der Inſel Ithaka, ja allen übrigen Inſeln gibt. Wir erinnern an das, was Pindar fr. 73 von Skyros ſagt, an die altattiſche Phyle der *Αἰγικορεῖς*, an den anapäſtiſchen Ziegenchor in einem Fragment des Eupolis uſw.

ohne Sturm, Nebel und Phantasmen, und ihr gestirnter Himmel blickt so nah und vertraulich, daß er mehr eine angenehme Zierde scheint, und daß gewiß kein schwärmender, von Unsterblichkeit und Unendlichkeit entzückter Blick, wie bei uns, in seine Tiefen fällt.

Die italienische Landschaft, so sonderbar dies klingen mag, ist nicht musikalisch, sondern plastisch und architektonisch. Wendet man diesen Schlüssel an und besitzt zugleich Reife des Geistes genug, um in einer Welt heimisch zu werden, wo Form und Inhalt aufs innigste versöhnt sind, dann wird die landschaftliche Natur Italiens gerade da, wo sie am meisten zurückzustehen schien, die tiefsten Reize offenbaren. Sie reicht nie in leerer Sehnsucht über die Wirklichkeit hinaus, mit der stillen Gleichgültigkeit eines antiken Marmorbildes ruht sie selbstgenugsam über den Tiefen ihres unendlichen Inhalts. Scheinbar seelenlos und kalt, ist sie doch nur so unbewegt, weil sie nichts mehr begehrt und weil sie völlig mit ihrer ganzen Idee zur Gestalt hervorgetreten ist. Jedes Landschaftsbild, jede Gruppe, jede Baum- und Bergpartie dieses klassischen Landes ist ein harmonisches Kunstwerk, das von keinem Schwanken, keinem unruhigen Drange mehr weiß, weil das Innere völlig in das Äußere aufgegangen ist. Die blinde Naturgewalt wurde hier von einem bildnerischen Prinzip gezügelt und zu Maß und Form zurückgeführt. In gesicherter Koexistenz ruhen alle Formen nebeneinander, durch ein ursprüngliches Gleichgewicht verbunden, ohne den Trieb in einander überzugehen. Wie alles sich in dieser Landschaft gruppiert und zum Bilde gestaltet, so hat die Natur gleichsam Sorge dafür getragen, daß jedes Bild sich einrahme und abschließe: haarscharf zeichnen sich alle Linien gegen den Hintergrund des Himmels und bei jedem Schritte findet der Wanderer eine Felsenwand, ein altes Gemäuer, eine Bogenöffnung, zwei vortretende Baumstämme als Rahmen eines von der Natur selbst maßvoll und künstlerisch geordneten Ganzen. Darum der Ernst der italienischen Landschaft — sie hat keinen Grund mehr zu Freude oder Schmerz; sie blickt uns mit jener Wehmut an, die die Befriedigung aller Wünsche begleitet. Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle — dies gilt auch von ihr und ihrem Betrachter.

Es kostet dem Nordländer Mühe, ehe er so weit ist, die südliche Landschaft in ihrem so abweichenden Prinzip zu verstehen. Statt der

Bewegung organiſchen Lebens zeigt ſie ihm ſtille architektoniſche Linien ſelbſt in der Vegetation: die Cypreſſe gleicht einem Obelisk, die Pinie einer Kuppel; tiefdunkel, ſtarr und wie ſteinernes Bildwerk blicken die Maſſen des Lorbeers, der Steineiche und der Agrume; in ihrem Schatten liegt in monumentaler Ruhe der weißliche Stier, mit ellenlangen Hörnern. Wie die Formen ſind auch die Farben nicht vegetativ, ſondern mineraliſch und erinnern an manche Erze und chemiſche Flüſſigkeiten; der vorherrſchende Ton, der über alle Gegenſtände gehaucht iſt, iſt das bräunlich Violette, das nach den Tageszeiten und dem Standort in den feinſten, dem ungeübten Auge kaum bemerkbaren Tinten wechſelt und ſich abſtuft. Das rohe Grasgrün, das elementariſche Grau, das ſchreiende Rot und Gelb der Dächer und beſtrichenen Holzwohnungen des Nordens iſt hier einer geiſtigeren, feineren, ganz idealen Färbung gewichen. Die Inſeln des Meeres, die fernen Berge ſchweben blau und ätheriſch in durchſichtigen Dünſten, kaum körperlich; die näheren Vorberge, meiſt in Pyramidenform, mit einer Stadt oder ſonſtigem von einzelnen Cypreſſen begleiteten Mauerwerk, tragen jene weißliche Felſenfarbe, die ſchon die alten Dichter mit den Prädikaten candens, nitens und *ἀργινόεις, ἀργής* bezeichnen.[1]) Über der von der Sonne verſengten und darum in rötlichen Felſentinten glühenden Erde ruht wie verdichteter Nebel, bleifarbig,[2]) das kleinblättrige Laub des Ölbaums in alten, hohlen, gewundenen und verkrüppelten Stämmen. Der Ölbaum, da er ſo häufig angepflanzt wird, bildet einen Hauptbeſtandteil italieniſcher Landſchaften. Wer dieſen herrlichen, heiligen, von Sophokles im Ödipus auf Kolonos beſungenen Baum noch verachten kann, der hat jene ſüdliche Welt in der Tat noch nicht in ihren leichteſten Vorbegriffen gefaßt. Die Ähnlichkeit mit der Weide, die nur den flüchtigſten Blick täuſcht, hat ſchon Virgil abgewieſen:

Lenta salix quantum pallenti cedit olivae —

und jenes pallens und *γλαυκόν*, jenes faſt metalliſche Anſehen iſt nicht minder im Charakter der Landſchaft, als der ſtaubbedeckte bläuliche Kaktus mit ſeinen ſtillen ſtachlichten Formen, wenn er Wege und Mauern begleitet, oder jener weißliche Staub ſelbſt, der weit und breit

[1]) Hor. Sat. 1, 5, 26. Od. 1, 14, 19. Hom. Il. *β*, 647. Soph. O. C. 670. Vgl. Namen wie Leucas, Leucopetra uſw.

[2]) *γλαυκὴ ἐλαία.*

unbeweglich ſchwebt und ſich über alle Gegenſtände legt. — Über dieſen fein abgeſtuften Farbentönen, über der ruhigen Plaſtik aller Linien wölbt ſich in derſelben unveränderlichen Gleichgültigkeit ein nur ſelten getrübter Himmel, mit dem feinſten Pinſel, beſonders an ſeinen Rändern, ausgemalt, aber unempfindlich wie das Auge einer antiken Junobüſte. Selbſt bei Sonnenauf- und -untergängen, wo Himmel, Meer und Gebirge mit allen Farben vom hellſten Roſenrot bis zum tiefſten Violett überhaucht ſind, bleibt dieſer Farbenglanz doch nur ein Hauch; die Momente höchſter Erregung ſind immer noch in den Schranken des Maßes, ſo daß dem Auge des Barbaren, das an roher ſich hervordrängende Farben gewöhnt iſt, der Zauber dieſer wunderbaren Augenblicke, die leiſen Abſtufungen, fliegenden Hauche und feinen Verwandlungen meiſtens entgehen. — Die italieniſche Gebirgsbildung, ſoweit ſie landſchaftlich in Betracht kommt, hat gleichfalls nicht das Kühne, Schroffe, Abenteuerliche nordiſcher Felspartien; nirgends Nadeln, Zacken, jähe Abſtürze und waldige Schluchten. Das Kalkgebirge des Apennin zieht ſich vielmehr in ſanften anmutigen Linien, wie ein Tempeldach, längs dem Horizonte hin; alles eigenſinnig Maßloſe iſt in ſeinen Umriſſen von einer verſöhnenden Hand oder von einem immanenten Prinzip ſich ſelbſt beherrſchender Schönheit vertilgt und zur Grazie zurückgeführt. Während die Schweizer Landſchaft ſich ſelbſt verſperrt oder die nordiſchen Ebenen ſich ins Vage verlieren, lehnen ſich in Italien an den Hauptzug, der die Landſchaft ſchließt, pyramidenförmige Vorberge, der Sitz uralter Städte, und gehen in welligen Abſtufungen in die Talebene fort. Zwiſchen dem realen Vordergrunde und dem idealen Fernzuge liegt jener ſo nahe und doch ſo entrückte Mittelgrund, die eigentliche Seele der Landſchaft und der Schauplatz der feinen Farbentöne, von denen oben die Rede geweſen. Am vollkommenſten iſt dieſe Geſtaltung der Landſchaft in der romaniſchen Campagna erreicht, einer Gegend, die überhaupt zu den reizvollſten Werken der bildenden Natur gehört, ſo ſehr ſie als öde Wüſte verrufen iſt. In eine Verbindung anderer Art tritt das Gebirge mit der See, die in dem ſonſt waſſerarmen Italien ja überall nahe iſt. Es ſtürzt mit zahlreichen Vorgebirgen und ſchwimmenden Felsinſeln in das nicht romantiſch ungeduldige Element, ſondern in einen ruhig ergoſſenen Spiegel, der mit tiefblauem Glanze runde Golfe füllt. Die Vorgebirge, die mit geringen

Unterbrechungen längs der ganzen Weſtküſte Italiens ſich folgen (die Oſtküſte iſt in phyſiſcher Hinſicht die unentwickeltere, wie ſie in geſchichtlicher von jeher die unbedeutendere war), zittern über der Fläche des Meeres, aus dem ſie ſenkrecht aufſteigen oder aufzuſteigen ſcheinen, weißlich grau im Lichtdunſt wie eine Luftſpiegelung: beide, Fels und Meer, gehören eng zuſammen und bilden ein ſtilles, in einfacher Harmonie ſich abſchließendes Ganze. Mit dem architektoniſchen Charakter des italieniſchen Gebirges hängt der Mangel an Waldung zuſammen, der es durchgängig auszeichnet. Wenn auf Waldgebirgen die Umriſſe im trüben Dunſt ungewiß ſchwanken, ſo iſt das Kalkgebirge des Apennin (weniger die vulkaniſchen Bildungen) ein gegen den Himmel ſich abhebender ſcharfkantiger Kriſtall, deſſen Bewegung nur das Zittern der Lichtwellen iſt. Ihn begleiten nur einzelne ſcharf abgeſchnittene dunkle Baumformen, eine ſchirmförmige Pinie, eine ſäulenartige Cypreſſe, oder da, wo er von der Ebene aufſteigt, die braunen Hallen eines gereinigten Olivenhaines.

Zu dieſem Charakter der Landſchaft ſtimmt die italieniſche Architektur aufs genaueſte. Baumlos, aber mit dem reichſten Steinmaterial verſehen, ſind dieſe Länder am Mittelmeer die eigentliche Heimat der Baukunſt, einer Kunſtübung, die ſich in fortlaufender Degradation durch den Ziegelbau der germaniſchen Niederungen in den Holzbau der europäiſchen Waldregionen und von da zu den noch leichter beweglichen Filzzelten der Nomaden verliert. Man erſtaunt, wenn man die unermeßliche Maſſe des Mauerwerks in Italien, die unzähligen Städte und Stadtmauern, die Kirchen, die ſteinerne Umfriedigung der Felder, die Brüſtungen der Wege, die Brücken und ausgemauerten Terraſſen zuſammenrechnet. Oft ſind dieſe Bauten völlig unbenutzt und ſchnell wieder verlaſſen; ſie verfallen oder liegen in Trümmern, immer aber geben ſie der Landſchaft die letzte Vollendung und den ſchönſten Schmuck. Wenn wir ſagen Schmuck, ſo möchten wir dieſen Ausdruck eigentlich zurücknehmen. Denn die Architektur iſt hier ſo ſehr mit der Natur des Landes verwachſen, daß ſie ein notwendiges organiſches Erzeugnis derſelben Tätigkeit ſcheint, die dieſe Berge formte und dieſen Himmel klärte. Faſt immer auf dem Gipfel eines ſteilen Hügels gelegen,[1])

[1]) oppida praeruptis saxis Virg. *αἰπεινὸν πτολίεθρον.* Homer.

gleichen die Städte in Farbe und Geſtalt dem Berge, der ſie trägt; in weißlichen Würfeln terraſſenförmig ihre Bauten übereinander ſchiebend, fliegen ſie nie mit ſchrägen Giebeln oder ſpitzen Türmen unruhig gegen den Himmel. Sie ſind ein natürliches Produkt ihres Felſens, gleichſam Kriſtalle, die an ihn angeſchloſſen ſind. In einfachen horizontalen, echt architektoniſchen Linien ſteht auch das einſame zweiſtöckige Bauerhaus in der Ebene oder am Abhang der Vigne — ein ſteinerner Würfel; unregelmäßige Fenſteröffnungen ohne Scheiben; keine Farbe, kein ſchräges Dach; zur Seite eine oder zwei Cypreſſen. Man überſchaue von einem der zahlreichen erhöhten Standpunkte die Stadt Rom oder Florenz oder Neapel oder ſehe am Fuß einer abgeſtochenen Felswand, die ſich über dem trockenen Flußbette erhebt, zu dem darüber liegenden Städtchen empor — immer dies einfarbige, von der übrigen Natur nicht abſtechende Kolorit, immer die horizontale Linie oder der in ſich gerundete Bogen. In einem großen Teil Italiens iſt der vielverbreitete Travertin der gewöhnliche Bauſtein; aus ihm beſtehen die Tempel in Päſtum, wie das Koloſſeum und die Peterskirche, ſeine Farbe aber iſt die bräunlich-gelbe des Kalkfelſens, ſo daß die Bauten, zu denen er gebraucht ward, natürliche Bergbildungen ſcheinen.

Im engſten Zuſammenhang mit der Architektur und alſo mit der ganzen Natur des Landes iſt die italieniſche Villa zu faſſen. Der italieniſch-franzöſiſche Gartengeſchmack, den man einfach durch das Prädikat architektoniſch bezeichnen kann, iſt ſo wenig eine Unnatur, wofür man ihn oft ausgeben hört, daß er vielmehr in den Ländern, von denen er ausging, der einzig angemeſſene iſt. Hat man erſt unter der anſcheinenden Lebloſigkeit der ſüdlichen Landſchaften die Verſöhnung und ruhige Geſtaltung des erregteſten Lebens anſchauen gelernt, hat man erſt, mit Goethe zu reden, alles feucht Romantiſche wie eine trübe Gärung hinter ſich, ſo wird man in der Regelmäßigkeit der Linien, der geometriſchen Zeichnung und ſymmetriſchen Anordnung einer italieniſchen Villa, in der Klarheit ihrer Lichter nur die letzte Vollendung der ohnehin nach plaſtiſchen und architektoniſchen Formen ſtrebenden Natur erkennen. Der italieniſche Garten iſt die unmittelbare Fortſetzung des Landhauſes, das ſich in ſeiner Mitte befindet, eine Architektur mit den Mitteln der Vegetation, welche in Italien überall von der Natur bereitgelegt ſind. Er iſt nicht zufällig, wie die Willkür des

Gemütes, welcher der engliſche Park folgt; er iſt auch nicht eine ſukzeſſive Reihe landſchaftlicher Muſik, wie dieſer, ſondern die Koexiſtenz ruhender Verhältniſſe, das Abbild einer Seele, die allen inneren Widerſtreit überwunden hat. Mag man umgeben von den dunklen Wänden der Lorbeern und des Buxbaums, am Rande eines kreisrunden Waſſerbeckens oder unter der Säulenhalle des Gartenpalaſtes ſelbſt aus ſolchem Vorgrunde den Blick auf das die Ausſicht ſchließende Gebirge richten oder die ganze Villa ſelbſt aus der Ferne als Teil der Landſchaft auffaſſen, immer iſt ſie das ſchönſte Komplement aller landſchaftlichen Anſchauungen.

Es erhellt nach dem Obigen von ſelbſt, daß die Romantiker und Naturenthuſiaſten, die nach Italien pilgerten und heimkehrend die geſehene Herrlichkeit prieſen, in arger Selbſttäuſchung begriffen, die Wolke ſtatt der Juno umarmt hatten. Nur Goethe und die damaligen Kunſtfreunde, nicht die mittelalterlich-myſtiſchen, hatten reellen Grund, die Natur des Landes zu erheben. In Goethes Entwicklung bildet ſeine italieniſche Reiſe einen wichtigen Abſchnitt: er trat in eine Welt der Formen, der Verſöhnung und all der unendliche Inhalt der modernen Welt, der in ſeiner Bruſt wohnte, alle durch den Kampf und die Spaltung, die die Menſchheit ſeit dem Erlöſchen des Altertums zerriſſen hatten, aus dem Grunde der Dinge und des Gemütes heraufbeſchworenen Mächte erhielten durch ihn zum erſtenmal den Frieden der Form und eine bis ins Innerſte gelichtete Durchſichtigkeit. Goethe fühlte die italieniſche Naturumgebung als die ſeinem Weſen eigentümlich zuſagende. Aus ihrem wohltätigen Einfluß ging die Iphigenia hervor, dieſes köſtliche Produkt der Vermählung des Altertums mit der modernen Welt oder des Südens mit dem Norden, über der wir alle Extravaganzen und Illuſionen unſerer Italienfahrer verzeihen können. Wo die Iphigenia ſchon iſt, dort liegt das Ziel der Altertumsſtudien, zu dem ihre gelehrten Forſchungen nur Mittel ſind: das Altertum, ſeine humane Einheit und Kalokagathie für unſer zwar vertieftes, aber auch zerriſſenes und unſeliges Leben wiederzugewinnen. Daß aber derjenige, der die phyſiſche Natur der klaſſiſchen Länder in ſeine Anſchauung aufgenommen und ſich nach ihr gewöhnt hat, auch dem Altertum ſelbſt und ſeinen Kunſt- und Dichtwerken um ein Bedeutendes näher gelangt iſt, muß ſich aus dem Obigen ergeben. Denn was iſt jene Natur,

jenes Prinzip der Landſchaft anders, als der Geiſt, in welchem Sophokles dichtete und die Agrigentiner die Säulen ihrer Tempel aufrichteten, jene Plaſtik, jenes harmoniſche Maß, jene Erfaſſung des Gegenwärtigen, jenes nach außen hervorgetretene und nie von der Geſtalt, der Sinnlichkeit abſtrahierende Weſen? Wer das Altertum für ſich erwecken will, muß unter dem Himmel gelebt haben, unter dem es einſt blühte, er muß dort aller Sentimentalität und Tranſzendenz in einer Natur, die für beides verſchloſſen iſt, ſich entledigt haben.

Entſchiedener noch als in Italien, welches ſelbſt ſchon eine Übergangsſtufe nach Norden iſt, wie es ja auch die Römer hiſtoriſch ſind, findet ſich die geſchilderte Phyſiognomie der Landſchaft in Griechenland ausgeprägt. Auch in Griechenland das Dürre und Felſige, die klaren bewegungsloſen Umriſſe, die Erſtarrung zu Geſtalt und Form. Auch dort die geradlinige, dem Gebirge unmittelbar entſproſſene Architektur, welcher urſprünglich ſogar der Bogenſchnitt fehlt. Die griechiſchen Inſeln, als dürre, reizloſe, von Vegetation entblößte Felſen berüchtigt, ſind dem Auge des Malers, das ſich an ſüdlichen See- und Küſtenbildern geübt hat, Punkte von entzückender Schönheit. Wer die Gegend von Athen betritt — eine ſtaubige, weißliche, waſſerarme Ebene mit dem einzeln ſtehenden Felſen der Akropolis, umkränzt von näheren und ferneren, ſchärfer und milder gezeichneten Gebirgen, dem Lykabettos, Hymettos uſw. und dem λαμπρότατος αἰθήρ über ſich — überredet ſich leicht, daß auch die ſpezifiſch ſüdliche Landſchaft an dieſem Punkte das Höchſte erreicht habe, das ihr möglich war.

Auch nach Norden läßt ſich dieſelbe Naturbildung verfolgen; ſie geht mehr oder minder getrübt und ſchon mit barbariſchen Beſtandteilen vermengt, längs der Südſeite der Alpen durch Oberitalien nach Mittelfrankreich, ja bis in die Gegend von Paris, die in manchen Zügen noch viel von dem plaſtiſchen Prinzipe hat. Noch weiter nach Norden und Oſten beginnt die nordiſche Landſchaft in ihren eigentümlichen Reizen; ſie erſcheint dem Landſchafter, der aus Rom kommt, wie einem alten Griechen unſer heutiges Leben erſcheinen würde — teils roh und formlos, teils vage und unbedeutend.

Man erlaube uns zum Schluſſe noch folgende Bemerkung. Die Landſchaftsmalerei, als abgeſonderter Kunſtzweig, iſt nicht von Italien ausgegangen. Als im Laufe des 15. Jahrhunderts das Siegel religiöſer

Typik ſich in Italien immer mehr löſte und auf den Goldgrund der älteren Zeiten eine bald landſchaftliche, bald architektoniſche Füllung des Raumes folgte, ſchien der Ausgangspunkt für eine reiche Entwicklung der Landſchaftsmalerei gegeben. Allein Italien war kein Boden für ſie. Die Füllung blieb eben nichts als eine ſolche; worauf allein dabei Rückſicht genommen ward, war die Farbenharmonie des Ganzen, die der Grund nicht ſtören durfte. So zieht ſich zum Beiſpiel auf den alten Bildern ein blaugefärbtes Gebirge im Zickzack fort, bei dem weder Kolorit noch Perſpektive die geringſte Wahrheit in Anſpruch nehmen kann. Auf anderen Bildern jener Zeit iſt im Hintergrunde alles dunkelbraun, Erde wie Gräſer und Bäume. Noch bei den Meiſtern der höchſten Blütezeit, den ſogenannten Cinquecentiſten, iſt in der konventionellen Typenform irgend etwas Landſchaftliches achtlos in den Hintergrund gemalt. So hat Leonardo ſeine fabuloſen dunkelblauen Felsmaſſen, Rafael ſeine Bäume, die verdorrten Grashalmen gleichen. Die plaſtiſche Natur des Südens konnte nicht für ſich Objekt des Genuſſes oder künſtleriſcher Darſtellung ſein; was ſie auszeichnete, das beſaß in höherem Maße die menſchliche Geſtalt und Tat oder die reine Form der Architektur; dieſen gegenüber war jene nichtig und arm. Auch ſpäter wurde die Landſchaft in Italien nur von Künſtlern, die diesſeits der Alpen geboren worden, wie Claude, Pouſſin und Paul Bril, mit Vorliebe und Meiſterſchaft behandelt; Salvator Roſa gehört in die akademiſche Zeit und deren Reflexionsbildung. Daß es aber nicht bloß die noch nicht überwundene Feindſchaft gegen die Natur war, was die Landſchaft nicht aufkommen ließ, ſondern das in der Geſtaltung Italiens vorwaltende Prinzip idealer Plaſtik, beweiſen die älteren Bilder der nordiſchen Schulen. Hier blitzt oft ein ſchüchterner Strahl inniger Empfindung für die Landſchaft und deren Schönheit unter den ſtarren kirchlichen Typen auf, ein Zug der Sehnſucht nach Wiedererlangung der der Menſchheit entfremdeten Natur. Wir nennen ſtatt der anderen Beiſpiele nur die Altarblätter des Johann und Hubertus van Eyck, die urſprünglich für eine Kirche in Gent gemalt, aus der Sollyſchen Sammlung ins Berliner Muſeum gekommen ſind. Mit welcher Liebe und Wahrheit ſind hier das Grün, die braunen Felſen, die Bäume der Natur nachgebildet! Von Luftperſpektive, von Kompoſition im großen kann freilich noch nicht die Rede ſein, aber

unendlich anziehend iſt der Geiſt idylliſcher Romantik, der durch dieſe Darſtellungen weht. Bedenkt man, daß die Brüder van Eyck bald nach dem Jahre 1400 fallen, ſo kann man im Hinblick auf die Geringfügigkeit der gleichzeitigen Leiſtungen der Italiener ſich des Staunens nicht erwehren. Hier im Norden — dies war es, was wir ſagen wollten — ſchon ſo frühe der lyriſch-muſikaliſche Zug nach ländlicher Natur: dort im plaſtiſchen Süden, der Menſch, ſeine Geſtalt, ſeine Tat.

Der Humanismus.

In der Geſchichte menſchlicher Kultur gibt es kaum eine Zeit, die anziehender wäre, als die in Italien gegen das Ende des 14. Jahrhunderts eintretende humaniſtiſche Bewegung. Sie gleicht einem anbrechenden Morgen oder Frühling, oder noch richtiger, einer Geneſung. Denn das Mittelalter war eine ſchwere Krankheit, ein langer Wahn geweſen und, ſeit dem Erlöſchen des Altertums hatte es keine ganzen, ſchönen und geſunden Menſchen mehr gegeben. In einer abſolut naturfeindlichen Zeit, wie das Mittelalter, konnten unzählige Einſiedler und ſelbſtquäleriſche Büßer für heilig gelten — ſittlich zu ſein war auf der Grundlage des herrſchenden Dualismus für niemanden möglich. Vor dem verzückten Blick, den der Abglanz eines mythiſchen Himmels blendete, war alle Realität des Daſeins in Schein und Schatten zergangen: die weltlichen Dinge waren wie nicht vorhanden; der Menſch, ein Fremdling auf der Erde, empfand Grauen vor ſeinen eigenen Anlagen und Kräften. Im Jahre 1000 erwarteten alle europäiſchen Völker die Ankunft des Antichriſt und den Untergang der Welt; als dieſer nicht erfolgte, ſtürzten ſie auf Kreuzzügen ins Morgenland, einem anderen Fieberphantome nach, bis ihnen nach vorübergegangenem Paroxysmus ermattet die Arme ſanken. Auch das Rittertum mit ſeinen Prinzipien der Ehre, Minne und Treue war nur eine Ausgeburt desſelben das ganze Weltalter beherrſchenden phantaſtiſchen Subjektivismus: ohne echte ſittliche Grundlage mußte dasſelbe bald wie ein Luftbild zergehen und nur um ſo größere Roheit zurücklaſſen. Lieſt man die geprieſenſten Epen der Romantik, z. B. den Parzival des Wolfram von Eſchenbach, ſo erſcheinen ſie dem unbefangenen Blick doch nur als

kindiſche Märchen: kein Umriß, keine feſte Geſtalt, nur bunte Farbenklexe; die Empfindungen konventionelle Unnatur, die Moral auf zwei, drei abſtrakte dogmatiſche Sätze beſchränkt, das Licht wie durch gefärbte Scheiben einfallend, bald rot wie Blut und grün wie Eiter, bald ein helles, ſchattenloſes Roſenrot. Von den Tafeln der Maler des Mittelalters blicken ſtarre Mumien mit geſpenſtiſchen Augen und in mathematiſchen Winkeln gebrochenen Gewandfalten; in den Hohlkehlen der Kirchenportale ſtehen die herben, dünngezogenen asketiſchen Geſtalten in ſchiefer Neigung. Nichts dient für ſich, alles dient nur ſymboliſch. Der Äneis des Virgil wurde ein geheimer Sinn untergelegt: ihre Helden waren verhüllte ſcholaſtiſche Begriffe, ihre Geſchichten allegoriſche Moral. Auch bei den Geliebten der drei großen Dichter, der Beatrice des Dante, der Laura des Petrarca, der Fiammetta des Boccaccio, weiß man nicht recht, ſind es menſchliche Weſen oder nur Symbole, die Laura vielleicht des Dichterlorbeers, die Beatrice vielleicht der Theologie? — Ein längeres Verweilen in Kunſt und Poeſie des Mittelalters iſt beängſtigend wie der Fackelqualm in einer Tropfſteinhöhle, und man atmet wieder auf, man begrüßt den Tag, wenn man zu den Griechen ſich flüchtet und dort, im Scheine der Sonne, mit befreundeten Geſtalten ewiger Menſchenwahrheit verkehren darf.

Ein ähnliches Gefühl erwachte ſeit der Mitte des 14. Jahrhunderts bei einigen hervorragenden Männern in Italien. Hier begünſtigten vielerlei Umſtände die beginnende Renaiſſance. Zunächſt die dem Altertum verwandte objektivere Sinnesart auf demſelben Boden, in der Umgebung derſelben Natur. Hier hatte es nie ſo gebrochene Menſchen gegeben wie diesſeits der Alpen; gerade, poſitive Exiſtenz und Tat hatte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht als urſprünglicher Zug des Volkscharakters vererbt. Niemals war hier z. B. die gotiſche Architektur mit ihren überfliegenden, das Wunder verſinnlichenden Spitzbogen, ihren myſtiſchen Roſen und erhaben-unheimlichen Hallen heimiſch geworden: viele Säulen alter Tempel ſtanden noch, trugen bildgeſchmückte Frieſe und zeugten von einer edleren, in ſich und in der Welt harmoniſch befriedigten Vorzeit. Das alte Rom des früheren Mittelalters war noch kein Schutthaufe wie das jetzige: vollendet wurde die Zerſtörung erſt durch die Fehden der römiſchen Familien; die Erſtürmung durch Karl von Bourbon von 1527 und die Barbarei der ſpäteren jeſuitiſchen

Päpſte, die die alten Bauwerke zu Steinbrüchen für ihre Paläſte und Kirchen benutzten. Auch in Sprache und populärer Erinnerung war die Kontinuität mit dem Altertum nicht völlig aufgehoben. Das Italieniſche war immer noch als bloßer Vulgardialekt des Lateiniſchen gedacht, das Lateiniſche als ein höheres reineres Italieniſch, als ein Italieniſch, wie es in gebildetem Munde ſein müßte. Zwar war Dantes göttliche Komödie ſchon italieniſch geſchrieben, aber der hohe Ruhm des Werkes galt mehr der ſcholaſtiſchen Weisheit, die es in ſich barg, als der von den Humaniſten ausdrücklich verachteten unreinen Sprache, in der es verfaßt war. Das Volksgedächtnis knüpfte noch an manche Örtlichkeit den Namen Neros oder Ciceros oder der Scipionen. So fanden z. B. die Einwohner Paduas im Jahre 1283 bei Erbauung einer ſteinernen Brücke den Sarg mit den Gebeinen des fabelhaften Antenor, des angeblichen Gründers ihrer Stadt.[1]) Die Humaniſten ſprechen durchweg von den Römern als den ihrigen, ſie freuen ſich des Ruhmes, trauern über die Niederlagen ihrer Väter: italieniſch und altrömiſch iſt ihnen ganz eins. Nos et Graeci iſt ihnen ein gewöhnlicher Gegenſatz, apud majores nostros eine gewöhnliche Berufung, und dies nicht als Schulaffektation, ſondern auf ganz naive Weiſe. Als Petrarca auf einer Reiſe durch Belgien und Deutſchland nach Köln kam und auf dem jenſeitigen Rheinufer ſtehend die prachtvoll getürmte Stadt vor ſich ſah, da fühlte er ſich von dem Gedanken erhoben, daß dieſer Ort von ſeinem Volke, a nobis, wie er ſagt, gegründet worden. Von den drei großen Univerſitäten des Mittelalters, Paris, Bologna und Salerno, war Paris die Pflanzſtätte der Theologie und Scholaſtik, d. h. einer rein mittelalterlichen Geiſtesform, Salerno und Bologna aber bewahrten die römiſche Erbſchaft in doppelter Geſtalt: Salerno die myſtiſch orientaliſche Heilkunſt, die magiſche Kabbaliſtik, wie ſie in den Tagen des römiſchen Kaiſerreichs in Italien gewuchert hatte, die gaukleriſche Weisheit der mathematici, pharmacopolae et hoc genus omne, Bologna aber das römiſche Recht, das in Italien niemals außer Brauch gekommen war. In Piſa befand ſich — ſo erzählt Angelus Politianus in einem ſeiner Briefe — ein uralter Kodex des Juſtinianeiſchen

[1]) Muralori, Tom. XII p. 461, Factus fuit pons lapideus St. Leonardi hoc anno (1283) et inventa area nobilis Antenoris, conditoris urbis Paduae, cum capitello penes S. Laurentium a porta S. Stephani.

Rechtes, der dort mit großer Ehrfurcht aufbewahrt wurde. Als Piſa von den Florentinern eingenommen wurde, bildete dieſer Kodex ein Stück der Beute. Er wurde in dem Stadthauſe von Florenz ſelbſt niedergelegt und der Aufſicht der höchſten Behörde und einer beſonderen Mönchsbrüderſchaft anvertraut. So oft dieſer Kodex um Rat gefragt werden ſollte — und dies geſchah nur in den wichtigſten Fällen — wurden Fackeln angezündet, die Mönche und Senatoren bildeten einen Kreis, entblößten das Haupt und das heilige Buch wurde aufgeſchlagen und ſein Ausſpruch ehrfurchtsvoll entgegengenommen. Wenn Angelus Politianus ſpäter dieſen Kodex näher unterſuchen konnte, ſo verdankte er dies nur der Freundſchaft des mächtigen Lorenzo Medici, der ihm Zugang zu dem wohlverwahrten Heiligtum verſchaffte. Auch die römiſche Munizipalverfaſſung hatte ſich in Italien durch die Stürme und das Elend der Zeiten aufrecht erhalten; überhaupt war die Saat von Städten, die über das Land ausgeſtreut war, eine herrliche Erbſchaft aus den Zeiten der Väter, während die Gegenden Europas, wo die Römer nicht geweſen waren, in mühſamen Gründungen aus dem rohen Waldleben zur geſelligen Städtegemeinſchaft übergehen mußten. Als nun die Kreuzzüge das Morgenland erſchloſſen, mit dem Sinken der deutſchen Kaiſermacht die zerſtöreriſchen Römerzüge aufhörten, ein allgemeiner Handelsgeiſt die Bürger italieniſcher Städte ergriff und ſie zu Waſſer auf Schiffen über das tyrrheniſche und adriatiſche und ägäiſche Meer, durch Propontis und Pontus Euxinus, zu Lande in alle Markt- und Stapelplätze Vorderaſiens führte, als die italieniſchen Republiken mit einer reichen, tüchtigen, leidenſchaftlichen Bevölkerung, mit einem vielbewegten politiſchen Leben voll menſchlicher, nicht asketiſcher Motive ſich füllten, da war auch die günſtige Stunde gegeben, die Alten aus ihrem Todesſchlafe zu wecken und mit dem Lichte eines untergegangenen Weltalters die Barbarei, die das gegenwärtige deckte, zu verſcheuchen.

Tief aber war die Nacht dieſer Barbarei auch in Italien, tiefer als man, von einzelnen Ausnahmen verführt, ſie ſich gewöhnlich denkt. Derjenige, der das neue Zeitalter eröffnet und in dem faſt alle Radien dieſer erſten jugendlichen Bewegung zuſammenlaufen, war Franz Petrarca[1]). Faſt möchte man auch jetzt noch wiederholen, was die

[1]) d. h. Sohn des Pietro, denn feſte Familiennamen kamen erſt ſpäter auf.

Florentiner ihm ſchrieben, da ſie ihn im April 1351 durch Boccaccio einluden, an die Spitze ihrer neu zu gründenden Akademie zu treten, er ſei der größte Mann, den die Welt je geſehen und wie ſie ihn nicht wieder ſehen werde. Dem jetzigen Geſchlecht freilich iſt dieſer Ahnherr moderner Bildung nur als Dichter zärtlicher Sonette bekannt: nach abſtrakt-äſthetiſchem Urteil mögen dieſe beiläufig und ſpielend geſchriebenen Dichtungen in der Tat den höchſten Preis verdienen, da in ihnen Gehalt und Form ganz in Einheit ſind — für denjenigen aber, der die geiſtige Geſchichte der Welt im großen zu überſehen gewohnt iſt, ſind ſeine zahlreichen, lateiniſch geſchriebenen Aufſätze, Briefe und Gedichte, ſeine humaniſtiſchen Bemühungen von weit größerem Gewicht. Für Petrarcas Leben und Geſinnung bilden die Angaben in ſeinen eigenen Briefen und Schriften eine erwünſchte und ſichere Quelle. Er war 1304 in Arezzo geboren und zwar in derſelben Nacht, wo ſein Vater, deſſen Freund Dante und andere florentiniſche Verbannte den vergeblichen Verſuch machten, ihrer Vaterſtadt durch Überfall ſich zu bemächtigen und ſo ihre Rückkehr zu erzwingen. Als der Neugeborene ein halbes Jahrhundert ſpäter auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, da baten ihn freilich ſeine Mitbürger demütig, die Güter wieder anzunehmen, die einſt ſeinem Vater gehört hatten und von der ſiegenden Partei eingezogen worden waren. Die Familie zog nach Piſa, von dort weiter nach Avignon, dem Sitze des päpſtlichen Hofes — denn Südfrankreich gehörte damals mit Catalonien ganz zum Kulturkreiſe Italiens, während Nordfrankreich den neuen gotiſchen Bauſtil erfunden hatte und durch die keltiſchen Feenſagen mit Britannien, durch das Epos von Fuchs und Wolf mit den Niederlanden geiſtig verbunden war. Der Vater blieb in Avignon, die Mutter mit den Kindern wurde ins wohlfeilere Nachbarſtädtchen Carpentras geſchickt, wo Petrarca ſeine Knabenjahre zubrachte. Er ſchilderte dieſe Zeit als die glücklichſte ſeines Lebens, wie elegiſche Gemüter zu tun pflegen, deren Ideal immer in dem Frieden unbewußten Naturdaſeins liegt. Aus einem ſeiner Briefe (Sen. 15, 1) ſehen wir, wie er ſchon als Knabe unter des Vaters Pergamentrollen Schriften des Cicero findet und, ohne noch die Sprache zu verſtehen, ſich an dem edlen Klang der Worte ergötzt, die zugleich ſo nah und doch ſo fern waren. Als er dann in der Weiſe mittelalterlicher Schulmethodik ein wenig barbariſches Halblatein gelernt und

auf die Univerſität nach Montpellier geſchickt worden, lag er begraben unter Cicero, Virgil und Seneca. Aber der Vater ſah dies mit Verdruß, denn er hatte den Sohn für die vorteilhafte Laufbahn eines Rechtsgelehrten beſtimmt; in einer Nacht überraſchte er den Jüngling bei ſeinen ängſtlich gehüteten Manuſkripten und warf ſie vor deſſen Augen ins Feuer. Von den Tränen und der Verzweiflung des Sohnes betroffen, zog er nur einen Cicero und einen Virgil wieder aus den Flammen. Der Jüngling küßte die halbverbrannten Blätter und ſchwor unter Tränen, von nun an einzig dem Studium des Rechtes leben zu wollen. Aber wie dem Liebenden nicht zu trauen iſt, wenn er ſchwört, die Geliebte zu vergeſſen, ſo auch nicht dem Genie, das ſeiner Beſtimmung entſagen zu wollen gelobt.

Auch in Bologna flößten ihm der kanoniſche Text und die Gloſſatoren und ihr barbariſches Latein nur Widerwillen ein, bei des Vaters Tode warf er nach ſiebenjährigem Rechtsſtudium ſchnell alles beiſeite, verließ Bologna und lebte ſeitdem ganz dem Amte des Humanismus. Das alte Rom und deſſen Wiedererweckung war der Gedanke, den Petrarca ſein ganzes Leben hindurch mit ſich trug. Als er das erſtemal (1337) die ewige Stadt betrat, war er wie im Rauſch, aber er ſah in ihr nicht, wie die frommen Pilger taten, bloß den Sammelplatz ſo vieler Reliquien, die Grabſtätte der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus, ſondern die alte Herrſcherin und Geſetzgeberin des Erdkreiſes, die Mutter der Bildung, den geweihten Boden, der die Geſtalten der Dichter und Geſchichtſchreiber getragen hatte. Er ſchrieb ſeitdem die heftigſten, eindringlichſten Briefe an die Päpſte nach Avignon, an den römiſchen Kaiſer, und bat ſie, ja gebot ihnen, ihren Sitz wieder in Rom zu nehmen. Seine Predigten blieben wohl nicht ohne Einfluß auf das Unternehmen Cola Rienzis, Rom unter der alten Form wieder zur Republik zu machen und die Formel senatus populusque Romanus neu zu beleben; auch ſchenkte er jenem hoffnungsloſen Verſuch eine begeiſterte Teilnahme. Als er im September 1340 eine feierliche Einladung vom Senat erhielt ſich in Rom zum Dichter krönen zu laſſen und faſt um dieſelbe Stunde dieſelbe Einladung vom Kanzler der Univerſität Paris erfolgte, konnte ſeine Wahl trotz einigem Schwanken nicht zweifelhaft ſein. Er ward in Neapel vom König Robert, der im Rufe der Gelehrſamkeit ſtand, drei Tage lang öffentlich geprüft (Ge-

lehrſamkeit und Dichtung war, wie in allen Urzeiten, noch nicht geſchieden und Mnemoſyne, das Gedächtnis, wie bei Homer und Heſiod, noch die Mutter der Muſen) und empfing dann am 8. April 1341 unter prachtvollen Zeremonien den Lorbeer auf dem Kapitol. Das ihm darüber ausgeſtellte Dokument beruft ſich auf die durch Akklamation gegebene Zuſtimmung des römiſchen Volkes und verleiht ihm das Recht, Geſchichte und Dichtkunſt frei zu lehren. In der Tat war er durch ſeine Werke antiker Form und antiken Inhalts der große Doktor des Humanismus. Zwar hatte das Mittelalter auch ſchon früher Epopöen hervorgebracht, denen antike Stoffe, die Kriegszüge Alexanders, der trojaniſche Krieg, zugrunde lagen, aber in Fabel- und Zaubergeiſt des Mittelalters, in dem naiven Koſtüm der Ritterzeit: Alexander der Große zog durch eine Reihe von Wundern bis zur Pforte des Paradieſes und Troja iſt eine hochgetürmte, gleichſam von Kreuzfahrern belagerte Sarazenenveſte. In Petrarcas Afrika aber, dem hexametriſchen Heldengedicht von den puniſchen Kriegen, trat zum erſten Male die hiſtoriſche Wirklichkeit aus den farbigen Nebeln des Märchens hervor, zwar nur froſtig und rhetoriſch, aber jenes kalte Licht beleuchtete doch die ſtrengen und edlen Züge einer echten Heldenmenſchheit.

Petrarca arbeitete an der Afrika, die ſeine höchſte Leiſtung werden ſollte, im Verborgenen; oft verzweifelte er an der Aufgabe und drohte, das ſchon Gearbeitete wieder zu vernichten: dann erſchraken die Freunde und erſchrak ganz Italien, daß es dies größte Werk der Jahrhunderte, um deſſentwillen hauptſächlich es den Dichter auf dem Kapitol gekrönt hatte, wieder verlieren ſollte. Niemand wußte, daß das Gedicht eines alten Römers, des Silius Italicus, das denſelben Gegenſtand behandelte, noch vorhanden war und ſpäter wieder aufgefunden werden ſollte. Auch direkt wollte Petrarca die Geſchichte Roms in einem großen Proſawerke behandeln: ſtatt deſſen kamen zwar nur die Biographien großer Römer (vitae illustrium virorum) zuſtande, aber welchen realiſtiſchen Fortſchritt bekunden dieſe, trotz aller rhetoriſchen Deklamation, gegen die ſogenannten gesta Romanorum, jene fabelhaften Anekdoten, die das ganze Mittelalter hindurch ein weitverbreitetes beliebtes Volksbuch bildeten! Auch ſonſt in allen übrigen Schriften, in ſeinen zahlreichen Briefen beruft ſich Petrarca bei jedem Schritt auf Ausſprüche des Cicero und Seneca, ſchmückt jeden alltäglichen Vorfall des Lebens

mit Beiſpielen des Altertums, überladet ſeinen Stil mit Blumen, Reminiſzenzen, moraliſchen Gemeinplätzen, aus den alten Klaſſikern. Wenn uns dies geſchmacklos vorkommt, wenn es uns öfter gähnen oder lachen macht, ſo war das bei einem damaligen Humaniſten doch natürlich: ſeine Aufgabe beſtand gerade darin, das Altertum in die Gewöhnung des Menſchen einzuführen; ſeiner Begeiſterung war kein Ding zu klein, um es an dem entſchwundenen Ideal zu meſſen; die ihn umgebende Barbarei der Sprache und Begriffe reizte ihn in jedem Augenblicke den klaſſiſchen Geiſt anzurufen. Auch in ſeinen übrigen Neigungen und Meinungen ſtrebte Petrarca über das Mittelalter hinaus. So iſt der Drang, der ihn zum Reiſen trieb, in dieſer Zeit eine neue Erſcheinung: die Pilgerfahrten und Kaufmannswanderungen des Mittelalters ſind ganz verſchieden von dieſem Intereſſe des Wanderers an der Anſchauung der Dinge der Welt als ſolcher. Für die theoretiſchen Spekulationen der Scholaſtik, in deren Tiefen ſich Dante verſenkt hatte, hatte Petrarca keinen Sinn, ebenſowenig für den Pantheismus der Anhänger des Averroes, die er in Venedig kennen lernte und die auch ſonſt in Italien viel verbreitet waren: ſein Leitſtern war die etwas triviale und ſpiritualiſtiſche, aber gebildete und verſtändige Moral des Seneca und vor allem des Cicero. Cicero war überhaupt in allen Sachen Petrarcas Erſtes und Letztes. Über die Aſtrologie, dieſes Lieblingskind des Mittelalters — ſogar in Bologna gab es ein Katheder für astrologia judiciaria — ſpottete Petrarca; die Eitelkeit der Alchymie erkannte er deutlich; auch von der Medizin hielt er nichts — ſie war die würdige Schweſter der eben genannten beiden Gauklerinnen. Unermüdlich, unerſättlich dagegen iſt Petrarca im Aufſuchen, Erwerben, Wiederherſtellen, Abſchreiben römiſcher Klaſſiker. Er ſchickte Geld zu dieſem Zwecke nach Frankreich und Deutſchland, nach Britannien und Spanien; er ſparte keine Bitten und Ermahnungen, wo es galt ein Manuſkript aufzuſtöbern; ſobald einer ſeiner zahlreichen Freunde von ihm Abſchied nahm und nach der Sitte ihn fragte, womit er ihm dienen könne, legte er ihm dringend ans Herz, nach Handſchriften des Cicero zu forſchen; wenn er auf ſeinen zahlreichen Reiſen am Wege ein altes Kloſter ſah, kehrte er ein, um die Mönche nach Büchern zu fragen. So kam er einſt, wie er ſelbſt erzählt, durch

Lüttich und fand dort zwei Reden des Cicero, die er noch nicht kannte. Die eilige Reiſe wird ohne Bedenken unterbrochen: er hält ſich mit ſeinen Begleitern ſo lange auf, bis in der barbariſchen Stadt ein wenig Tinte aufgetrieben — auch dieſe ſaffrangelb — und die eine Rede von der Hand ſeines Freundes, die andere von ihm ſelbſt abgeſchrieben worden. Und nichts machte ihn glücklicher, als da er einſt nach langem vergeblichen Suchen an einem Orte, wo er es am wenigſten vermutete, die Briefe des Cicero auffand. — Der Kodex iſt jetzt noch in der Laurentianiſchen Bibliothek in Florenz vorhanden.

Petrarca ſtarb 1374, 70 Jahre alt, auf einem Landgute unfern Padua am Fuße der euganeiſchen Hügel. Selten iſt ein Mann ſo ſehr der Ruhm ſeines Zeitalters geweſen als Petrarca. Er war im 14. Jahrhundert mehr, als was Leibniz im 17., Voltaire im 18. war. Kaiſer und Päpſte, Fürſten und Republiken buhlten um ſeine Freundſchaft; alle wetteiferten, ihn in ihre Nähe zu ziehen, ihm Ehrenſtellen anzubieten; ihn zum Unterhändler und Geſandten zu gewinnen. Nicht bloß die edelſten Familien, wie die Colonnas in Rom, die Viscontis in Mailand, ſuchten den Glanz ihres Hauſes durch Petrarcas Gegenwart zu erhöhen, auch der Kaiſer Karl IV. erwies ihm bei ſeinem Römerzuge in Mantua ausgezeichnete Ehre, verkehrte mit ihm in langen Geſprächen wie mit einem Propheten und nahm Petrarcas Ermahnungen, ſich ſeiner großen römiſchen Vorfahren würdig zu zeigen, ſo wie die altrömiſchen Kaiſermünzen, die er ihm unter moraliſch-hiſtoriſchen Erklärungen ſchenkte, gnädig auf. Da der Dichter ihm ſeine Lebensgeſchichte erzählte, fand ſich, daß der Kaiſer manches davon beſſer wußte als Petrarca ſelbſt. Den dringenden Einladungen des Kaiſers, nach Deutſchland zu kommen, wich der Dichter ſtandhaft aus. Auch der König von Frankreich, Johann der Gute, ſo wie der Dauphin bemühten ſich vergebens, ihn Italien abwendig zu machen und an ihrem Hofe in Paris feſtzuhalten. Er kehrte nach ausgeführtem diplomatiſchen Auftrag zu den Viscontis nach Mailand zurück. Bei der Feier der Hochzeit Violantes, der Tochter des Galleazzo Visconti, mit dem Herzog von Clarence, dem Bruder Königs Eduard III. von England, 1368, ſaß Petrarca mit an der feſtlichen Tafel, an dem nur fürſtliche Perſonen ſpeiſten. Ähnlich war die Ehre, die ihm einige Jahre früher in Venedig widerfuhr. Die Republik hatte einen Krieg auf Kandia

ſiegreich beendigt und zur Feier dieſes Ereigniſſes wurden auf dem Markusplatz vier Tage lang feſtliche Spiele abgehalten, Ringelrennen, Turnier u. dgl. Auf dem Balkon der Markuskirche ſaß der Doge, neben ihm Petrarca — beides, ſowohl das Siegesſpiel als der Ehrenplatz, echt antik. Rührender als dieſe Anerkennung von ſeiten der Mächtigen iſt die Anbetung, die Petrarca auch von den Geringen unter dem Volk zuteil ward. Folgende zwei kleine Geſchichten, die Petrarca ſelbſt erzählt, können den Beweis davon geben. Ein Schulmeiſter in Pontremoli, ein blinder Greis, hatte gehört, Petrarca ſei in Neapel und unternahm die weite Reiſe dahin, geſtützt auf die Schulter ſeines Sohnes. König Robert hörte von ihm, ließ ihn kommen und ſtaunte bei ſeinem Anblick, denn er ſchien wie eine Statue von Bronze: Petrarca, verſetzte der König, iſt abgereiſt, um über Rom nach Avignon zurückzukehren. Ich bin bereit, ihn aufzuſuchen, ſagte der Greis, und wäre es bis zu den Grenzen Indiens. Der König rüſtete ihn mit Reiſegeld aus und entließ ihn ehrenvoll. Der Greis kam nach Rom, fand Petrarca ſchon abgereiſt und kehrte traurig nach Pontremoli zurück. Dort hörte er, der Dichter ſei in Parma, machte ſich von Neuem auf, ſtieg im Winter über den ſchneebedeckten Apennin, kam endlich nach Parma und ließ ſich in das Haus führen, wo Petrarca wohnte. Als er dem großen Manne gegenüberſtand, war ſeine Freude grenzenlos. Er ließ ſich in die Höhe richten, umarmte das Haupt des Dichters, das ſo edle Gedanken, wie er ſagte, in ſich trug, küßte die Hand, die ſo herrliche Dinge geſchrieben. Drei Tage lang blieb der Blinde in Parma, während deren er dem Dichter nicht von der Seite wich. Ein großer Menſchenhaufe war zuſammengelaufen, dies Schauſpiel zu ſehen; als einſt der Blinde gerufen: ich fürchte dir läſtig zu werden, aber ich kann nicht ſatt werden, dich zu ſehen, und die Menge lachte, weil er geſagt hatte, dich zu ſehen, da rief der Greis: ich rufe dich ſelbſt zum Zeugen, ſehe ich dich nicht beſſer, als all dieſe Gimpel, die dich mit zwei Augen betrachten? da verſtummten alle. Der Signore von Parma entließ den Greis mit Ehren und Beweiſen ſeiner Freigebigkeit (Sen. 15, 7). Iſt dieſer Kultus, der freilich in der mittelalterlichen Geſtalt der Pilgerſchaft und wundertätigen Berührung erſcheint, nicht darin merkwürdig, daß er einer literariſchen Größe gewidmet iſt? Der letzte Ausruf des Blinden ſtammt in ſeiner

ſpiritualiſtiſchen Rhetorik gleichſam direkt aus der deklamatoriſchen Schule Ciceros, nicht von den Griechen, die nicht anders ſehen konnten, als mit ihren beiden Augen. Die andere Geſchichte betrifft einen Goldſchmied in Bergamo, Henricus Capra, der gleichfalls in unſerem Dichter ſeinen Abgott verehrte. Da der hochſtehende Petrarca ihn, ihn den Handwerker, freundlich behandelte, geriet dieſer ganz aus ſeiner Bahn, vergaß ſeine Beſchäftigungen, brachte Petrarcas Bild und Namen an allen Wänden und in allen Winkeln ſeines Hauſes an und ergab ſich trotz ſeinem vorgerückten Alter ganz dem gelehrten Studium. Eins noch bat er ſich als höchſte Gunſt von Petrarca aus; dieſer möchte, wenn auch nur auf einen Tag, nach Bergamo kommen und ſein Haus durch ſolchen Beſuch für immer weihen. Petrarca ließ ſich bewegen und unternahm die Reiſe. Als er ſich mit ſeinem Gefolge der Stadt näherte, ward er von den vornehmſten Einwohnern und den höchſten Obrigkeiten ehrenvoll empfangen; jeder bot ihm ſein Haus an, man lud ihn in den Palaſt der Stadt: während deſſen zitterte der Goldſchmied, der Dichter möchte dieſen hohen Anerbietungen folgen. Petrarca aber trat in das Haus ſeines niedrig geborenen Freundes und fand dort nicht bürgerliche, ſondern königliche Tafel, ein goldenes Gemach, ein Purpurlager, auf welchem, wie Enrico ſchwur, noch keiner geruht habe und keiner ruhen werde. Auch an Büchern fehlte es nicht und Petrarca brachte dort wohlbewirtet eine fröhliche Nacht zu. Der Goldſchmied aber war ſo außer ſich, daß die Seinigen fürchteten, er werde in Krankheit oder Wahnſinn fallen oder vielleicht gar des Todes ſein. Tags darauf kehrte Petrarca, erdrückt von Ehrenbezeugungen und noch lange von vielen begleitet, von dieſem Ausfluge wieder heim (Famil. 12, 11). So groß war das Anſehen, das dieſer Mann erworben hatte und ſo groß mußte der Anſtoß ſein, dem er der erwachenden klaſſiſchen Bildung gab.

Über Petrarca darf der Schöpfer der italieniſchen Proſa, Giovanni Boccaccio, nicht vergeſſen werden. Auch er wurde von ſeinem Vater für eine ehrliche bürgerliche Laufbahn beſtimmt; aber der Kaufmann, zu dem er in die Lehre getan wurde, gab ihn nach ſechs Jahren dem Vater als unfähig zurück. Jetzt ſollte er pontificum sanctiones, alſo kanoniſches Recht ſtudieren, aber auch darin lernte und leiſtete er nichts. Bei Neapel am Grabe Virgils war es, wo nach ſeinem alten Biographen

Filippo Villani Trauer und Schmerz über ſein bisheriges vergebliches Leben ihn befiel und er beſchloß, das ſchmutzige Handwerk aufzugeben und ganz dem Dienſt der Muſen zu leben. Bald war ſein Ruf als Gelehrter entſchieden, auch er ward vielfach als Geſandter gebraucht, z. B. einmal in den hohen Norden an den Markgrafen von Brandenburg (1352); ſtand in hoher Gunſt am Hof von Neapel, auch beim Kaiſer und nahm gegen Ende ſeines Lebens den Lehrſtuhl an, den ſeine Mitbürger zur Erklärung Dantes errichtet hatten. Boccaccio und Petrarca lernten ſich erſt im ſpäten Mannesalter kennen (1350), ſchloſſen aber einen auf gleiche Beſtrebungen gegründeten Freundſchaftsbund, den erſt der Tod löſte. Als Petrarca geſtorben war, ſchrieb Boccaccio: er hat mich auf dem unruhigen Meer dieſer Welt, wie in einem Schiffe ohne Steuermann zurückgelaſſen. Um die heitere freie Grazie, den reizenden Senſualismus ſeiner Novellen ganz zu genießen und richtig zu deuten, muß man den trüben angſtvollen Hintergrund der asketiſchen Moral des Mittelalters im Auge behalten, dann auch den Umſtand erwägen, daß Boccaccio, obgleich bei Florenz geboren, doch mehr Neapolitaner als Florentiner war und das üppige neapolitaniſche Leben mehr griechiſch orientaliſche als nordiſch gewaltſame Geſtalt hatte. Die italieniſchen Werke gehören übrigens in die Jugendzeit ſeines Lebens: ſpäter war er wie Petrarca ganz Humaniſt. Auch er ſammelte Handſchriften mit unermüdlichem Eifer; mittellos, wie er war, konnte er nicht ſo viel kaufen, als ſein Freund, um ſo mehr ſchrieb er eigenhändig ab und exzerpierte. Seine Bibliothek, die er dem Kloſter S. Spirito vermachte, wurde im folgenden Jahrhundert mitſamt dem Kloſter ein Raub der Flammen.

Boccaccio ſtarb bald nach Petrarca im Jahre 1375. Als Träger ſeines Geiſtes und Erhalter der Tradition hatte Petrarca den Johann von Ravenna hinlaſſen. Giovannis Leben enthält viel rührende Züge von echt menſchlicher Wahrheit. Er ward in frühem Alter in Petrarcas Haus gebracht und las und ſtudierte und wachte die Nächte mit Petrarca. In wenig Tagen hatte er die elf lateiniſchen Eklogen des Petrarca auswendig gelernt und ſagte ſie fließend her. Daß ihn eine unwiderſtehliche Sehnſucht aus dieſem klöſterlichen Leben fort in die weite Welt und ins unbekannte Leben trieb — wie natürlich bei einem phantaſiebegabten Jüngling! Er achtet nicht auf Petrarcas

Vorſtellungenn, ſondern begibt ſich nach einem ſchweren Abſchied auf die Wanderung. Er ſteigt über den Apennin, aber unaufhörlicher Regen verfolgt ihn dabei; er kommt nach Piſa und ſucht ein Schiff zur Überfahrt nach Avignon, aber kein Schiff will ſich zeigen, über dem langen Warten geht ihm ſein Geld aus; er muß ſich in der größten Not und Dürſtigkeit entſchließen, zurück über das Gebirge zu ſteigen; und indem er einen Fluß durchwaten will, faßt ihn ein Stromwirbel und er wird mit Mühe gerettet; ſo kommt er nach Pavia, wo er Petrarca vermutet. Aber dieſer iſt nicht hier, ein Freund des Petrarca nimmt den von Schwäche und Hunger Erſchöpften liebreich auf und führt ihn, da Petrarca ſich Pavia nähert, ſeinem Wohltäter entgegen. Petrarca empfing ihn, als ob nichts geweſen wäre, freundlich und ohne Vorwürfe. Aber bald erwachte die Reiſeluſt von neuem und mit verdoppelter Stärke: diesmal ſpricht Petrarca kein Wort dawider, ſondern rüſtet den Abziehenden ſelbſt mit Empfehlungsbriefen, Geld und guten Ratſchlägen aus. So begannen die vielfachen Wanderungen des Johannes: Petrarca ſtarb und bald darauf finden wir Giovanni als berühmten Lehrer des humaniſtiſchen Wiſſens in Florenz, aus deſſen Schule faſt alle berühmten Humaniſten der folgenden Generation hervorgingen.

Das Beiſpiel dieſer Männer nun, beſonders Petrarcas, zündete nach allen Seiten. Eine allgemeine Begeiſterung ergriff die Halbinſel von Mailand bis Neapel. Rührend iſt es, den Eifer zu ſehen, mit dem um die Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts die Gebildeten nach den Quellen des Altertums, nach Handſchriften der alten Dichter und Philoſophen ſuchten. Wie im äußerſten Weſten die Portugieſen von ſtaunender Begierde weiter durch die See gelockt wurden und Inſel nach Inſel, Küſte nach Küſte ſich ihnen auftat, ſo brachte in Italien jedes Jahr einen neuen Klaſſiker und mit ihm eine neue Welt. Begieriger konnten in unſeren Tagen die Goldſucher nicht den Boden durchwühlen, als die Italiener alle Winkel nach Manuſkripten. Wie groß die Schwierigkeiten dabei waren, wird einem klar, wenn man z. B. den Briefwechſel des Poggius lieſt, eines der bedeutendſten dieſer früheren Humaniſten, oder den des Ambroſius Camaldulenſis, deſſen Korreſpondenz ſich faſt ganz auf Entdeckung und Vervielfältigung von Manuſkripten bezieht. Die Wege ſind ſo weit und unſicher, die Ge-

legenheiten ſo ſparſame, daß das Mitteilen und Überſchicken von Handſchriften gefährlich und umſtändlich iſt. Man braucht Geld, viel Geld, man muß andere Genüſſe entbehren lernen, um Bücher zu leſen und zu beſitzen und klaſſiſche Bildung zu gewinnen. Wer eine Bibliothek zuſammenbringen will, der leiht ſich durch Koſten und Mühen ein Manuſkript nach dem andern und ſchreibt es ſich ab; oft beſoldet er einen Schreiber, der aber ſeine Kunſt ſich teuer bezahlen läßt, auch nicht immer zu haben iſt, wenn er zuverläſſig ſein ſoll. Dazu haben die Handſchriften verſchiedenen Wert; viele darunter ſtecken voll Fehler; man ſieht ſich oft in ſeiner Erwartung betrogen. Je mehr die Nachfrage nach Büchern ſtieg, deſto ärger wurde letztgenanntes Übel; früher war das Schreiben eine Art künſtlicher Malerei geweſen, jetzt wurde die Kurſivſchrift oft ein einziger ungeheurer Fehler. Wer einen Kodex geliehen bekam, bewahrte den teuren Schatz, ſolange er konnte, ja gab ihn auch auch gar nicht wieder. Daher in den Briefen der Humaniſten ewige Rekriminationen deshalb. Auf der anderen Seite können die Beſitzer oder Entdecker in ihrer Herzensfreude auch wieder mit den Büchern nicht zurückhalten, ſie müſſen ſie ausleihen, der Drang der Mitteilung und Mitempfindung läßt ſie nicht ruhen. So werden die Klaſſiker dieſen Männern erſt allmählich bekannt: oft haben ſie das erſte und dritte Buch einer Schrift geleſen, aber das zweite fehlt ihnen noch. Oft kommt die fehlende Ergänzung einer nur verſtümmelt vorhandenen Schrift aus fernen Landen, aus Frankreich, aus Deutſchland: hat ein Brief die Nachricht davon gebracht, dann brennt alles vor Begier nach dem neuen Schatze. So ſpürte Nikolaus Treviranus in Deutſchland einen Kodex des Plautus auf, der nicht bloß acht, wie alle bis dahin bekannten Handſchriften, ſondern zwanzig, alſo zwölf neue Stücke enthielt, und meldet dies dem Niccolo Niccoli und Poggius. Dieſe verzehrt die Sehnſucht danach, aber kein Vornehmer oder Reicher läßt ſich finden, der einen eigenen Abgeſandten hätte ſchicken wollen, den Kodex aus Deutſchland nach Italien zu bringen. Endlich im Jahre 1429 kommt Niccolo ſelbſt mit ſeinem Funde nach Rom — aber, ſtatt aufzuhören, beginnt die Tantalusqual von neuem: der Kodex geht durch Geſchenk an den Kardinal Jordanus Urſinus über, einen eifrigen Bücherſammler, und dieſer hütet ihn wie ein Argus und läßt lange Zeit keine Abſchrift zu. Erſt ſpäter, als Lorenzo

Medici ihn darum bittet, kann er ſich nicht weigern, und nun vervielfältigen ſich die zwölf neuen Komödien ſchnell durch zahlreiche Abſchriften in ganz Italien. Wie der Plautus aus Deutſchland, ſo kamen die Briefe des Plinius in vollſtändiger Geſtalt aus Frankreich. Es gab keine größere Ehre, als ein neues Buch entdeckt zu haben, kein wertvolleres, den Großen dargebrachtes Geſchenk, als eine alte Handſchrift. Kein Wunder daher, wenn wir z. B. in einem Briefe des Antonius Panormita leſen, er habe ein Grundſtück verkauft und für das gelöſte Geld dem Poggius einen Livius abgekauft. Wenn König Alphons von Neapel, der mit Lorenzo Medici zerfallen war, ſich durch das Geſchenk eines Livius, das ihm Lorenzo machte, alsbald wieder verſöhnen ließ und gleich nach Empfang des Buches ſich ans Leſen machte, obgleich die Ärzte ihn warnten, es könne Gift darin verſteckt ſein; wenn es dem ſterbenden Lorenzo Medici den Tod erſchwerte, daß er die Kodizes nicht mehr ſehen ſollte, die ſein Abgeſandter in Griechenland erkauft hatte uſw.

Gewiß aber iſt, daß wenn Petrarca und ſeine Nachfolger nur 50 Jahre ſpäter gelebt hätten, es faſt um die ganze römiſche Literatur geſchehen geweſen wäre. Die Alten wurden für uns noch gerade am Rande des Untergangs gerettet. Gerade die letzten Zeiten waren für die Literatur am verderblichſten geweſen. Unſere Texte des Catullus z. B. weiſen alle auf eine Handſchrift, ein großer Teil des Tacitus wurde erſt im 16. Jahrhundert im Kloſter Corvey in Deutſchland gefunden. Poggius fand den Quintilian in einem Kloſter in St. Gallen, mitten unter Moder und Unrat, der Fäulnis ſchon ganz nahe. Für den ganzen Livius war es ſchon zu ſpät: dieſer Hiſtoriker fand ſich, trotz aller undenklichen Mühe, die ſich Poggius und andere gaben ihn zu ergänzen, nur in einzelnen Dekaden noch übrig, d. h. in Partieen von je zehn Büchern; viele Dekaden waren auf immer verloren. Noch während Petrarcas Lebenszeit gingen manche alte Schriften ſpurlos unter: Cicero de republica war noch kurz vorher nicht ſo ſelten geweſen, Petrarca konnte keines Exemplars mehr habhaft werden und die wichtige Schrift blieb verloren, bis in unſerem Jahrhundert Angelo Maj Bruchſtücke davon in einem vatikaniſchen Palimpſeſt entdeckte. Cicero de Gloria hatte Petrarca ſelbſt noch in ſeiner Jugend beſeſſen, aber ſeinem alten Lehrer in Avignon geſchenkt: dieſer hatte die Handſchrift aus Armut verſetzt, und ſie war und iſt verloren. Auch

von Varro erinnerte ſich Petrarca noch als Knabe die antiquitates rerum humanarum et divinarum geſehen zu haben, als Mann konnte er dieſe wichtige, ſeitdem untergegangene Schrift nicht mehr finden und ſie iſt bis auf den heutigen Tag verloren.[1])

Von den römiſchen Klaſſikern wurde gerettet, was zu retten war. Bald aber mußte man einſehen, daß alles in der römiſchen Literatur auf die griechiſche weiſt: in Italien verſtand dieſe Sprache faſt niemand, es war vielleicht kein einziges griechiſches Buch in Weſteuropa vorhanden. So begann faſt gleichzeitig mit der Begeiſterung für die römiſchen Quellen eine tiefe, anfangs unſtillbare Sehnſucht nach den noch reicheren und reineren der griechiſchen Poeſie und Philoſophie. Die Schickſale der griechiſchen Literatur waren faſt ebenſo traurig geweſen, wie die der römiſchen. Der Fanatismus der erſten chriſtlichen Zeiten, der theologiſche Eifer der byzantiniſcher Kaiſer hatten zerſtört, was ſie erreichten. Leider waren die Bibliotheken bei und in den Tempeln aufgeſtellt geweſen und teilten beim Untergange des Heidentums das Schickſal der letzteren, den Flammen übergeben zu werden. Als z. B. unter Theodoſius dem Großen in Alexandrien die heidniſche Partei unter dem Philoſophen Olympius förmlich von den Chriſten unter dem Erzbiſchof Theophilus im Serapeum, wo die letzte große Bibliothek noch ſtand, belagert und während eines Waffenſtillſtands von beiden Seiten an den Kaiſer appelliert wurde, kam von dieſem Fürſten der Befehl, das Serapeum zu vernichten.[2]) In Konſtantinopel ſelbſt brachten die zahlreichen inneren Unruhen, da ſie faſt immer mit Feuersbrünſten verbunden waren, auch den Bücherſchätzen Verderben.

Dennoch z. B. beſaß im 9. Jahrhundert der Patriarch Phocius, wie wir aus ſeiner Bibliothek ſehen, noch eine Menge Schriftſteller von der höchſten Wichtigkeit, die ſeitdem verſchwunden ſind. Einer der unglücklichſten Tage aber, die für die griechiſche Literatur jemals anbrachen, war der, wo im Jahre 1204, hundert Jahre vor Petrarcas Geburt, die lateiniſchen Kreuzfahrer Byzanz eroberten; Plünderung und Brand bezeichneten ihre Schritte und der reichſte Stadtteil, der Sitz

[1]) Petrarcas Angabe darüber ſteht indes nicht ganz feſt, da die Texte der Ausgaben ſeiner Briefe darin variieren, ſ. Angelo Maj in der Vorrede zu ſeiner Edition der Republik Ciceros.

[2]) S. Gibbon, trad. de Guizot, Paris 1828, T. V, p. 357 ff.

der Gelehrſamkeit, ging mit allem, was er enthielt, in Flammen auf.[1]) Seitdem gab es noch hin und wieder zerſtreute Reſte einer griechiſchen Handſchriftenliteratur, die leicht auf einige grammatiſch-rhetoriſche Schriften, wie die Schulen ſie brauchten, zuſammenſchrumpfen konnten. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aber begannen beide Länder, Griechenland und Italien, einander zu bedürfen und ſich gegenſeitig zu öffnen. Auch hier geht Petrarca voran. Als 1342 der griechiſch-calabreſiſche Mönch von der Regel des heiligen Baſilius Barlaam nach Avignon kam, benutzte Petrarca die Gelegenheit, Griechiſch zu lernen und einen alten heißen Wunſch, den nach Plato, zu befriedigen. Aber der unſtete Mönch blieb nicht lange und der Dichter konnte eben nur die Lippen an den Becher ſetzen. Dennoch behauptete er, wie durch einen Spalt einen Augenblick das erſehnte Licht geſehen zu haben, und pries ſeitdem in Wort und Schrift Plato und alles Platoniſche. In der Tat hatte Petrarcas ſchwärmeriſche Natur viel Verwandtſchaft gerade mit Plato, dem Philoſophen der Ideen als transzendenter Weſenheiten; da aber ſeine Stimme bei dem ungeheuren Ruhm, den er gewonnen, weit widerhallte, ſo ward dadurch in Europa zuerſt Platos Name wieder mit einer Glorie umgeben und der wirkſame Stoß gegen die pſeudo-ariſtoteliſche Scholaſtik geführt. So kann man ſagen, daß die wenigen Tage oder Wochen, da der bald vierzigjährige Petrarca neben ſeinem Lehrer auf der Bank ſitzt und mit ihm den alten Weiſen ſich zu deuten ſucht, der Zeugungsmoment für die neuere Kultur geworden ſind, und die hiſtoriſche Malerei, die nach Momenten ſucht, wo große Weltgeſchicke in der Konkretion einer ſinnlich individuellen Szene erſcheinen, ſollte dieſe Gruppe nicht vorüberlaſſen. Auch die andere Sehnſucht Petrarcas, die nach Homer, konnte in dieſem frühen Zeitalter noch nicht befriedigt werden. Zwar gelang es ihm ſpäter, ſich einen Kodex des Homer aus Konſtantinopel zu ſchaffen, aber ohne Kenntnis der Sprache — wie wollte er das Siegel löſen, das über dem Schatze lag? Oft ſchaute ich, erzählt er, mit Tränen nach der Handſchrift hin, ſchloß ſie dann in meine Arme und gewann ſchon dadurch neue Kraft — ein Reſt der kindlichen Vorſtellung des Mittelalters, die eine allgemeine Idee immer einem ſinnlichen Dinge unmittelbar gleichſetzt. Glücklicher war

[1]) S. die Schilderungen von Nicetas Choniates und von Villehardouin.

auch hierin Boccaccio: er hielt den Leontius Pilatus, einen anderen großgriechiſchen Mönch, drei Jahre in Florenz feſt, beherbergte ihn erſt in ſeinem eigenen Hauſe und ſchaffte ihm dann eine Staatsbeſoldung, bis er hinreichend Griechiſch von ihm gelernt, und war ſo, wie er ſelbſt von ſich rühmt, der erſte in Italien, alſo im lateiniſchen Europa, der die Ilias wieder griechiſch las. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden die Beſuche hochgeſtellter Griechen in Italien immer häufiger, die byzantiniſchen Kaiſer, von den Türken gedrängt, richteten in der äußerſten Not ihre Blicke auf das Abendland und ſchickten ihre Gelehrten hilfeflehend an den Papſt und die europäiſchen Fürſtenhöfe. Dieſe Männer ſind alle zugleich Grammatiker und Diplomaten, ſie verhandeln mit den Staatsmännern und ſie lehren vor dem Volke. Einer der berühmteſten darunter iſt Manuel Chryſoloras, der bis nach Paris und London kam und wenigſtens Geld für ſeinen Hof einſammelte. Da die Schlacht von Angora 1402 Byzanz wieder auf 50 Jahre rettete, trat Chryſoloras ganz in die gelehrte Laufbahn über und zog lehrend in Italien umher. Wie dieſe Griechen Griechiſch lehren, ſo lernen ſie wiederum in Italien Lateiniſch: in einer raffinierten, aberwitzig gewordenen Kultur, in einer halb orientaliſchen Despotie aufgewachſen, fühlten ſie ſich von dem friſchen und mannigfachen Leben des Abendlandes unwiderſtehlich ergriffen, ſie latiniſieren ſich, legen die byzantiniſche Schultracht ab, die ſie auf den Straßen zum Geſpötte der Menge macht, ja einige treten förmlich zur römiſchen Kirche über. Der eben genannte Mönch Chryſoloras ging ſogar als Anwalt des päpſtlichen Stuhles zum Konzil zu Koſtnitz. Während der Verhandlungen desſelben ſtarb er und ward in der Dominikanerkirche begraben, wo noch jetzt ſeine Grabſchrift von der wunderbaren Wendung Zeugnis gibt, die der Verkehr dieſer Zeit genommen hatte. Je näher der Mitte des 15. Jahrhunderts, deſto gefährlicher wurde die Lage des griechiſchen Reiches, deſto häufiger die Sendungen nach dem Weſten. Die Kirchenvereinigung war der letzte Rettungsanker, den die byzantiniſchen Kaiſer auswarfen. Als zu dem Konzil von Florenz 1438 der Kaiſer Johann Paläologus, der Patriarch von Konſtantinopel und eine Menge Gelehrte und Prälaten übers Meer herüberkamen, da wurde griechiſche Sprache und Literatur gemein in Italien, Gemiſtus Pletho z. B., der daheim als Ketzer verfolgt worden, erklärte auf dem Konzil ſelbſt

öffentlich den Plato, und was Petrarca erſtrebt hatte, ging an den Nachkommen reichlich in Erfüllung. Ein ſprechendes Beiſpiel dieſer Verſchmelzung des Griechiſchen und Lateiniſchen gibt das Leben des Beſſarion, der, ein geborener Grieche, Kardinal der römiſchen Kirche wurde und die Markusbibliothek in Venedig ſtiftete — die alſo von einem griechiſchen Geiſtlichen auf italieniſchem Boden gegründet worden iſt. Der Fall Konſtantinopels ſelbſt trug zur Aufnahme griechiſcher Studien in Italien nichts mehr bei, ſo wie an dem Tage der Eroberung auch nichts mehr in Konſtantinopel zugrunde ging. Aller Austauſch war in der Hauptſache ſchon vorher geſchehen und mit Ausnahme vielleicht der beiden Laskaris kamen nachher nur noch gelehrte Bettler herüber, die das in Italien lebendige Intereſſe zu marktſchreieriſchem Erwerbe benutzten. Umgekehrt reiſten gelehrte Italiener und bezahlte Agenten häufig nach Griechenland hinüber, kauften Handſchriften auf und brachten herüber, was nur irgend aufzutreiben war: ſo Guarinus Veronenſis, Johann Auriſpa, Franciscus Philelphus. Lorenzo Medici ſchickte den berühmten Joh. Laskaris zweimal zu gleichen Zwecken in die griechiſchen Provinzen und erbat ſich eigens von Sultan Bajazet freies Geleit für dieſen Abgeſandten. Und wirklich brachte Laskaris 200 altgriechiſche Kodizes mit, manche mit hohen Summen bezahlt, darunter 80 von bisher unbekannten Verfaſſern.

Fragen wir nun, welche Geſtalt die ſo erweckten humaniſtiſchen Studien an ſich trugen, ſo ſchien die ſchönſte Zeit des Altertums jetzt wirklich wiedererſtanden zu ſein. Die Aneignung war eine perſönliche, lebendige, den ganzen Menſchen ergreifende; ſie war warm und leidenſchaftlich; ſie adelte das Leben durch Schönheit und Erkenntnis; die alten Weiſen und Dichter ſprachen wieder ſelbſt; man hing an ihren Lippen, ſuchte ſie zu verſtehen und ihnen zu gleichen. Nirgends noch Zwang der Methode, Tyrannei der Schule; Grammatik und Wörterbuch waren noch nicht vorhanden; ſie kamen erſt mit der Buchdruckerkunſt und nur in den roheſten Anfängen, wie z. B. das cornu copiae von Nicolaus Perotti. Die Humaniſten zogen perſönlich lehrend von Stadt zu Stadt; ſie blieben ein Jahr, einige Jahre; die kleinen Herrſcher, an denen Italien im 15. Jahrhundert reich war, die ſogenannten Signori, ſuchten ſie durch Schmeichelei und Geld zu locken, die Republiken bemühten ſich eiferſüchtig, ſie von einander abwendig zu

machen. War ein berühmterer Humaniſt angelangt, ſo drängte ſich ihm alles entgegen; eröffnete er ſeine Vorträge, den Kodex in der Hand, ſo ſaßen nicht bloß Jünglinge, ſondern Männer und Greiſe, Handwerker, Handelsherren und Senatoren im dichtgedrängten Kreiſe in der maleriſchen Tracht der Zeit um ihn her. Der große Cosmus war ſelbſt Zuhörer des Gemiſtus; da Pomponius Laetus in Rom ſeine Vorleſungen frühmorgens mit dem Tage begann, ſammelten ſich eifrige Schüler ſchon um Mitternacht, um einen guten Platz zu erhalten. Das Jahrgeld, das die berühmten Lehrer erhielten, war für die damalige, ja für die jetzige Zeit bedeutend: ſo gab Bologna dem Franc. Philelphus für eine Saiſon 450 Goldſtücke und andere erhielten noch mehr. Alle Humaniſten indes waren nicht Lehrer, andere ſind Geheimſchreiber, Geſandte, Kanzler. Colucius Salutatus und Leonardus Arretinus blieben bis an ihren Tod Staatsſekretäre der Republik Florenz, Poggius war päpſtlicher Diplomat und Schriftführer, Antonius Panormita und Jovianus Pontanus dienten in gleicher Eigenſchaft dem König von Neapel, Hermolaus Barbarus ging als orator, d. h. als Geſandter der Republik Venedig an Kaiſer Friedrich uſw. Humaniſtiſche Bildung ward bald das Haupterfordernis für einen Staatsmann: er mußte durch Glanz und Feinheit ſeines Geiſtes ſich eine günſtige Aufnahme ſchaffen, Anſprachen halten, reden und überreden. Die lateiniſche Sprache ſonderte von der großen Menge und dem rohen niederen Volk. Mancher Geiſtliche wurde durch humaniſtiſche Kenntniſſe Kardinal, mancher Niedriggeborene einflußreicher Staatsmann, Freund der Fürſten, Tiſchgenoſſe der Prälaten und Reichen. Man führte die Kriege ſchon durch Manifeſte, die bei der Analogie der politiſchen Kämpfe dieſer Zeit mit denen des Altertums ſich überall auf antike Ausſprüche berufen konnten. Der Herzog Johann Galeazzo Visconti von Mailand pflegte zu ſagen, eine Staatsſchrift des Colucius Salutatus, Sekretärs der Republik Florenz, ſchade ihm mehr als tauſend florentiniſche Reiter. Selbſt die Frauen und Töchter nahmen häufig teil an dieſer klaſſiſchen Erziehung. Novella, die Tochter des berühmten Rechtslehrers in Bologna, Giovanni Andreas, ſoll, wenn der Vater verhindert war, für ihn das Katheder beſtiegen und, damit die Studenten durch ihre Schönheit nicht zerſtreut würden, dabei eines Vorhanges ſich bedient haben. Des Pomponius Laetus beide Töchter, Fulvia Laeta und Nigella oder

Melmatho Laeta, wetteiferten mit dem Vater an klaſſiſcher Gelehrſamkeit; Francesco Sforza, Herzog von Mailand, ließ ſeine Tochter Hippolyta von Conſtantin Lascaris im Griechiſchen unterrichten; mit wirklichen Staatsreden trat Conſtanza de Varano auf.

Andere Formen humaniſtiſcher Wirkſamkeit waren die Briefe, die Überſetzungen und Dichtungen, die Geſchichtsſchreibung, dann die Akademien. Alle Humaniſten ſchrieben und empfingen zahlreiche Briefe, von denen uns viele in authentiſchen Sammlungen aufbehalten ſind, und die den lebendigſten Einblick in die Zeit und ihre Denkweiſe gewähren, mehr als ſpäter die Memoiren. Dieſe Briefe, anfangs noch etwas in mittelalterlichem Latein geſchrieben, ſpäter in elegantem graziöſem Stil mit denen des Cicero und Plinius wetteifernd, behandeln bald kleine perſönliche Umſtände, bald dehnen ſie ſich zu größeren Abhandlungen aus: ſie ſind an vertraute Freunde, dann wieder an Prälaten, Fürſten und Könige, dann mit antiker Natürlichkeit in heftigen Invektiven an literariſche Gegner gerichtet. Rechnet man dazu das eindringliche, ganz wie aus dem Leben geſchöpfte Latein, ſo läßt ſich keine intereſſantere Lektüre denken. Griechiſche Autoren durch Überſetzung ins Lateiniſche zugänglich zu machen, iſt eine Hauptbeſchäftigung der Humaniſten. Von Petrarcas Zeiten an, der den Homer nur lateiniſch kannte, bis auf Hermolaus Barbarus, dem, wie die Sage ging, bei Übertragung des ſchwierigen ariſtoteliſchen Terminus ἐντελέχεια der Teufel geholfen hatte, und Marſilius Ficinus, dem noch jetzt geſchätzten Dolmetſcher des Plato, ſind faſt alle Humaniſten Überſetzer aus dem Griechiſchen; ja Papſt Nicolaus verfolgte den Gedanken, die ganze griechiſche Literatur lateiniſch zu machen, und ſetzte reiche Belohnungen für gelungene Übertragungen aus. Jetzt erſt ward der entſtellte Ariſtoteles, auf deſſen Autorität die Scholaſtiker ſich berufen hatten, von dem wahren verdrängt: doch kam der Unterſchied weniger zum Bewußtſein, da die neue Glorie Platos alle Blicke auf ſich zog. Daß die Humaniſten auch lateiniſch dichteten, Elegien, Satiren, ſelbſt Dramen — iſt begreiflich, ſie wurden aber von dem Beiſpiel der Alten ſowohl, als von dem neuerwachten Sinn für die Wirklichkeit der Dinge und den Wert des Menſchenlebens auch zur Geſchichtsſchreibung geführt. Früher hatte es nur Annalen und Chroniken gegeben, jetzt aber beſchrieb z. B. Poggius die Blütezeit der florentiniſchen Republik in

Livius Stil und Geiſt mit eingewebten ſelbſterfundenen Reden und wurde ſo der würdige Vorgänger Machiavellis. Aber nicht bloß in Staatsſchriften, Geſchichtswerken und Briefen, auch im geſelligen Umgang ſchien das Latein den Volksdialekt, die antike Sitte den Mönchsgeiſt verdrängt zu haben. Nachdem zuerſt der große Cosmus bei Anweſenheit des Gemiſtus Pletho begeiſterte Freunde des Plato in ſeinem Garten um ſich verſammelt hatte, bildeten ſich in allen bedeutenden Städten, in der Umgebung der Volksführer, an den Höfen der Fürſten ſogenannte Akademien, die von den ſpäteren Anſtalten dieſes Namens weit verſchieden waren. Die Akademien waren Bünde der Freundſchaft zur Übung griechiſcher Schönheit der Sitte, Gemeinden, in Liebe vereinigt, beſtimmt, gebildete Sitte und heiteres, edles Lebensgefühl zu pflegen. Die Vornehmen ſchmückten ihre Gärten mit Hermen und Statuen, umgaben ſich mit lateiniſch-griechiſch Gebildeten und feierten Muſenfeſte. Den Mittelpunkt der Unterhaltung bildeten Lektüre eines Klaſſikers, rhetoriſche und poetiſche Übungen der Mitglieder: der Schutzheilige gleichſam war Plato, ſeine Büſte wurde bekränzt und Hymnen ihm zu Ehren geſungen. War einer ein homo latinus geworden, ſo bezeugte er dies auch äußerlich durch Namenwechſel: man nahm wohlklingende lateiniſche Namen an, zuweilen als Überſetzung des italieniſchen, zuweilen frei erfundene: es war dies eine Taufe, die andeutete, daß man den Barbaren abgelegt und ein neuer klaſſiſcher Menſch geworden. Am weiteſten in jeglicher Beziehung ging Pomponius Laetus in Rom, der nicht bloß ſich und ſeine Genoſſen durch ſolche Taufe zu Prieſtern der Humanität weihte, ſondern weder die Kirchenväter noch die ſcholaſtiſchen Doktoren, überhaupt keinen nachklaſſiſchen Schriftſteller las, dem Romulus in ſeinem Garten einen Altar errichtete und jährlich das Feſt der Eroberung Roms mit ſeinen Schülern beging — und dies unter den Augen des Nachfolgers Petri.

Dies führt uns auf die Frage, wie ſich dieſe klaſſiſche Geſinnung zu dem religiöſen Dogma verhielt und wie die kirchliche Hierarchie ein ſolches Baſiliskenei in ihrem Schoße ausbrüten mochte. Die Antwort iſt: das Verhältnis war noch ein ganz naives, die Konſequenzen wurden nicht gezogen, die Gunſt der Kirchenfürſten war ein ideales Spiel, eine heitere Phantaſie, eine Art Maskenſcherz. Taten ſich auch hin und wieder ernſte Konflikte hervor, ſo kam dabei doch nicht direkt

der Humanismus als ſolcher in Frage. So war im Jahre 1361 in der Karthauſe zu Siena ein Einſiedler, Namens Pietro Pietroni, geſtorben und hatte kurz vor ſeinem Tode einem frommen Bruder den Auftrag gegeben, in ſeinem Namen mehreren berühmten Männern der Zeit, darunter Boccaccio und Petrarca, ihr weltliches Treiben vorzuhalten und ſie zur Umkehr zu ermahnen. Er kam zu Boccaccio, offenbarte dieſem ſeine verborgenſten Geheimniſſe, verkündigte ihm, er habe nur noch wenige Jahre zu leben und redete ihm zu, ſchleunig von ſeinen profanen Studien abzulaſſen und Buße zu tun, wenn er nicht auf ewig verloren ſein wolle. Boccaccio war tief erſchüttert, wandte ſich in einem Brief an Petrarca, der mit Allgemeinheiten antwortete, und verdammte von nun an ſelbſt ſeine früheren Schriften, ja nahm die geiſtlichen Weihen. Hier haben wir den mittelalterlichen Dualismus überhaupt, den Gegenſatz der mönchiſchen Anſicht gegen die Welt und die weltliche Gelehrſamkeit oder, wie man in jenen Zeiten ſagte, gegen die Poeſie — denn ein Poet war z. B. auch Ariſtoteles. Anderer Art war die Strenge, die ein Jahrhundert ſpäter plötzlich in Rom die Geſellſchaft des obengenannten Pomponius Laetus traf. Sie wurde im Jahre 1468 dem damaligen Papſt Paul II. als Verſchwörung denunziert und die Mitglieder in die Engelsburg abgeführt. Da das ſtrenge mit Folter verbundene Verhör kein Reſultat ergab, ſo wurden die Gefangenen nach dem Tode Pauls II. wieder in Freiheit geſetzt. Obgleich nun unter den Anklagepunkten auch der war, daß Pomponius Laetus ſeinen Schülern heidniſche Namen beilege, platoniſche Meinungen hege und über die Unſterblichkeit der Seele disputiere, obgleich der Papſt bei einem Beſuche im Gefängniſſe äußerte, in ſeinen Augen würden künftig alle diejenigen für Ketzer gelten, die ſich Akademiker nannten, ſo war der ganze Vorfall doch mehr von dem Mißtrauen der politiſch-kirchlichen Gewalt gegen eine konſtituierte Geſellſchaft als von dem Zwieſpalt zwiſchen antiker und chriſtlicher Geſinnung veranlaßt. Wie der Kirche kam auch den Humaniſten ſelbſt der innere Bruch mit den herrſchenden religiöſen Vorausſetzungen nicht zum Bewußtſein: ſie halten die Reflexion davon fern und noch ſtört kein Kampf die Einheit ihres Weſens. Daß ſie aber ihrem inneren Empfinden nach mehr dem Altertum als dem Mittelalter angehören, mögen folgende kleine Züge, deren Zahl leicht zu vermehren wäre, beweiſen. Leonardus

Arretinus kommt an die Alpen und ſtaunt beim Anblick der Berge über dieſe Werke der Mutter und Weltbaumeiſterin Natur (parens illa et fabricatrix mundi natura) — fühlt man in dieſem Ausdruck nicht ſchon den Hauch des Giordano Bruno, des pantheiſtiſchen Schwärmers? Und dies im Jahr 1414, und in einem Brief aus Konſtanz, wo eben zwei Ketzer verbrannt werden ſollten! — Von eben dem Konzil haben wir einen intereſſanten Brief des Poggius über den Hieronymus von Prag. Dieſer Ketzer flößt ihm durchaus keinen Abſcheu, vielmehr Bewunderung ein: nicht aber weil er an dem vertieften Gewiſſen des Märtyrers teilnimmt, im Gegenteil, der religiöſe Streit läßt ihn ganz gleichgültig, er iſt weder für noch gegen die Kirche, ſondern weil ihm Hieronymus durch ſeine Rednergabe, ſeinen kühnen Anſtand, ſeine Unerſchrockenheit das Bild einer edlen Perſönlichkeit vorführt und ihn an die alten Männer Roms erinnert. Und Poggius war päpſtlicher Sekretär! Ein Prüfſtein für die religiöſe Stellung eines Menſchen iſt die Art, wie er ſich dem Tode gegenüber verhält. Jovianus Pontanus hatte ſich bei Lebzeiten ſchon ſein Grabmal errichtet und folgende Inſchrift darauf verfaßt: „Dies Haus hab ich mir als Lebender erbaut, um als Todter drin zu ruhen. / Tu mir kein Leid an, da ich lebend niemand beleidiget. / Denn ich bin Jovianus Pontanus, / den gute Muſen liebten, / redliche Männer achteten, herrliche Fürſten ehrten. / Du weißt nun, wer ich bin oder vielmehr geweſen bin. / Ich aber kann dich, Fremdling, in meiner Finſternis nicht kennen / und bitte dich nur, du mögeſt dich ſelbſt kennen. / Lebe wohl!“ / Hier bleibt alles nur im Kreiſe natürlicher Empfindung, es iſt weder von Fegefeuer noch Paradies die Rede und es heißt am Schluß nicht: ora pro me, ſondern vale. — Franciscus Philelphus hat ſeine Frau durch den Tod verloren und meldet dies ſeinem Sohne, der in Konſtantinopel ſtudiert, mit folgenden Worten: „Alle menſchlichen Dinge ſind flüchtig und gebrechlich. Mittwoch am 3. Mai 1441 iſt mein geliebtes Weib, deine zärtliche Mutter Theodora Chryſolorina der Natur und Gott gewichen — naturae deoque concessit; dieſer Schlag hat mich ſo hart getroffen, wie nichts im Leben. Ich weiß, daß ich dir Jammer und Tränen melde, hab ich mich doch ſelbſt des Weinens nicht erwehren können. Weil aber der Tod eine allgemeine Natur-

notwendigkeit iſt, ſo laß uns auch dieſen Fall mit Gleichmut tragen. Komm, ſobald du kannſt, nach Hauſe“ uſw. Hier iſt, abgeſehen von der Grundſtimmung des Ganzen, ſchon die euphemiſtiſche Umſchreibung des Todes antik. — Als Leonardus Arretinus in Florenz geſtorben war und der Tote im offenen Sarge mit einem Lorbeerkranz geſchmückt werden ſollte, die ganze Stadt zuſammengeſtrömt war, alle fremden Geſandten, die Obrigkeiten der Republik die Bahre umſtanden — da fehlte nur der Gonfaloniere, damit er, heißt es ausdrücklich, in ſeiner höchſten Majeſtät nicht durch den Anblick einer Leiche verunreinigt werde (ne pro majestate summa funere cujusquam pollueretur). Es iſt dies ein rein antikes Motiv: denn dem Altertum war das Leben heilig, es warf gern den Schleier über das letzte Schickſal und kein Leichnam nahte dem Tempel, das Mittelalter aber ſchwelgte in dem Gedanken der Verweſung, höchſtes Ziel des Daſeins auf Erden war der Tod und die Kirchen ſchmückten ſich mit ſeinen Bildern.

Im übrigen iſt das Bild dieſes geſchäftigen humaniſtiſchen Lebens und Treibens auch voll naiver, drollig komiſcher Züge. Der Eifer iſt ſo jugendlich, die Begeiſterung ſo unbegrenzt, alles iſt noch wichtig. So gerät Philelphus einſt mit dem griechiſchen Grammatiker Timotheus in Streit wegen Ausſprache und Akzent einer griechiſchen Silbe: ſie wetten, wenn der graeculus unrecht habe, ſolle er ſeinen Bart abſchneiden und dem anderen als Trophäe überlaſſen. Philelphus gewann; vergeblich bot jener ihm eine Geldſumme, wenn er ihm ſeinen Bart laſſen wolle; Philelphus beſtand darauf, der Bart wurde abgeſchnitten und blieb fortan im Hauſe des Siegers als Wahrzeichen hängen. Und als Philelphus ſtarb, heißt es, hinterließ er ſeinen Kindern zwar nicht Gold und Goldeswert, wohl aber dieſen Bart als koſtbares Familienerbſtück. Sehr komiſch iſt auch folgende Szene aus dem Coſtnitzer Konzil. Der Kaiſer Sigismund eröffnete die Verſammlung mit einer lateiniſchen Anrede und brauchte dabei das Wort Schisma als Femininum. Gebt euch Mühe, ſagte er, ut illa nefanda schisma eradicetur. Das war gegen das humaniſtiſche Gewiſſen eines in der Nähe ſitzenden Italieners, des Kardinals Placentinus. Domine, unterbrach er den Kaiſer, du haſt einen grammatiſchen Fehler gemacht. — Und du, Domine, einen moraliſchen, ſagte der Kaiſer ſich umwendend. — Schisma, fuhr der Kardinal fort, iſt ſächlichen Geſchlechts. — Wer hat das ſo feſtgeſetzt?

fragte der Kaiſer. — Alle Grammatiker, ſagte der Kardinal, z. B. Priſcianus. — Ich kenne deinen Priſcianus nicht, ſagte der Kaiſer, ich bin aber Herr über Land und Leute und alſo um ſo mehr über Worte — und ſomit fuhr er in der Rede weiter fort. Ebenſo ergötzlich iſt, was Angelus Politianus im 19. Kapitel ſeiner Miſcellaneen erzählt. Unter den Epigrammen des Catullus iſt eins gegen den Arrius, der aus Affektation gern überall die Aſpiration brauchte und z. B. chommoda ſagte ſtatt commoda, hinsidiae ſtatt insidiae. Als nun Angelus Politianus, damals noch ſehr jung, einſt in Verona war, traf es ſich, daß mehrere eifrige Humaniſten, umgeben von zahlreichen Schülern, von einem Regen überfallen wurden und in der Werkſtatt eines Handwerkers Zuflucht ſuchten. Womit vertreiben ſie ſich die Zeit während des Wartens? Politianus erklärt ihnen den Catullus und unter anderem jenes Epigramm. Für die Italiener nämlich war dasſelbe deshalb dunkel, weil ihnen der Buchſtabe h durchaus ſtumm iſt und hinsidiae ganz ſo lautet wie insidiae. Politian bemühte ſich ihnen den Unterſchied vorzuſprechen, jeder es ihm nachzumachen — ſo weit es möglich war, ſetzt Politian ſelbſt hinzu. Man denke ſich nun dieſen Kreis von Gelehrten in einer Schuſteroffizin, krächzend, ſich räuſpernd, das alte verlorengegangene h der Vorfahren wieder auferweckend. Politian ſelbſt meldete ſeine Entdeckung nach Florenz, wo man nach dem erſten Staunen in triumphierende Freude ausbrach. Noch lange nachher iſt er befliſſen, die Priorität der Entdeckung für ſich in Anſpruch zu nehmen; in Verona aber miſchte ſich ein kleiner Verdruß in die Freude, darüber nämlich, daß ein Ausländer ihnen, den Mitbürgern des Catullus — denn Catull war in Verona geboren — ihren Landsmann ſollte deutlich gemacht haben. — Mit derſelben Wichtigkeit wurde die Frage behandelt, ob man im lateiniſchen Stil nur dem Cicero zu folgen habe oder auch andere Muſter zuläſſig ſeien. Es gab Fanatiker, die von niemand hören wollten als von Cicero, die jeden Ausdruck, der nicht aus Cicero ſich belegen ließ, verdammten und die entgegengeſetzte Meinung geradezu als haeresis brandmarkten. Zu den Gegnern des Ciceronianismus gehörte Laurentius Valla, der Verfaſſer der elegantiae latini sermonis, der ein feines Gefühl für die Eigentümlichkeiten der lateiniſchen Sprache beſaß und demgemäß neben dem rhetoriſchen Cicero auch den Quintilian zum Vorbild empfahl. Als Valla

nach Rom kam, woſelbſt Georgius Trapezuntius, ein Ciceronianer, die Herrſchaft führte, entbrannte ein heftiger Kampf, in welchem Georgius unterlag — er mußte Rom verlaſſen, um Vallas Verfolgungen zu entgehen. Bei anderen äußerte ſich die Verehrung der lateiniſchen Sprache darin, daß ſie auch im gemeinen Leben nichts reden wollten als Latein, was natürlich zu ſehr komiſchen Auftritten Veranlaſſung gab; bei anderen wieder darin, daß ſie das Latein nur ſchreiben, nicht ſprechen wollten, um die edle Sprache durch alltäglichen Gebrauch nicht zu verunreinigen. Zu der letzten Sorte gehörte der Florentiner Leonardus Auricularius, deſſen Schriften, wie Erasmus von Rotterdam rühmt, von Salluſt oder aus Salluſts Zeiten herzurühren ſchienen, der aber niemals Latein ſprach. Als Erasmus, der kein Italieniſch verſtand, zu ihm kam, bemühte er ſich vergebens, auch nur ein lateiniſches Wort von ihm herauszubringen. Du ſprichſt wie zu einem Tauben, vortrefflicher Mann, ſagte ihm Erasmus. Jener fuhr fort, italieniſch zu reden. Es iſt, als wenn du indiſch zu mir redeſt, denn ich verſtehe keine Silbe, wiederholte Erasmus. Jener ließ ſich nicht irre machen. Und niemals, ſetzte Erasmus hinzu, habe ich ein einziges lateiniſches Wort von ſeinen Lippen gehört. — In einem ſehr heiteren Licht erſcheinen einem heutigen Leſer auch die vielen Züge von Verehrung gegen Literatur und Philoſophie, die die Zeitgenoſſen mit Bewunderung von dem König Alphons von Neapel erzählen.[1])

Als Jannottius Manetti, florentiniſcher Geſandter, einſt vor dem König eine ſchön ſtiliſierte Rede hielt, war dieſer ſo vertieft im Anhören, daß er nicht einmal die Hand erhob, um die Fliege, die auf ſeiner Naſe herumſpazierte, zu verjagen. Ein andermal wollte er die Kenntniſſe ebendesſelben Jannottius prüfen und ſchickte plötzlich alle Gelehrten ſeines Hofes über ihn, die ihm Zweifel und Fragen vorlegen mußten. Und da Giannozzo ſich wacker hielt, wurde er dem König ſeitdem doppelt teuer und dieſer ſagte ihm, wenn auch nur ein Stück Brot bleibe, werde er es mit Jannottius teilen. Zur Deviſe hatte Alphons ſich ein aufgeſchlagenes Buch gewählt und wenn ſeine Soldaten eine Stadt plünderten und ein Buch ihnen in die Hände fiel, brachten ſie es gewiß zum Könige, ſicher, dafür belohnt zu werden. —

[1]) S. die oft gedruckte Schrift: Antonii Panormitae de dictis et factis Alphonsi regis Neap. libri IV.

Beſonders die Briefſammlungen dieſer Zeit enthalten eine Menge Züge naiver Wißbegierde. Die Humaniſten müſſen über alles Auskunft geben können, da ſie ja im Altertum Beſcheid wiſſen. So bittet z. B. der Juriſt Cato Saccus brieflich den Philelphus um Belehrung über folgende vier Punkte: 1. warum alle Hebräer ſtinken, 2. warum man im Herbſt mehr Appetit habe als in anderen Jahreszeiten, 3. wie es komme, daß die Schwäne vor dem Tode ſingen, 4. wie man es zu machen habe, um bei Trinkgelagen nüchtern zu bleiben. Was den letzten Punkt betrifft, ſo gibt Philelphus den Rat, bittere Mandeln zu eſſen (er kannte deren Wirkung ſchon aus dem Suetonius), die Antwort auf den dritten Punkt (wegen der Schwäne) iſt: Im Todeskrampf zieht ſich das Herz mit der letzten Kraft zuſammen, im Augenblick des Todes löſt ſich der Krampf, der Lebensſtrom entweicht durch die Windungen und Ringe des Schwanenhalſes, der nun wie eine Trompete wirkt und einen Ton von ſich gibt. Wie man ſieht, ganz rationaliſtiſch erklärt, d. h. eine mythiſche Vorſtellung auf natürliche Gründe zurückgeführt.

Überſieht man im ganzen den Entwicklungsgang der italieniſchen Humaniſtik, ſo möchte man ſie in zwei Perioden teilen, eine frühere und eine ſpätere. Der Mittelpunkt der erſteren wäre Cosmus von Medici, der Piſiſtratus von Florenz, der der anderen ſein Enkel Laurenzius Medici, der italieniſche Perikles. Die früheren Humaniſten ſind Männer des Kampfes, unruhige, nie raſtende, in das Leben tief verwickelte Naturen. Es ſind keine bleichen, blöden Gelehrten, deren Welt ſo weit geht, als der Schein der Lampe — es ſind ſinnliche Menſchen, leidenſchaftlich und erreglich, ehrgeizig und neidiſch, voll Haß und Liebe. Ihre Triebe ſind alle poſitiver Natur, d. h. ſie gehen aus Überfluß an Leben, nicht aus Zerknirſchung hervor. Sie ſind eitel und ehrgeizig, aber der Ehrgeiz iſt nur der Widerſchein ihrer ſchaffenden Bemühung. Sie ſind neidiſch, weil ſie alle wie auf eine Laufbahn geſtellt ſind. Ihr Gemüt und Leben legen ſie in Streitſchriften und Briefen mit ganz antiker Offenheit vor uns hin. Die Invektiven und Satiren, die ſie einander zuſchleudern, die Obſzönitäten, die ſie ſich dabei und in eigenen Schriften erlauben, ſetzen den heutigen Leſer in Erſtaunen, ſind aber ganz im Geiſte der turbulenten Zeiten des alten Rom, wo Cicero gegen Clodius und Catilina mit Ausdrücken, wie bellua sicarius uſw. freigebig iſt, und wo Martial und Juvenal

teils ſpielend, teils ſtrafend, an den üppigſten Worten und Szenen keinen Anſtoß nehmen. Gleichſam eine Fortſetzung davon ſind z. B. der Hermaphroditus des Antonius Panormita, die facetiae des Poggius, Philelphus, Valla uſw. Als Repräſentanten dieſer Seite kann man den Franc. Philelphus betrachten. Schon als junger Menſch wanderte er nach Griechenland, kletterte auf den Parnaß, ſah Athen, deſſen Akropolis damals noch unzerſtört war und heiratete in Konſtantinopel die Tochter des Joh. Chryſoloras. So lernte er das Griechiſche nicht in der Schule, ſondern im Leben, in der Familie. Nach Italien zurückgekehrt, ſieht er ſich erſt in Bologna, dann in Florenz von Hunderten von Schülern umgeben, aber bald iſt der Gelehrte in die politiſchen Kämpfe der Republik verwickelt: die demokratiſche Partei ringt mit der ariſtokratiſchen, erſtere unter dem reichen, hochgebildeten Cosmus von Medici, die letztere unter Pallas Strozzi, dem gleichfalls humaniſtiſch erzogenen Sprößling der edlen Familie der Strozzi, deren Palaſt in Florenz noch jetzt als ein Denkmal jener kräftigen Zeit die Blicke der Reiſenden auf ſich zieht. Philelphus gehört zur Partei der Optimaten; ſeine Leidenſchaft, wie die ſeiner Gegner wächſt. Einſt geht er ins Kollegium — wie wir ſagen werden; da geſchieht auf der Straße ein Mordanfall auf ihn. Ein Mann ſtürzt mit bloßem Schwert auf ihn los. Aber der rüſtige Profeſſor wirft ſeine Bücher weg und verteidigt ſich, obgleich ohne Waffen, ſo mannhaft, daß der Gegner ihn nur leicht im Geſicht verwundet und die Flucht ergreift. Da bald darauf die demokratiſche Faktion die Oberhand gewinnt, Cosmus aus dem Exil zurückgerufen und Strozzi verbannt wird, hält es auch Philelphus für geraten, Florenz zu verlaſſen; er weicht nach Siena, und da auch dahin ein Mörder ihm folgt, nach Bologna. In Bologna hat er das Unglück, daß ſein Sohn Marius ihm durchgeht, nicht mit einer Schauſpielerin, denn damals gab es noch keine, ſondern mit liederlichen Landsknechten. Schon 25 Tage iſt der Flüchtling fort und noch keine Nachricht. Da träumt dem Vater in der Nacht, er ſehe ſeinen Sohn in Piacenza auf der Straße. Er beſteigt am nächſten Morgen ein Pferd, ſetzt zwei Diener gleichfalls auf Pferde und ſo reiten ſie zwei Tage und zwei Nächte, kommen endlich an das Tor von Piacenza, und richtig, einer der Erſten, die ihnen begegnen, iſt der Entflohene, den der Vater nun wieder in Empfang nimmt. Sie treten in ein Wirts-

haus, um nach der Reiſe ſich zu ſtärken, da erfährt der Gouverneur der Stadt, Vertreter des Herzogs von Mailand, von der Ankunft des berühmten Humaniſten und fordert ihn auf, nach Mailand zu kommen, da der Herzog ſchon längſt Verlangen nach ihm trage. Philelphus entſchließt ſich kurz und reitet weiter nach Mailand. Der Herzog läßt ihn nicht wieder los, hält ihn Wochen, ja Monate feſt, Philelphus muß verſprechen, ganz herüberzuziehen — was er denn auch tut. Seine weiteren Schickſale übergehe ich und bemerke nur, daß dies bewegte Leben ihn an Abfaſſung zahlreicher, gelehrter Werke nicht hinderte, vielmehr dabei förderte. Ähnliche Charaktere finden ſich übrigens auch in den Reihen der damaligen bildenden Künſtler. Unter dieſen iſt z. B. Lippo Lippi, der Florentiner, ganz dem Philelphus an die Seite zu ſtellen. Lippo war als Knabe in ein Karmeliterkloſter geſteckt worden, entſchlüpfte aber als Jüngling den heiligen Mauern, um ganz ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, der Malerei, nachzugehen. Bei einer kleinen Seefahrt mit einigen Freunden wird er von Seeräubern gefangen und nach Afrika geſchleppt. Nachdem er hier achtzehn Monate Sklave geweſen, zeichnet er einſt mit Kohle das Geſicht ſeines Herrn an die Wand. Dieſer wird dadurch aufmerkſam auf ihn, läßt ſich noch mehr von ihm malen, ſchenkt ihm dafür die Freiheit und entläßt ihn wieder nach Italien. Lippo zieht von Stadt zu Stadt, wird ein berühmter Maler, bleibt aber ein lockerer Geſelle, der den Weibern und dem Lebensgenuß nachjagt. Cosmus von Medici ſchließt ihn einſt in dem Palaſt, den er ausmalen ſoll, ein, damit er bei der Arbeit bleibe: Lippo iſt aber ſchon nach zwei Tagen des Pinſelführens überdrüſſig, zerſchneidet ſeine Bettlaken in Streifen, läßt ſich an ihnen zum Fenſter hinaus und gewinnt das Weite. Ein andermal, wo er im Kloſter Santa Margherita zu Prato malt, verliebt er ſich in ſein Modell, die ſchöne Lucretia Buti, und entführt ſie. Er lebt darauf mit ihr wie mit ſeiner Frau: die Frau will auf Bitten der Mediceer dieſe Ehe legitimieren, aber der Dispens kommt zu ſpät: Lippo war eben geſtorben (1469) — wie es hieß an Gift, das er von den Verwandten der Lucretia bekommen. Auch in ſeinen Gemälden zeigt ſich ſinnliche Luſt und Wohlbehagen an gemeiner Weltlichkeit.[1])

[1]) S. ſein Leben bei Vaſari und Kugler, Handbuch der Geſchichte der Malerei, 2. Auflage, I, 198.

Auf die frühere Generation folgte die Zeit des Lorenzo Medici, ein reiferes, milderes, des Sieges ſicher genießendes Geſchlecht. Der edle Papſt Nikolaus V. ſtiftete die vatikaniſche Bibliothek, in den immer grünen Villen von Florenz blühte die platoniſche Akademie. Den großen Lorenzo umgaben die Männer, deren Ruhm ganz Italien erfüllte: Landinus, Marſilius Ficinus, Angelus Politianus, Picus von Mirandola. Als höchſten Ausdruck dieſer zweiten Geſtalt der Humaniſtik darf man den letztgenannten betrachten. Die Bewunderung der Zeitgenoſſen für dieſen Mann war unbegrenzt, das Gewöhnliche iſt, daß ſie ihn Divinus und Phönix nennen. Seine Kenntniſſe waren ſo umfaſſend, daß ſeine Freunde wiederholt geſtehen, für ihn gebe es nichts zu lernen, er wiſſe alles, und alles auswendig. Er ſchrieb mühelos das eleganteſte Latein, das fließendſte Griechiſch, die anmutigſten Verſe; er war der erſte Orientaliſt und in den ſemitiſchen Sprachen ſo bewandert, als es dies frühe Zeitalter nur erlaubte. Dabei war er ſehr reich, einer der ſchönſten Männer Italiens und ſchied ſchon im blühendſten Alter hinweg: er erreichte nur das 32. Jahr, ſtarb alſo noch früher als Rafael. Auch wandelte er auf Erden wie ein verklärter Menſch, eine ätheriſche idealiſche Erſcheinung, der perſongewordene Platonismus. Er lebte nur in und durch Plato, ſo daß er ſeinen Freunden ſchreiben konnte frater mi in Platone; die Neuplatoniker und ihre Kommentare ſteigerten die Schwärmerei oft bis zu viſionärer Myſtik. Seine ſchöne Seele, die jeder Mißklang verletzte, ertrug auch den Gegenſatz der Ariſtoteliker nicht: ſo machte er es ſich zur Lebensaufgabe, die Identität der Platoniſchen und der ariſtoteliſchen Philoſophie darzutun — ein unmögliches Unternehmen, über dem ihn der Tod ereilte.

Wie jede ſeltene Blüte, hatte auch die platoniſche Akademie in Florenz nur eine kurze Dauer. Lorenzo ſtarb, ſein Sohn Peter hatte ſeinen Geiſt nicht geerbt, Karl VIII. von Frankreich machte ſeinen Zug durch Italien und ſtürzte das Gleichgewicht der italieniſchen Politik über den Haufen. Aber die italieniſche Humaniſtik war eine reife Frucht, die nun ihre Saat auch jenſeit der Alpen auszuſtreuen begann. Im Anfang des 16. Jahrhunderts war in Deutſchland die humaniſtiſche Aufklärung, nachdem Konrad Celtes ihr erſter Gründer geworden, ſchon in vollem Gange, Erasmus von Rotterdam und Reuchlin, die Schüler der Italiener, lagen in ſiegreichem Kampf mit Mönchen und Magiſtern.

In den epistolis obscurorum virorum wurde die Geiſtes- und Sittenroheit der Geiſtlichen und Univerſitätslehrer nach altem Schnitt dem Gelächter Preis gegeben. Dennoch kam in Deutſchland der Humanismus nicht zur vollen Entwicklung, weil die Bewegung frühzeitig von einer anderen gekreuzt und gebrochen wurde, der Reformation. Die Humaniſtik, weich von Natur, unterlag bald dem furor theologicus. Das Verhältnis der Wittenberger Theologen zu den Humaniſten war ein vieldeutiges, halb bejahend, halb verneinend. Beide waren der ſcholaſtiſchen Unwiſſenheit feind: inſoweit gingen ſie Hand in Hand. Die Reformatoren bedurften des Textes der Bibel und der Exegeſe: hier waren die Humaniſten treffliche Bundesgenoſſen. Aber die Reformation war nicht bloß ein Schritt vorwärts, ſondern ebenſo weſentlich eine Reſtauration: es ſollte der katholiſchen Laxität gegenüber gerade der Glaube mit tieferen Wurzeln befeſtigt werden. Dieſen Zug witterte der feine Erasmus bei den Wittenbergern. Er hielt ſich ſeitwärts. Luther ſelbſt iſt in ſeinen Äußerungen über die klaſſiſchen Autoren ſehr ungleich, früher hatte er geſagt: Cicero, ein trefflicher Mann, ich hoffe, Gott wird ihm gnädig ſein — ſpäter ſtieß er ſie insgeſamt mit heftigen Schmähungen in die Hölle; und auch Melanchton, der praeceptor Germaniae, verwandelte ſich, je länger er lebte, immer mehr aus dem Humaniſten in den Theologen.

Auch in Frankreich drang ſeit dem Anfange des Jahrhunderts der neue Geiſt und Geſchmack aus Italien mächtig herüber. Den Hof Franz I. ſchmückten Leonardo da Vinci nnd Benvenuto Cellinii, und das Schloß von Fontaineblean erhob ſich im Stil der Renaiſſance, nicht mehr gotiſch finſter. Frankreich ſchenkte Italien den größten neulateiniſchen Stiliſten, den Antonius Muretus, der mit ſeinen Reden die Feſte des römiſchen Hofes verherrlichte. Italien zählte noch immer einzelne Humaniſten im alten Sinne z. B. den Neapolitaner Sanazarius (ſtarb 1530), der für ein ſechs Zeilen langes Epigramm zum Lobe Venedigs von dieſer Republik 600 Goldſtücke erhielt und am Pauſilipp neben Virgil begraben wurde.

Im 17. Jahrhundert finden wir die Humaniſtik auf mehrfachem Wege in Entartung verfallen. Erſtens indem ſie infolge der Buchdruckerkunſt und der Zurückdrängung alles freieren Lebens in Staat und Kirche zur toten Gelehrſamkeit, zur antiquariſch-grammatiſchen Philologie, zur Paragraphen- und Zitatenweisheit geworden war, die mit der perſönlichen Geſinnung in keiner Verbindung mehr ſtand. Beſonders Frankreich,

das ſchon früher ſeine beiden gelehrten Buchdrucker und Theſaurographen Robertus und Henricus Stephanus gehabt hatte, wurde in dieſer Zeit zur Heimat der koloſſalen Polyhiſtoren, unter denen ich nur Iſaac Caſaubonus und Salmaſius [1]) nennen will. Dann in den katholiſchen Ländern durch die Jeſuiten und die jeſuitiſchen Kollegialſchulen, denn die römiſche Kirche, die nach dem Tridentiner Konzil und als reſtaurierte eine ganz andere geworden war, hatte die neue Rhetorik und Poetik und die ciceroniſche Eleganz beſtens akzeptiert. Zahllos ſind jetzt die Jeſuitendichter, die jeſuitiſchen panegyriſchen Redner; ihre Bücher aber tragen auf den Titeln alle den ominöſen Zuſatz cum licentia superiorum. Drittens endlich auf den lutheriſchen Univerſitäten, den Gymnaſien, Dom- und Fürſtenſchulen unter der Hand der professores eloquentiae, der Konrektoren und Subkonrektoren, die zwar ein us an ihre barbariſchen Namen hefteten, z. B. Schurzfleiſchius, oder ſich auch umbenannten, z. B. Prätorius ſtatt Schultz, Lupambulus Ganymedes ſtatt Wolfgang Schenk, auch ſehr ſtark im Disputieren und in lateiniſchen Verſen waren, von antiker Idealität und Humanität aber niemals einen Hauch empfunden hatten. Beide, die feinen Väter Jeſuiten, wie die groben lutheriſchen Streithähne, benutzten und erkannten das Altertum nur formaliſtiſch, durch rein techniſche Operation. Nie hat es in der Welt ein einleuchtenderes Beiſpiel für den Satz gegeben, daß Form und Weſen, in ſich identiſch, doch bis auf einen gewiſſen Punkt trennbar ſind. Nur ſo war es möglich, daß z. B. ein Pastor loci in Lüneburg ein dickes Buch Martialis renati parodiae sacrae (des wiedergeborenen Martialis heilige Parodieen) ſchreiben konnte, wo der zyniſche römiſche Epigrammatiſt Epigramm für Epigramm, Satz für Satz zur chriſtlichen heiligen Geſchichte benutzt iſt; daß Mag. Helmboldus die augsburgiſche Konfeſſion versibus elegiacis, alſo nach Ovid und Properz wiedergab; daß umgekehrt ein ehrwürdiger Vater der Geſellſchaft Jeſu eine Ignatias, d. h. ein Leben des heiligen Ignaz von Loyola, ein anderer eine Chriſtias ganz nach Worten und Verſen des Virgil und anderer alten Heiden zuſammenſetzte. Die Philologie hat nichts dazu beigetragen, die Barbarei zu brechen, die über dem 17. Jahr-

[1]) Von welchem letzteren die Königin Chriſtine von Schweden behauptete, er wiſſe wohl, wie der Stuhl in 20 Sprachen heiße, verſtehe aber nicht, ſich darauf zu ſetzen.

hundert lag: ſie bildete nur ein Gewicht mehr den Geiſt zu belaſten. Auch die Philoſophie nicht, denn dieſe wirkte, ſozuſagen, zu direkt, mußte daher ihre Pfeile ſorgfältig umwickeln, und dieſe prallten von der Hornhaut der Schulgelehrten machtlos ab. Retterin allein wurde die Naturwiſſenſchaft. Zwar hatte Luther (in ſeinen Tiſchgeſprächen) den Copernicus einen Narren genannt, der die Welt auf den Kopf ſtellen wolle; zwar wußten die lutheriſchen Kanzelhelden von der Natur nichts, als daß dieſer Leib unter Stank verweſet und daß die Kometen grauſame Anzeichen kommender Strafgerichte ſind; zwar wurde Galilei für die Behauptung, daß die Erde ſich bewege, nach Rom gefordert und zum Widerruf genötigt; aber wichtiger als alles waren Teleſkop und Barometer, Skalpel und Retorte, Wage und Pumpe, Infiniteſimalrechnung, Handel und Schiffahrt, Oſt- und Weſtindien, die weite freie Welt mit ihren natürlichen Wundern. In dem emanzipativen 18. Jahrhundert erwachte denn auch der Sinn für das Altertum wieder, aber geſtärkt durch lange Zurüſtung. Jetzt ergab ſich, daß die konventionelle Klaſſizität in den Dramen Racines und Voltaires, in den Epiſteln und Satiren Boileaus der wahren Antike ebenſo fern ſtand, als die naiven Trojadichtungen des Mittelalters ihr geſtanden hatten; daß in Shakeſpeares Julius Cäſar und Coriolan der Geiſt römiſcher Sitte und Geſchichte reiner wehte als in den Horatiern und dem Cinna des Corneille; daß der Adel, die Tiefe, die Einfalt des wirklichen Altertums nichts mit den gebrochenen Giebeln, der muſchelförmigen Ornamentik, der ſüßlichen und manierierten Plaſtik des Rokokoſtils gemein hatte. Die Heimat dieſer neuen Einſicht wurde Deutſchland. Hier baute ſich auf den Trümmern des theologiſchen Zeitalters das äſthetiſche auf, die Epoche Winckelmanns, Friedrich Auguſt Wolfs, Wilhelm von Humboldts und Goethes, ein neuer Humanismus, der in genauer Verwandtſchaft mit jener Blütezeit Italiens im 15. Jahrhundert ſteht. Beide hatten denſelben Feind zu bekämpfen, denn was hier die proteſtantiſche Scholaſtik, war dort die katholiſche des Mittelalters; beide ſtrebten zu dem Ideal humaner Ethik, der ſittlichen Schönheit als Vollendung des Daſeins. Winckelmann, dem die Konfeſſion gleichgültig war, wenn er durch den Wechſel derſelben Eingang in das Land der Kunſt gewann, der in der ſchönen Villa Albani, gepflegt von der Gunſt eines Kardinals, ſich mit Basreliefs und Marmorfragmenten umgab, iſt er nicht ein würdiger Enkel

des Poggius und Pomponius Laetus, und Goethe ſelbſt, der größte Humaniſt, der Dichter Iphigeniens und der römiſchen Elegien, mit wie freier und inniger Huldigung beugt er ſich nicht vor dem verwandten Genius der Alten, und hat nicht A. W. Schlegel recht, wenn er von ihm ſagt: „Wenn die Schatten jener unſterblichen Alten wieder in das verlaſſene Leben zurückkehrten, würden ſie zwar über den Fremdling aus den germaniſchen Wäldern erſtaunen, der ſich nach 18 Jahrhunderten zu ihnen geſellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrthe zugeſtehen, die für ihn noch ebenſo friſch grünte, als ehedem für ſie.“ Eine Reihe glänzender Namen haben ſeit jener Zeit den Ruhm der deutſchen Altertumswiſſenſchaft (dieſen Namen gab Fr. A. Wolf der wiedergeborenen Philologie) aufrecht erhalten. Groß iſt hierin der Kontraſt beſonders mit Frankreich. In Frankreich iſt das Griechiſche faſt ganz verſchwunden, das Lateiniſche beſchränkt ſich auf veraltete Rhetorik; Grammatik und Methode ſtammen unveränderlich aus dem vorigen Jahrhundert; die Nation zeigt höchſtens für die römiſche Kaiſerzeit, d. h. für die Zeit des traurigſten Verfalls, einiges Verſtändnis, für das ältere römiſche, für das griechiſche Leben, für die Urzeiten gar keines, und mit den klaſſiſchen Studien iſt auch eine gründlichere allgemeine Bildung verloren gegangen. Umgekehrt ruht die engliſche Erziehung ganz auf ſtrenger griechiſch-römiſcher Grundlage und gibt dadurch nicht bloß dem Geiſte geſunde Nahrung, ſondern auch dem Charakter Haltung und Mark. Obgleich nun der deutſchen Humaniſtik in neuerer Zeit einige gefährliche Feinde drohen, wir meinen die allgemeine vergleichende Sprachwiſſenſchaft, die vergleichende Mythologie, die Orientaliſtik, die allgemeine Geſchichte der Kunſt, der Philoſophie uſw., ſo wird doch, ſelbſt wenn das geſchloſſene Gebiet der bisherigen Philologie wiſſenſchaftlich geſprengt würde, das römiſche und beſonders das griechiſche Altertum in den Schulen auf immer die Hauptquelle humaner und gediegener Bildung bleiben. Moderne Sprachen, ſagt ein neuerer Humaniſt, ſind wie Münze und Geld, die Alten ſind wie Grundbeſitz: letzterer ſchwankt nicht, er iſt bleibend, und wer ihn hat, kann immer zu erſterem, zum Gelde, kommen.

Lippert & Co. (G. Pätz'ſche Buchdr.), Naumburg a. S.

Aus baltiſcher Geiſtesarbeit.
Reden und Aufſätze
neu herausgegeben vom Deutſchen Verein in Livland.

III.

Welche Auffaſſung der lebenden Natur iſt die richtige?

Von

Karl Ernſt von Baer.

Als Einleitung:

Gedächtnisrede auf Karl Ernſt von Baer

gehalten von

Graf Alexander Keyſerling.

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Gedächtnisrede auf Karl Ernſt von Baer,

gehalten am 18. Dez. 1876 in der literariſchen Geſellſchaft (zu Reval)

von

Graf Keyſerling.

(Separatabdruck aus dem „Revaler Beobachter“ 1892.)

Der genialſte Forſcher, der aus den Oſtſeeprovinzen hervorgegangen iſt, Karl Ernſt von Baer, hat am 16. November des Jahres, in ſeinem 85. Lebensjahre, ſein leibliches Leben unter uns beendet, und von ſeinem Geiſtesleben nur jenen unvergänglicheren Teil uns belaſſen, der leuchten wird im Bau der menſchlichſten Erkenntnis, ſolange es einen ſolchen geben wird.

Nicht um ſein Andenken zu wahren, bedarf es einer Gedenkfeier, wohl aber um die Heimat bei dem Tode eines ſolchen Sohnes würdig zu vertreten, ſo viel wir es vermögen.

Deshalb habe ich die Aufforderung nicht ablehnen mögen, über den Verewigten, dem ich in herzlicher Verehrung lange Jahre hindurch zugetan geweſen bin, hier einiges zu ſagen, ſo große Scheu ich vor der ungewohnten Aufgabe auch empfinde, die in gar bedenklicher Weiſe an ein Stück Ilias post Homerum erinnert.

Hat Baer ja ſelbſt Nachrichten über ſein Leben und ſeine Schriften gegeben, mit jener tiefen Klarheit und mit jenem reizenden Humor, die über alle ſeine Schriften einen wunderbaren Zauber breiten. Ob Baer über Sandhügel ſchreibt oder über Eichhörnchen — ſo ungefähr äußerte ſich einſt der ſelige Herzog Georg von Mecklenburg — ich weiß nicht, wie es zugeht, daß es ſtets ſo intereſſant herauskommt. Le style

1*

c'est l'homme, ſagt Buffon, aber in höherem Sinne. Nicht die Phraſe macht den Stil, ſondern der Ideenreichtum und der ganze Gedankengang. Durch dieſen wußte Baer von ſeiner lebendigen Geiſtesbewegung immer etwas auf die Leſer und Zuhörer zu übertragen, indem er an die Tatſachen meiſt eine raſche Folge von bedeutenden Gedanken knüpft, und die Gedanken wieder durch Tatſachen ſo meiſterhaft von Stufe zu Stufe verdeutlicht, daß der Aufmerkſame in angenehmer Erregung und ohne läſtige Beſchwerde ihm folgen kann, ſelbſt auf den neuen Pfaden, die er in dunkle Gebiete unſeres Wiſſens gebahnt hat.

Eine ſolche eminente Darſtellungsgabe war aber auch für Baers Erfolge unerläßlich, weil er ſich einem Forſchungsgebiete zuwendete, auf dem das Sehen zwar äußerſt ſchwierig iſt, aber ſchwieriger vielleicht noch, das Geſehene zu deuten und ſeiner Bedeutung nach verſtändlich zu machen. Über die letztere Schwierigkeit waren wenigſtens ſeine nächſten Vorläufer nicht hinausgekommen.

Die Entwicklungsgeſchichte, die zur Aufgabe hat, das Werden der lebendigen Weſen von ihren kleinſten Anfängen her deutlich zu ſehen und zu verſtehen, iſt der Zweig der Naturwiſſenſchaften, dem Baer im blühendſten Mannesalter ſeine Kräfte vorzugsweiſe gewidmet hat und der durch ſeine großen Entdeckungen zu kräftigem Wachstum und zu reichlicher Entfaltung erſt gelangt iſt.

Dem Dogmatismus des vorigen Jahrhunderts und dem darauf folgenden Rationalismus iſt auf vielen anderen Gebieten des Wiſſens eine entwicklungsgeſchichtliche oder hiſtoriſche Schule gefolgt und inſofern iſt das Hervortreten der Entwicklungsgeſchichte in dem Studium der organiſchen Welt, in der Biologie, eine parallele Erſcheinung. Aber vielleicht auf keinem Gebiete hat die entwicklungsgeſchichtliche Methode größere Erfolge erzielt als auf dem der Biologie. Sie hat die Auffaſſung der ganzen lebenden Welt auf Erden und der Stellung, die der Menſch an der Spitze derſelben einnimmt, nicht nur verändert, ſondern auch auf unumſtößliche Grundlagen aufgebaut, wenn auch das Ziel, zu dem ſie hinaufwächſt, noch unerreicht iſt und in großer Ferne ſich befinden dürfte. Dieſe Methode hat es erſt ermöglicht, den Bau des tieriſchen Leibes, trotz unzähliger Mannigfaltigkeit, zurückzuführen auf gleichartige Anfänge und allgemeine Geſetze, und die Erzeugung aufzufaſſen als eine individuelle Fortſetzung, ohne auf eine unbegreifliche

letzte Urſache für alle Einzelfälle mit Übergehung der nächſten Urſachen zurückzugreifen. Die Unterſuchung, wie das Hühnchen in den Flüſſigkeiten des Eies ſich bildet, hat die weſentlichſten Ausgangspunkte abgegeben für die Forſchungen, von denen hier die Rede iſt. Der bedeutendſte Vorgänger Baers, Kaſp. Fried. Wolff, der ſeine letzten 27 Lebensjahre als Akademiker in Petersburg zubrachte, hatte geſehen, wie aus dem weißlichen Pünktchen auf dem Eigelb, dem Hahnentritt, ein Keimſcheibchen wird und aus dieſem ein Embryo. Aber er fand mit dieſen wie mit allen ſeinen anderen außerordentlichen Entdeckungen in der Entwicklungsgeſchichte nicht die geringſte Beachtung, nicht nur wegen des Anſehens, in welchem die ſogenannte Einſchachtelungstheorie im vorigen Jahrhundert ſtand, nach welcher alle Individuen eigentlich auf einmal fertig geſchaffen waren, nur eine jede Generation etwas kleiner als die vorhergehende, in der ſie eingekapſelt lag, hinab bis auf die letzte von unglaublicher Kleinheit — ſondern auch weil niemand in Wahrheit den Meiſter verſtand. Nicht viel beſſer erging es den Arbeiten Chriſtian Panders, die 1817 und 1818 erſchienen. Zwar hatte er die Trennung der urſprünglichen Keimſcheibe in mehrere Blätter, die Wolff nicht recht klar geworden war, weiter verfolgt, aber dieſer Freund und Studiengenoſſe Baers, den die Oſtſeeprovinzen ebenfalls mit Stolz den Ihrigen nennen, würde, wenn er noch lebte, gewiß der erſte ſein zu bekennen, daß erſt Baers ſelbſtändige und viel weiter reichende Forſchungen genügendes Licht auf dieſen Vorgang geworfen haben, um ihn ſeiner allgemeinen Bedeutung nach zu verwerten. Baer zeigte, daß die Keimſcheibe beim Fortwachſen ſich blättert: in eine Rücken- und in eine Bauchplatte, und jede Platte wieder in zwei Schichten, von denen eine jede zur Bildung beſonderer Organſyſteme beſtimmt iſt. Das iſt die Baerſche Keimblättertheorie, die in ihren Grundzügen unerſchüttert geblieben iſt, wenn auch die ſpäteren Forſchungen viel neue und einige abweichende Aufſchlüſſe darüber gebracht haben, welche ſpeziellen Organe aus den einzelnen Schichten entſtehen.

Hieran knüpft Baer einen Satz von entſcheidender Bedeutung für die Auffaſſung alles Wachſens und Erzeugens: Flüſſigkeiten dienen zur Ernährung ſchon gegebener organiſierter Formen, nicht aber zu ihrer Erzeugung, etwa durch ein Gerinnen, wie man ſich das früher oft gedacht hatte. Streng genommen gibt es daher keine Neubildung, ſondern

nur Umbildung und Wucherung vorhandener Formen in der organiſchen Welt. Der individuelle Lebensprozeß wächſt ſomit direkt hinein in die Nachkommen und wird zu einem kontinuierlichen, den nur die relative Ruhe im Eizuſtande zeitweilig unterbricht. Was die Eltern auf das Ei übertragen, ſind aber nicht fertige Formen und Geſtalten, ſondern ein Unſichtbares, das denſelben Entwicklungsgang bedingt, den die Eltern durchlaufen haben — mit geringen Variationen, fügt Baer bedeutungsvoll hinzu. — An dieſen Zuſatz ſchließen ſich in einer einige Jahre ſpäter gehaltenen Rede „Über das allgemeinſte Geſetz der Natur in aller Entwicklung" die folgenden Gedanken: „Jede in der Selbſtbildung eines Organismus eingetretene Abweichung wirkt in der Fortpflanzung weiter, und wir ſehen hier die auffallendſte Beſtätigung des früher ausgeſprochenen Satzes, daß die Zeugung nur eine Fortſetzung der Selbſtbildung oder des Wachstums iſt. — Hiernach bleibt alſo die Frage noch offen, ob nicht die verſchiedenen Formen, welche wir als beſondere Arten zu betrachten gewöhnt ſind, dennoch durch allmähliche Umbildung aus einander entſtanden ſind und uns nur urſprünglich verſchieden erſcheinen, weil unſere Erfahrung zu kurz iſt, um das ganze Maß der Umänderung zu erkennen." Dieſe denkwürdigen Sätze, verbunden mit ſchlagenden Nachweiſen: durch die geographiſche Verbreitung der Tiere, aus der z. B. der Schluß einer gemeinſchaftlichen Abſtammung ſämtlicher Affen der alten Welt und einer anderen für ſämtliche Affen der neuen Welt gezogen wird, — ferner durch die mehr und mehr abſonderlich geſtalteten Geſchöpfe, je weiter man in die Vorwelt zurückgreift, — ſie beweiſen, daß die Transformation der Arten tatſächlich von Baer gelehrt und mit denjenigen Gründen, die bis heute die gewichtigſten geblieben ſind, unterſtützt worden iſt, 25 Jahre bevor Darwin mit ſeiner vielumſtrittenen Lehre hervortrat. — Nur das findet Baer wahrſcheinlich, daß alle Tiere aus Umbildung ſich aus einander entwickelt haben, und meint, daß in weit entlegener Vorzeit eine viel gewaltigere Bildungskraft auf der Erde müſſe geherrſcht haben, um die erfolgten Umbildungen zu ermöglichen, während ſie Darwin bekanntlich mit der noch gegenwärtig wirkſamen Urſache, der natürlichen Zuchtwahl zu erklären verſucht. Darwin iſt daher weitergegangen, ſowohl in dem Umfange der angenommenen Umwandlungen, als in ihrer Erklärung, und das bildet gewiſſermaßen nur einen quantitativen Unterſchied.

Später trat der fundamentale philoſophiſche Gegenſatz Baers gegen Darwin hervor.

Kaum hatte Baer dieſe weſentlichen Ergebniſſe ſeiner erſten Unterſuchungen gewonnen, ſo ſchritt er dazu, Repräſentanten der Hauptabteilungen des Tierreiches daraufhin zu unterſuchen. Damit gelangte er zu ſeiner Lehre von den beſonderen Typen der Tiere, die ihn in der Überzeugung gewiß befeſtigt hat, daß es keine allen gemeinſame Stammform geben könnte. Er fand, daß aus der urſprünglichen Anordnung der Bildungsherde und der Wachtumsrichtung des tieriſchen Leibes vielerlei grundverſchiedene Typen entſtehen. Der Menſch und die anderen Wirbeltiere bilden den erſten Typus, bei dem die Keimſchichten vom Rücken zum Bauch hin zuſammenwachſen, während ſie umgekehrt vom Bauche ausgehen bei Gliedertieren und Würmern. Beide genannten Typen haben eine Mittellinie, mit einer rechten und linken ſymmetriſchen Seite. Die übrigen beiden Typen haben keine Mittellinie, ſondern der eine iſt ſtrahlig (Stachelhäuter und Pflanzentiere), der andere, wie die Drehung der Embryonen zeigt, in ſpiraliger Tendenz, mehr unregelmäßig und maſſig gebaut (d. h. die eigentlichen Weichtiere). Der Urheber des natürlichen Syſtems in der Zoologie, G. Cuvier, war durch eine ebenſo umfaſſende als genaue Unterſuchung der Struktur der ausgebildeten Tiere weſentlich zu denſelben Hauptabteilungen gelangt. Aber Baer war es vorbehalten nachzuweiſen, von welcher Grundlage aus die Verſchiedenheiten der Tiere abzuleiten ſind, und zum Teil auch, in welcher Folge die vier Hauptſtämme ſich weiter veräſteln und verzweigen. Hinzugekommen iſt ſeitdem der Grundſtock der Urweſen, Protistae, und die Typen der niederen Tiere ſind verteilt und oft ohne Grund durcheinander geworfen worden; doch bleiben die vier Typen im weſentlichen bis zur Stunde in Geltung.

„Jeder Typus," ſo ſpricht es Baer aus, „kann in höheren und niederen Stufen ſich offenbaren. Denn Typus und Entwicklungsſtufe zugleich determinieren erſt die einzelne Form." Die Lagerungsverhältniſſe der urſprünglichen Anlagen des Leibes beſtimmen den Typus, der Grad der Ausbildung der Organe zu exkluſiven Verrichtungen — ihre fachmäßige Einſeitigkeit, ſozuſagen — die Rangſtufe des Individuums. Profeſſor Ernſt Haeckel hat dieſen Satz das Baerſche Geſetz zu nennen vorgeſchlagen, und dieſes erſt gewährte ein Mittel, in befriedigender

Weiſe zu ergründen, welchen Platz die einzelnen Formen und Gruppen im Tierreich einzunehmen haben.

Aus der unglaublich kurzen Zeit, in welcher Baer dieſe denkwürdigen Entdeckungen der Hauptſache nach gemacht zu haben ſcheint — im 27. bis 29. Lebensjahre —, können wir darauf ſchließen, daß er mit einem Feuereifer des Fleißes muß gearbeitet haben, wie das Genie allein ihn verleihen kann. Aber zum rechten Abſchluß ſeiner Beweiſe für die neugewonnenen Auffaſſungen fehlte ihm noch eine erhebliche Tatſache. Schon im ſechzehnten Jahrhundert hatte zwar der berühmte Entdecker des Kreisblutlaufes, Harvey, es ausgeſprochen: „Alles Lebendige kommt aus dem Ei.“ Aber im Autoritätsglauben des vorigen Jahrhunderts hatte der faſt für infallibel angeſehene große Gelehrte Albrecht Haller entſchieden, daß bei den Säugetieren das Ei nicht präexiſtiert, ſondern erſt infolge der Zeugung aus Flüſſigkeiten gerinnt. Damit konnte nun Baer ſich nicht zufrieden geben, ſondern da er ſah, daß das werdende Hündchen, in je früheren Stadien es verglichen wird, dem werdenden Hühnchen um ſo ähnlicher iſt und daß endlich das Ei des Hundes nicht ſehr verſchieden iſt von einem Vogelei ohne Schale, ſo drängte es ihn immer mehr zu der Überzeugung, beiderlei Eier müßten einen gleichartigen Urſprung haben und in gleicher Weiſe im Eierſtock präexiſtieren. Baer muß ſeinem Kollegen Profeſſor Burdach dieſen Stand der Sache ſo ſpannend vorgetragen haben, daß der letztere ihm ſeine Hündin zu ſofortiger Beprüfung opferte, und nun endlich, zu Anfang Mai im Jahre 1827, fand Baer in ſeinem 35. Lebensjahre, wonach er ſolange geſucht hatte, das im Eierſtock präexiſtierende Ei der Säugetiere. Wie aber auf ihn wirkte, was er zu ſehen bekam, das muß man in ſeinen eigenen Worten wiedergeben.

„Sie (die Hündin) wurde geopfert. Als ich ſie öffnete, fand ich einige Graafiſche Bläschen geborſten, keine dem Berſten ſehr nahe. Indem ich, niedergeſchlagen, daß die Hoffnung wieder nicht erfüllt ſei, den Eierſtock betrachtete, bemerkte ich ein gelbes Fleckchen im einen Bläschen, ſodann auch in mehreren anderen, ja in den meiſten, und immer nur ein Fleckchen. Sonderbar! dachte ich, was muß das ſein? Ich öffnete ein Bläschen und hob vorſichtig das Fleckchen mit dem Meſſer in ein mit Waſſer gefülltes Uhrglas, das ich unter das Mikroſkop brachte. Als ich in dieſes einen Blick geworfen hatte, fuhr ich,

wie vom Blitz getroffen, zurück, denn ich sah deutlich eine sehr kleine, scharf ausgebildete gelbe Dotterkugel. Ich mußte mich erholen, ehe ich den Mut hatte, wieder hinzusehen, da ich besorgte, ein Phantom habe mich betrogen. Es scheint sonderbar, daß ein Anblick, den man erwartet und ersehnt hat, erschrecken kann, wenn er da ist. Allerdings war aber doch etwas Unerwartetes dabei. Ich hatte mir nicht gedacht, daß der Inhalt des Eies der Säugetiere dem Dotter der Vögel so ähnlich sehen würde . . . Was mich erschreckte, war also, daß ich ein scharf umschriebenes, von einer starken Haut umschlossenes regelmäßiges Kügelchen vor mir sah, von dem Vogeldotter nur durch die derbe, etwas abstehende äußere Haut unterschieden."

Die Stelle erinnert an den Bericht, den wir über die Wirkung besitzen, die im Jahre 1682 die Entdeckung des Geheimnisses unseres Weltsystems auf den 40jährigen Newton übte. Als er bemerkte, daß seine Berechnung der Größe, um welche der Mond in einer Sekunde gegen die Erde herabfällt, genau mit seinen Voraussetzungen stimmte, ergriff ihn eine solche nervöse Aufregung, daß er unfähig war, seine Rechnung zu prüfen und sich genötigt sah, dazu die Hilfe eines Freundes in Anspruch zu nehmen. Baer machte die Beobachtung im Jahre 1827 durch seinen berühmten Brief an die Petersburger Akademie bekannt und reiste im September des folgenden Jahres, natürlich gehoben von dem Bewußtsein einer epochemachenden Entdeckung, zur Naturforscherversammlung nach Berlin.

Wie mußte er es aber empfinden, als von seiner Entdeckung, von der selbst anzufangen ein gewisses edles Anstandsgefühl ihn zurückhielt, niemand etwas wissen zu wollen schien? Daß die Alten, so schreibt Baer, in ihren Überzeugungen sich nicht wollten stören lassen, konnte er sich schon denken; schwiegen aber auch die Jungen, so fragte es sich, ob sie etwa alles nur für einen Schwindel hielten?

Endlich, am letzten Tage der Versammlung, wurde die für Baer so peinliche Stille unterbrochen, nicht aber durch einen Deutschen, sondern durch den geistvollen Dänen Prof. Retzius. Auf dessen Bitte schritt Baer zu einer Demonstration seiner Entdeckung, und nun erst schlossen sich einige an aus der Zunft der deutschen Gelehrten. Später fehlte es wieder nicht an Winken, daß die Entdeckung nichts Neues gebracht hätte, oder an Rezensenten, die sie als die ihrige in Anspruch nahmen.

Wer Neues findet, muß aus wahrhaft gelehrten Geſellſchaften ausgeſchloſſen werden, iſt zwar nur ein Witzwort, und ſo übel iſt es denn auch Baer nicht ergangen. Aber die ernſte Lehre iſt aus ſeinen damaligen Erlebniſſen doch zu ziehen, daß, wer neue Bahnen eröffnet und wandelt, ſeine beſten Lebensjahre oft in geiſtiger Vereinſamung zu verbringen hat und erſt, wenn ein nachwachſendes Geſchlecht die Zeit gehabt hat, ihm zu folgen, nach Jahrzehnten zur gebührenden Anerkennung gelangt. So hat es auch für Baer in ſpäteren Zeiten an ehrender Anerkennung für dieſen Höhepunkt ſeiner Entdeckung nicht gefehlt, von dem ab dennoch, wie es mir ſcheint, eine peinliche Wendung in ſeinen innerlichen Beſtrebungen eingetreten iſt. Aus damaligen Erfahrungen iſt es geſchöpft, wenn Baer in ſeiner herrlichen Rede über die Entwicklung der Wiſſenſchaften vor der Petersburger Akademie, 1836, nachdem er von den Märtyrern der Wiſſenſchaften geſprochen, der viel zahlreicheren ſtillen und unbemerkten Opfer gedenkt, die ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt nimmt. „Wie viele Kräfte," fügte er hinzu, „zerſtören ſich, weil ſie ein zu hoch gefaßtes Ziel nicht erreichen konnten," und eine Anmerkung ſpricht von Männern, die mit dem Schickſal kämpfen mußten, weil ſie ihrer Zeit zu ſehr vorangeeilt waren.

Eine gewiſſe unbehagliche Empfindung muß Baer 1830 veranlaßt haben, ſich von dem Schauplatz ſeiner Entdeckungen loszureißen, um das Leben eines Akademikers in Petersburg zu verſuchen. Dort wieder befiel ihn bald die Überzeugung, daß er auf demjenigen Gebiete, das er faſt ganz zu dem ſeinigen gemacht hatte, nicht ſo würde weiterarbeiten können, wie er es ſich vorgeſetzt hatte. „Ich konnte es mir nicht verhehlen," ſchreibt er von dieſer ſeiner erſten Überſiedelung nach Petersburg, „daß ich damit eine Torheit begangen hatte." Es läßt ſich denken, welche Seelenkämpfe er wird durchgemacht haben, bis er, nach Königsberg zurückgekehrt, ſich wieder entſchloß, ſeine Stellung in Petersburg aufzugeben.

Aber auch in Königsberg wollte es ihm nun nicht mehr recht wohl werden. Dort machte er im Jahre 1831 allerdings wieder eine fundamentale Entdeckung in der Entwicklungsgeſchichte. Er beobachtete an Froſcheiern, daß bald nach ihrer Befruchtung ein äußerſt regelmäßiger Teilungsprozeß durch ſcheinbare Furchungen eintritt, der das Kügelchen ſchließlich zu einer vielkörnigen Brombeerform umgeſtaltet —

ein Vorgang, der ſich nicht nur als ein allgemeiner im Tierreich, ſondern auch als ein herrſchender in vielen Gebilden des Pflanzenreichs erwieſen hat. Aber der Eifer, mit dem Baer in der Entwicklungsgeſchichte, wie er ſelbſt es ſagt, mit einer Art Beſeſſenheit fortarbeitete, war ein krankhafter geworden. Wenig erhebliche Schwierigkeiten raubten ihm die Ruhe. Viel zu viel hatte er ſich vorgenommen; die Unmöglichkeit, es ſelbſt zu bewältigen, machte ihn mutlos; was andere vorweg zu nehmen ſchienen, verſetzte ihn in Aufregung. Er hatte ſich in einen nervös aufreibenden Zuſtand hinein gearbeitet, mit einem Wort, überarbeitet. Rührend iſt eine kleine Epiſode, die er aus ſeinen damaligen Seelenkämpfen erzählt und die mit ſeinen eigenen Worten mitgeteilt zu werden verdient. „So kam es, daß ich in einem Jahre mich in meinem Gehäuſe eingeſperrt hatte, als noch Schnee lag, und daß ich, zum erſten Male über den nur einige hundert Schritte von mir entfernten Wall ſchreitend, das Korn (Roggen) in Ähren fand, die ſchon der Reife entgegen gingen. Dieſer Anblick erſchütterte mich ſo tief, daß ich mich hinwarf und mir die Torheit meines Verhaltens vorhielt. ‚Die Bildungsgeſetze der Natur werden gefunden werden,‘ ſagte ich epikureiſch oder mephiſtopheliſch zu mir ſelbſt, ‚ob es durch dich oder durch andere, ob es in dieſem Jahre oder im künftigen geſchieht — iſt ziemlich gleichgültig, und es iſt nur Torheit, des eigenen Daſeins Freudigkeit, die niemand erſetzen kann, dafür zu opfern.‘“ Eine Reiſe an das Adriatiſche Meer, dachte er, könnte ihn wieder zu ſolchen Kräften bringen, wie ſie für ſeine große Aufgabe erforderlich wären. Und nicht gar großer Mittel hätte es bedurft für einen Mann, der ſchon früh mit wenig hauszuhalten und fröhlich zu ſein gelernt hatte. Als 24jähriger Mann z. B. war er zu Fuß von Würzburg nach Berlin gewandert. „Am letzten Tage,“ ſchreibt er, „mußte ich von Treuenbrietzen nach Berlin neun gemeſſene Meilen zurücklegen und hatte unterwegs nur ſechs Pfennige zu verzehren. In Berlin angekommen, ſuchte ich einen Studiengenoſſen auf, fand ihn aber nicht zu Hauſe und legte mich vor ſeiner Tür auf dem platten Boden hin, den Torniſter unter dem Kopf und ſchlief vortrefflich, bis er ankam.“ Die Fülle des Magens hat ihn wohl nicht ſtören können. — Aber die Verhältniſſe eines Königsberger Profeſſors waren damals zu kleinlich, um auch nur ein mäßiges Reiſegeld zur Verfügung zu ſtellen, und keiner der einflußreichen Herren

in Berlin ſcheint zu der Zeit eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß Baer nicht nur ein ordentlicher Königsberger Profeſſor war, ſondern eine geiſtige Größe, die zu erhalten und zu pflegen dauernden Ruhm bringt. Zu dieſen leidigen Umſtänden traten mannigfache perſönliche Verhältniſſe hinzu, und ſchließlich können wir uns freuen, daß dadurch unſer Land einen ſeiner ausgezeichnetſten Männer zurückgewonnen hat. Aber mit welchen Gefühlen er ſich zum zweiten Male von ſeiner Königsberger Stelle losriß, das iſt aus den Worten zu entnehmen, die er als 73jähriger Greis niedergeſchrieben hat. „Intenſiver am Ausbau der Wiſſenſchaften," heißt es in ſeiner Autobiographie, „hätte ich gewirkt, wenn ich in Königsberg geblieben wäre, wo ich mich mitten unter den Ringenden fühlte. Allein ich kann nicht zweifeln, daß ich früher ins Invalidenhaus mich verſetzt hätte, wenn nicht weiter."

Baer hat alſo mit einer gewiſſen Wehmut zurückgeſehen auf die ſpeziellen Arbeiten ſeiner früheren Mannesjahre, und es iſt in ſeinem Sinne geſchehen, wenn die Hauptergebniſſe derſelben an die Spitze unſerer Betrachtung geſtellt ſind, ebenſowohl weil ſie ihn zu einem der größten Naturforſcher gemacht haben, als auch weil ſie, als Einzelheiten, ſcharf ſich hervorheben laſſen. Indes, aufrichtig geſagt, glauben wir, daß er durch ſeine Berufung nach Rußland nicht bloß ſeine Geſundheit wieder erhalten hat, ſondern daß er auch einer Tätigkeit zugeführt worden iſt, die ſeiner durch und durch univerſellen Natur beſſer entſprach.

Schon in Königsberg, während er ſeine tiefen Spezialunterſuchungen machte, nahm er gerne Anteil an Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, z. B. gegen die aufregende und vergebliche Choleraſperre, beſonders aber verbreitete er wiſſenſchaftlichen Sinn und lebhaftes Intereſſe für Erforſchung mannigfacher Landesverhältniſſe der Provinz, mittels Sammlungen und geiſtvoller, oft durch humoriſtiſche Polemik gewürzten Mitteilungen. In viel größerem Maßſtabe hat er dieſe ſeine eigentliche Natur in den breiteren Verhältniſſen unſeres Reiches zu entfalten vermocht und ſeine allgemeine Weltauffaſſung in Reden und Abhandlungen entwickelt, die zu den Meiſterwerken der Literatur gehören und von einer platoniſch zu nennenden Vergeiſtigung verklärt ſind. Mit dem innigen Wunſche, ſeinem Vaterlande nützlich zu werden, ſo drückt ſich Baer aus, kehrte er nach Rußland zurück und hat dieſen Wunſch über-

reichlich in Erfüllung geſetzt. Zahlreiche Forſchungsreiſen hat er unternommen, teils um unzugängliche Landſchaften, wie Nowaja Semlja und Lappland, kennen zu lernen und zu ſchildern, teils um wichtige adminiſtrative Fragen aufzuklären und den Aufgaben verſchiedener Miniſterien zu dienen. Dahin gehören ſeine ausgedehnten Unterſuchungen über die hochwichtigen Fiſchereiverhältniſſe des Reiches (die induſtrielle Verwertung des Kaſpiſchen Herings war ein Punkt z. B., auf den erſt Baer die Aufmerkſamkeit lenkte); ferner die Unterſuchungen über die Niveauveränderungen des Kaſpiſchen Meeres, über das angebliche Seichterwerden des Aſowſchen Meeres uſw. Auf den Gebieten der Erd- und Völkerkunde im weiteſten Sinne des Wortes hat er die mannigfaltigſten Arbeiten herausgegeben und unternommen. Dahin gehören auch ſeine Unterſuchungen der Schädel verſchiedener Volksſtämme, die ihn 1861 zu einer Zuſammenkunft mit einigen Gelehrten nach Göttingen führten, mit denen er den Grund zu den ſpäteren Anthropologenkongreſſen legte. Es genügt, auf das ſeinem „Leben“ angehängte Verzeichnis ſeiner Schriften zu verweiſen, und ich muß vollſtändig darauf verzichten, eine ſo viel umfaſſende Tätigkeit auch nur in ihren Hauptpunkten hier beleuchten zu wollen. Doch ein Geſetz, das Baer auf dem Gebiete der phyſikaliſchen Geographie entdeckt hat, kann ich mir nicht verſagen, hier anzuführen, weil es ſeine allgemeine Gabe illuſtriert, von den Tatſachen aus die wirkenden Urſachen zu erraten oder zu erkennen. Viele hatten vergeblich darüber gegrübelt, warum in den Flachländern Rußlands das rechte Ufer der Flüſſe regelmäßig das höhere iſt. So nahe die Erklärung jedem Naturforſcher hätte liegen ſollen, es war doch wie mit dem Kolumbus-Ei, und Baer, nachdem er auf ſeinen Reiſen in den Jahren 1853 und 1854 die Erſcheinung geſehen, war es vorbehalten, die Löſung des Rätſels zu geben. In bezug auf die Luftſtrömungen iſt es eine bekannte Sache, daß die vom Äquator zum Pol hinfließenden Strömungen eine Ablenkung im Sinne der Achſendrehung der Erde erfahren, als kämen ſie etwas mehr aus Weſten, während die Strömungen vom Pole zum Äquator dem Sinne der Achſendrehung entgegen abgelenkt werden und ſtatt aus Nord und Süd, aus Nordoſt und Südoſt wehen. Ganz dieſelbe von der Achſendrehung der Erde herrührende Erſcheinung findet, wie Baer es nun zeigte, auch bei ſolchen Flüſſen ſtatt, die annähernd in der Richtung

der Meridiane fließen. Wo keine Felſen die Auswaſchungen des Landes behindern, müſſen ſie auf der nördlichen Erdhälfte ihr Waſſer gegen das rechte Ufer, auf der ſüdlichen Erdhälfte aber gegen das linke Ufer drängen und eben dieſe Ufer mit der Zeit infolge von Unterwaſchung zu ſteileren machen.

Nachdem Baer faſt drei Jahrzehnte hindurch als Mitglied der Petersburger Akademie in ſolcher Weiſe unabläſſig tätig geweſen war, hielt er die Zeit eines beſchaulicheren Lebens für gekommen und wollte auf die Berufspflichten eines ordentlichen Akademikers verzichten. Da freut es mich, ſagen zu können, daß auf Veranſtaltung des damaligen Unterrichtsminiſters Golownin nichts unterlaſſen worden iſt, um dem ehrwürdigen Greiſe, der für ſich ſelbſt zu ſorgen nie befliſſen geweſen war, die wohlverdiente Ruhe zu einer ſorgloſen zu machen. Eine kleine Stadt wollte er bewohnen, aber eine große Bibliothek und etwas wiſſenſchaftlicher Verkehr ſollten darin nicht fehlen. Das fand er in Dorpat, dem Orte ſeiner fröhlichen und ſtrebſamen Studentenzeit, und da hat er den Reſt ſeiner Tage beſchloſſen, — nicht in untätiger Ruhe, ſondern in geiſtigen Beſtrebungen und Arbeiten bis ans Ende, trotzdem daß ihm die Literatur nur noch durch Vorleſen ſchließlich zugänglich war und daß er nur ſoviel noch ſehen konnte, um zur Not ſeinen Namen zu unterſchreiben.

Da habe ich denn oft bewundert, wie der hochbetagte Greis nie daran dachte, ſich in eine unzugängliche, ſtille Würde zu hüllen, ſondern in jugendlicher Kampfesfreude von der Höhe ſeiner wiſſenſchaftlichen Stellung herabſtieg, um ohne Scheu vor etwa unſanften Berührungen, in wiſſenſchaftliche Streitfragen einzugreifen. Es vergnügte ihn, nach einer wohlbedachten Strategie zu verfahren und einen befreienden Humor zu üben, der alle ergötzte, außer etwa den Getroffenen. Wegen des Wrangell-Landes z. B. hat er eine Diskuſſion mit den Geographen aufgenommen; wegen der Läſtrygonenbucht der Odyſſee, die er in Balaklava wiedererkannte, hatte er es mit den Philologen angebunden.

Am lebhafteſten aber beſchäftigte ihn bis in ſeine letzten Tage der Kampf gegen die Darwiniſten. Viele werden an ſeiner letzten, im 84. Jahre vollendeten Abhandlung „Über Darwins Lehre“ Freude gehabt haben und noch finden. Sachlich konnte er nach dem früher Angeführten in einem ſchroffen Gegenſatz zu dieſer Lehre nicht ſtehen, und

er billigt auch ausdrücklich, wenn man ihn „weder für einen Darwinianer noch für einen Anti-Darwinianer erkennt“. Ebenſowenig beeinflußte ihn dabei irgend eine perſönliche Verſtimmung. Scherzend deutete der verehrte Greis, als ich zum letztenmal Ende Auguſt mit ihm zu Tiſche ſaß, auf den daneben ſitzenden eifrigen Darwinianer Dr. G. Seidlitz und ſagte ungefähr: „Der da ſchreibt ein ganzes Buch gegen mich! Um nicht ohne Bundesgenoſſen zu bleiben, darf ich es mit den Theologen ſchon nicht verderben!“ — Was ihn im Weſen von den Darwiniſten trennte, iſt zunächſt die Methode. Er hatte auf dem Spezialgebiete ſeiner Forſchungen den Verlauf der Tatſachen mit den Augen verfolgen können, ſozuſagen auf den Zeugenbeweis ſich geſtützt. Die Darwiniſten dagegen ſchließen auf Umwandlungen, die kein menſchliches Auge geſehen hat, aus der Forderung des Kauſalzuſammenhanges zwiſchen unzähligen und unbegrenzten Reihen von Tatſachen, die ſämtlich auf eine und dieſelbe Vorſtellung hinweiſen. Sie verfahren alſo nach der Methode des Indizienbeweiſes.

In noch entſchiedenerem Gegenſatze ſteht Baer zu den Darwiniſten infolge ſeines philoſophiſchen Bildungsganges. Typus oder natürliche Anlagen, zuſammen mit der von Umſtänden und Zeitſtrömungen abhängigen Ausbildung, machen, nach dem Baerſchen Geſetz, auch den Menſchen. Dem Typus nach war Baer Naturforſcher, wie das aus der ſtundenlangen Erſtarrung ſchon zu entnehmen iſt, da er zum erſtenmal als Kind einen Pfau erblickte, und davon der entzückende Eindruck tief genug war, um ihn als Greis noch lebendig in folgender Weiſe wieder zu erzählen. „Ich fing alſo wohlgemut eine Rekognoszierung des neuen Terrains (Landgut Jömper) an und kam dabei aus einem Hof in den anderen, als ich plötzlich zu meinem Erſtaunen und Entzücken einen Pfau erblickte, der auf einem Zaune ſitzend ein Rad ſchlug. Dieſe Pracht, dieſer Glanz verſetzten mich in eine bewußtloſe Erſtarrung. Auch der Pfau rührte ſich nicht, als ob er an meiner Bewunderung ſich erfreut hätte. Wie lange ich ſo gefeſſelt dageſtanden habe, weiß ich nicht, doch mag es ziemlich lange geweſen ſein, wie der Erfolg lehrte. Ich kam eher nicht zum Bewußtſein, als bis ich heftig am Arme gefaßt wurde und meine Pflegemutter mit ſehr erhitztem Geſicht vor mir ſtand: ‚Um Gottes Willen! Wo ſteckſt du denn? Wir haben nach dir geſucht, wir haben gerufen, keiner hat geantwortet; wir haben

im Teich nachgeſehen, ob du vielleicht ertrunken wärſt?' Noch ſprachlos, konnte ich nur mit der nicht geenterten linken Hand nach dem Pfauenſchwanze zeigen, von dem ich immer noch nicht recht wußte, ob er ein wirkliches Objekt oder ein Blendwerk ſei." Der Ausbildungsſtufe nach war Baer aber nicht bloß Naturforſcher, ſondern auch ein ernüchterter Naturphiloſoph, gleich ſeinem berühmten Zeitgenoſſen Agaſſiz. Er hatte die Naturphiloſophie durch kritiſches Denken und durch das Verlangen, den Boden der Erfahrung ſtets unter ſeinen Füßen zu fühlen, innerlich überwunden. Das großartige Unternehmen dieſer Philoſophie behielt indes für Baer ſeinen Reiz. „Über unſere geiſtige Natur und ihr Verhältnis zum Körperlichen und zum Weltganzen überhaupt zur Einſicht zu gelangen", bezeichnet er ſelbſt als das eigentliche Beſtreben, „das ihn anzog und abzog"; Kritik brachte ihn dahin, daß er von den „kühnen Flügen auf den Fittichen einer ſehnſüchtigen und äſthetiſchen Phantaſie, durch Nebel und Morgenrot unternommen, um die Quellen des Lichts zu finden", nichts mehr hielt. Noch mehr! Es verrät ein nicht überwundenes Mißtrauen gegen alles abſtrakte Denken, wenn Baer hinzufügt: „Aus hochpotenzierten Abſtraktionen, deren Genealogie nicht klar vor Augen liegt, kann der Verſtand alles erweiſen, wonach das Herz ſich ſehnt." Ein ſolches Mißtrauen hatte es ihm ſehr erſchwert, der Leitung Kants anhaltend zu folgen, von der er andeutet, daß ſie, wenn die Muße nicht gefehlt hätte, ihn zu einer zuſagenden Behandlung des pſychologiſchen Abſchnittes ſeiner Anthropologie vielleicht hätte führen können. So blieb der Abſchnitt ungeſchrieben. Wie ſkeptiſch nun Baer den Folgerungen der Philoſophie gegenüber ſich verhielt, die Weihe der ſpiritualiſtiſchen Grundrichtung hat ihn doch nie verlaſſen. Ihm waren, wie er es in ſeiner hinreißenden Rede über die richtige Auffaſſung der Natur ausgeſprochen hat, die Typen und Stufen oder Rhythmen des Tierreichs Schöpfungsgedanken, vergleichbar den Harmonien und melodiſchen Folgen eines Muſikſtückes, zu fixieren durch Notenſchrift, darzuſtellen durch Töne, durch dieſe phyſikaliſchen Prozeſſe, die ihrem Weſen nach aber etwas Geiſtiges ſind.

Die Nichtachtung alles Geiſtigen bei echten Darwiniſten, ſo drückt Baer in dem letzten Briefe, den ich von ihm bei Zuſendung ſeiner Abhandlung über Darwins Lehre erhalten habe, ſich aus, dieſe Nichtachtung iſt ihm im höchſten Grade zuwider, und dagegen führte er

ſeine Lehre von der Zielſtrebigkeit in der Natur zu Felde. Ein gelegentliches Geſpräch über Teleologie mit dem Berliner Philoſophen Trendelenburg hatte ihm nach der Seite hin einen tiefen und nachhaltigen Anſtoß gegeben!

Zuſammengefaßt hat er in dem bereits gedachten Brief ſeine Anſicht noch in dem Verlangen, daß man den Logos, den er anzuerkennen nicht umhin könne, nicht wegleugne. Hinzu fügt er: „Wie man aber dieſen Logos ſich zu denken habe, ob als ſich immanent, oder von einem Denkenden hinübergegangen, das laſſe ich ganz unentſchieden, weil ich in der Tat zu einer allgemeinen philoſophiſchen Einſicht mich nicht habe durcharbeiten können.“ Achtung, möchte ich rufen, vor dieſen Worten des 85jährigen Forſchers und Denkers. Weder mich ſelbſt, noch andere hat er geglaubt überreden zu müſſen, daß er fertig ſei mit dem, was ſeiner Natur nach unendlich iſt. Der Schranken ſeines Geiſtes iſt er ſich ebenſo bewußt geblieben, wie der Unendlichkeit ſeines Strebens. So hat er denn auch die letzten Lebensſtunden nicht in Erinnerung an die Bilder einer reichen Vergangenheit, oder in Sorgen um Güter dieſer Welt verbracht, ſondern verweilt in den lichteren Regionen des Geiſtes und, wie im Leben ſo auch im Sterben, zu dem Ewigen hin getrachtet und ſich erhoben.

Die nachfolgende Rede Baers: „Welche Auffaſſung der lebenden Natur iſt die richtige? Und wie iſt dieſe Auffaſſung auf die Entomologie anzuwenden?“ iſt ſeinen in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts erſchienenen „Reden und Aufſätzen“ [3 Bände, Schmitzdorffſcher Verlag] entlehnt. Im ganzen Bereich der deutſchen Literatur dürfen auf dem in Frage ſtehenden Gebiet wohl nur die Humboldtſchen Abhandlungen und Vorträge den Baerſchen Reden an die Seite geſtellt werden, was Weite des geiſtigen Horizontes und lichtvolle Klarheit des Gedankenaufbaues anbetrifft.

Die Entomologie hat vor allen Dingen die verſchiedenen Formen der Inſekten, welche wir Spezies nennen, zu beobachten und zu unterſcheiden. Ich brauche kein Wort zur Empfehlung dieſer ſogenannten ſyſtematiſchen Entomologie zu ſagen, denn es liegt in der Natur der Dinge, daß wir uns zuerſt an der Schönheit und Regelmäßigkeit der Formen erfreuen, mit der die Natur ſo verſchwenderiſch die Inſekten bekleidet hat, und daß wir dann die vielen Formen voneinander zu unterſcheiden und das Ähnliche zuſammenzuſtellen ſuchen.

Sie alle, meine Herren, ſind durch dieſen reichen Schmuck zuvörderſt angezogen und durch denſelben in die Entomologie eingeführt, oder richtiger vielleicht, zu ihr verführt worden. Der Verführung folgt erſt die Beſinnung, ich meine das ernſte Studium.

Zu wünſchen iſt aber, daß unſere Geſellſchaft die Inſektenwelt nicht bloß im zierlichen und anziehenden Hochzeitskleide beachte, ſondern auch in den früheren Trachten und Lebensverhältniſſen, in welchen ſie in der Regel viel tiefer in den Haushalt der Natur eingreifen. Sie wiſſen, daß der Ausdruck Hochzeitskleid für die Vögel ein längſt eingeführter techniſcher iſt; warum ſollten wir ihn nicht auch für die Inſektenwelt gebrauchen? Iſt doch die letzte Form der Inſekten, die wir in der Sprache der Wiſſenſchaft Imago nennen, nichts anderes als die Tracht, welche ſie annehmen, wenn die Erhaltung der Art ihr Hauptgeſchäft wird? Mit Recht zieht dieſe Form, die ſchönſte und beweglichſte, am meiſten an, mit Unrecht aber vernachläſſigt man die früheren.

In den früheren Entwicklungsſtufen ſind die Formen, wenn auch weniger ſchön, doch mannigfacher, als in den letzten Zuſtänden, und die

Verhältniſſe zur äußeren Natur ſind viel inniger. Gar manche Inſekten bedürfen im ausgebildeten Zuſtande nicht einmal der Nahrung; nur nach geeigneten Plätzen für ihre Eier ſuchen ſie ängſtlich. Viel mächtiger wirkt das Nahrungsbedürfnis in den Jugendzuſtänden.

Die wiſſenſchaftliche Unterſuchung der Natur ſtrebt in den Einzelheiten das Allgemeine zu erkennen, um endlich dem Grunde aller Dinge näher zu kommen. Für dieſe Art Unterſuchungen, die immer das Ziel der Naturforſchung ſein ſollte, bietet wohl keine Tierklaſſe ſo reichen Stoff, als die Inſekten. Sie greift mit den im gewöhnlichen Leben ſo wenig beachteten Infuſorien ſo tief in den Haushalt der Natur ein, wie keine andere, und ragt in der Mannigfaltigkeit der Triebe, dieſen dunklen Spuren von der Wirkſamkeit einer geiſtigen Nötigung, ſo hoch vor anderen Tierklaſſen hervor, daß ihr Studium dem Forſchergeiſte denkender Menſchen einen unverſiegbaren Stoff bietet.

Überhaupt ſind es die niederen Formen des Lebens, welche das Daſein der höheren möglich machen, und nur dem denkenden Naturforſcher erſchließt ſich dieſer Zuſammenhang. Seine Aufgabe iſt es daher auch, dieſem tiefliegenden Zuſammenhange nachzuforſchen und das Ergebnis ſeiner Nachforſchung auch in das Bewußtſein derer einzuführen, denen anderweitige Beſchäftigungen ein ſpezielles Studium der Natur nicht erlauben.

Werfen wir zuvörderſt einen Blick auf die Pflanzenwelt. Die ſchönen Formen und lebhaften Farben der Blumen können den oberflächlichen Beobachter leicht verführen, ſie für die wichtigſten Teile, für den eigentlichen Zweck der Vegetation zu halten. Sie ſind es auch für die Erhaltung der einzelnen vegetabiliſchen Formen (species), denn in den Blumen bilden ſich die Früchte, die Anlagen zu neuen Generationen. Allein der Naturforſcher weiß, daß das grüne Blatt und ſelbſt die grünen blattloſen Waſſerfäden unter dem Einfluſſe des Sonnenlichtes das Sauerſtoffgas aushauchen, welches alle Tiere einatmen müſſen, um beſtehen zu können, und daß die Pflanzen den Kohlenſtoff binden, welchen alle Tiere ausatmen, und bei deſſen Überfluß in der Luft ſie erſticken müßten. Ohne die grünen Pflanzenteile wäre alſo auf unſerer Erde, wie es ſcheint, das längere Beſtehen eines tieriſchen Lebens gar nicht möglich. Die Pflanzen bilden aber nicht allein den Atmungsſtoff, ſondern auch den Nahrungsſtoff für die Tierwelt, denn ſie ſind es,

welche zuvörderſt die im Erdboden und im Luftmeer verteilten einfachen Stoffe aufnehmen, um organiſche Verbindungen daraus zu bilden, welche den Tieren zur Nahrung dienen können. In beiden Hinſichten greifen die grünen Pflanzenteile tiefer und maſſenhafter in den Haushalt der Natur ein, als die Blumen und die Früchte. Die Nahrungsſtoffe, welche in den Früchten ſich bilden, ſind freilich mehr ausgebildet und veredelt, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, und der Menſch kann nur wenig anderen Nahrungsſtoff unmittelbar aus dem Pflanzenreich zu ſeiner Nahrung benutzen, als den, der in den Früchten bereitet wird. Allein maſſenhafter gehen die grünen Pflanzenteile in die Organiſation der Tiere über. Von ihnen nähren ſich die mannigfachen und zahlreichen Herden der Wiederkäuer, die Dickhäuter (Elefanten, Hippopotamen, Nashörner, Tapire), die Pferde, ein Teil der Nager, die Faultiere uſw. Unter den Vögeln iſt die Zahl der Arten, welche von grünen Pflanzenteilen leben, zwar nicht ſo anſehnlich, aber wieder ſind es die größten Formen und diejenigen, deren Fleiſch dem Menſchen am meiſten zuſagt. In der Klaſſe der Amphibien ſind es die Landſchildkröten, welche vorzüglich von grünen Pflanzenteilen leben. Durch das Fleiſch aller dieſer Tiere verwandeln ſich nun auch die weniger verarbeiteten Pflanzenſtoffe, die in den Blättern ſich bilden, in Nahrungsſtoff für den Menſchen, indem ſie eine höhere Verarbeitung im Leibe der genannten Tiere erfahren.

Ungefähr ſo wie die Pflanzen mit ihren weniger ausgebildeten Teilen tiefer eingreifen in den Haushalt der Natur, mit den höher entwickelten Teilen aber mehr für die Erhaltung der eigenen Arten wirkſam ſind, iſt es auch unter den Tieren mit den Inſekten; mit dem Unterſchiede jedoch, daß es in der Inſektenwelt die Jugendzuſtände ſind, welche die Umwandlung der organiſchen Stoffe in kleinen Leibern zwar, aber in Tauſenden von Millionen Individuen beſorgen, während die ausgebildeten Inſekten mehr beſtimmt ſind, neue Individuen ins Leben zu ſetzen, obgleich auch von ihnen eine nicht geringe Anzahl anderen Tieren zur Nahrung dient.

Ein tiefgehender Unterſchied zwiſchen den Pflanzen und Tieren beſteht darin, daß die meiſten Pflanzen eine Menge Teile ſich bilden, welche ſehr bald weniger notwendig für den Fortgang der Vegetation ſind, alſo entbehrt werden können, ein etwas ausgebildetes Tier aber

nicht leicht einen Teil ſeines Leibes verlieren kann, ohne weſentlich zu leiden. Die meiſten Pflanzen können daher ziemlich viele Blätter hergeben, ohne in der Blüte oder Fruchtreife weſentlich geſtört zu werden. Das Inſekt kann aber nicht füglich beſtehen, wenn ihm mehr, als allenfalls ein Fuß oder einige Tarſusglieder, die bei manchen ſogar regelmäßig verloren gehen, vernichtet werden. Deswegen mußte für den Haushalt der Natur die Einrichtung ſich bilden, daß die Inſekten in den Jugendzuſtänden mit ganzen Individuen dem allgemeinen Stoffwechſel dienen, während von den Pflanzen, außer den ganz geopferten, auch die fortbeſtehenden viele Teile abgeben können.

„Wozu mögen doch die läſtigen Mücken geſchaffen ſein?“ fragte mich einmal eine Dame, welche von dieſen zudringlichen Beſuchern eben gelitten hatte. „Damit wir mehr Fiſche haben in unſeren ſüßen Waſſern,“ mußte ich antworten. Die Larven und Puppen der Mücken, der Schnaken (Chironomus), der Ephemeren, der Libellen, der Maifliegen (Semblis) und Stechfliegen, ſowie von tauſend anderen Inſektchen, leben im Waſſer und bilden die Hauptnahrung unſerer Süßwaſſerfiſche. Sind die Fiſche jetzt wichtig als ein Nahrungsmittel für die Menſchen, ſo waren ſie es in deren früheren Zuſtänden noch weit mehr. In den nördlichen Gegenden wenigſtens hätten die in der Bildung wenig vorgeſchrittenen Menſchen ſchwerlich ſich erhalten können, wenn damals die Gewäſſer nicht ſehr reich an Fiſchen geweſen wären, wie wir es jetzt in Sibirien, in Kamſchatka und überhaupt in ſolchen Ländern finden, wo der Menſch die Urzuſtände im Haushalte der Natur noch wenig verändert hat. In der Tat findet man in ſolchen Ländern, wo man den Spuren der früheſten Bewohner am eifrigſten nachgeforſcht hat, wie in Dänemark, dieſe Spuren entweder am Meeresufer, wo große Haufen Schalen von Auſtern und anderen Muſcheln anzeigen, wovon ſie ſich nährten, oder auch an den Landſeen. — Noch viel belehrender ſind in dieſer Beziehung die Seen der Schweiz und Italiens in neueſter Zeit geworden. Man hat in ihnen Reſte von menſchlichen Anſiedlungen ſehr zahlreich und ausgedehnt gefunden, welche auf Pfählen in die Seen hineingebaut waren. In dieſen ſogenannten Pfahlbauten lebten alſo Menſchen, zu denen keine hiſtoriſchen Nachrichten hinaufreichen, ganz über den Seen, die ihre Nahrungsquellen, gleichſam ihre Felder waren, welche ſich ſelbſt beſäeten.

Offenbar war es den Menſchen, welche nur Steinwerkzeuge und noch keine metallenen hatten, leichter, mit einem ſpitzen Steine, an eine Stange gebunden, Fiſche zu ſtechen, ſie mit Haken aus Muſchelſchalen zu angeln, mit Netzen zu fangen oder ſelbſt mit Händen zu greifen, als größere Jagdtiere zu erlegen, und wir können uns dreiſt auf das Zeugnis der Geſchichte berufen, wenn wir behaupten, daß die erſten Menſchen in Europa ſich ſchwer hätten erhalten und vermehren können, wenn ſie nicht reichlich Mücken, Schnaken, Stechfliegen und ähnliche Inſekten vorgefunden hätten. Sie zogen dieſe, in Fiſchfleiſch verwandelt, aus dem Waſſer. Aber in den früheſten Zuſtänden des Fiſchlebens, wenn die kleinen Fiſchchen erſt kürzlich aus dem Ei geſchlüpft ſind und den Dotter verbraucht haben, den ſie aus dem Ei als mütterliche Ausſteuer mitnahmen, ſind auch dieſe Inſektenlarven ihnen noch zu groß. Sie nähren ſich dann vorzüglich von den kleinen, faſt mikroſkopiſchen, meiſt ſpringend ſich bewegenden Tierchen, die wir faſt in jedem ſüßen Waſſer finden und zuweilen auch in unſerem Trinkwaſſer ſehen, von den Tierchen, die die Naturforſcher Entomoſtraceen nennen, und die ja auch zur Inſektenwelt gehören. Da überdies für jene Inſektenlarven die Entomoſtraceen eine Hauptnahrung bilden, ſo dürfen wir alſo auch ſagen, daß vorzüglich die Entomoſtraceen durch zahlloſe Opfer die größeren Tiere im ſüßen Waſſer unterhalten. Sie ſelbſt aber, die Entomoſtraceen, nähren ſich von den kleinſten und feinſten Abfällen der Pflanzen, welche langſam von kleinen und größeren Pflanzenteilen ſich ablöſen. Kein Schüppchen geht für ſie verloren. Da von ihnen wieder die Erhaltung der kleinſten Fiſche, ſowie die Ernährung der Inſektenlarven, von denen größere Fiſche leben, abhängt, ſo ſehen Sie leicht ein, woher es kommt, daß in Ländern, in denen der Menſch nicht zahlreich iſt oder auf geringer Kulturſtufe ſteht, das ſüße Waſſer mehr von Fiſchen wimmelt. Es gelangt nämlich dort mehr organiſcher Stoff ins Waſſer, und der Haushalt der Natur verwandelt dieſen durch mancherlei Zwiſchenſtufen in Fiſchfleiſch.

Wo aber der Menſch auf höherer Stufe ſteht, wo er einen bedeutenden Teil des Bodens benutzt, um Korn darauf zu bauen, das Produzierte abmäht und das Zurückbleibende einpflügt, um der folgenden Saat Nahrungsſtoff vorzubereiten, wo er von den abgeführten Halmen die Körner als Mehl verzehrt, das Stroh wieder zum Dünger

verwendet, wo er einen Teil der Wieſen von ſeinem Vieh abweiden läßt, um auch Fleiſchnahrung zu haben, wo er die Abgänge des Viehes wieder benutzt, um ſein Feld zu düngen, mit einem Worte, wo er den Stoffwechſel der Natur mit möglichſt kurzem Umſatze zu ſeinem unmittelbaren Nutzen verwendet, da können Regen und Schneewaſſer lange nicht ſo viel organiſchen Stoff in Seen und Flüſſe ſpülen, da können dieſe auch nur wenige Fiſche ernähren. Der Menſch hat ja, den Haushalt der Natur umändernd, den Stoff in Korn, Schafe und Rinder verwandelt, der früher in Fiſche ſich verwandelte.

In der Tat haben mehrjährige Unterſuchungen über Fiſchereien und Fiſchvorräte mich zu der feſten Überzeugung geführt, daß in größeren Waſſern der Vorrat von Fiſchen im Verhältnis ſteht zu der Quantität des organiſchen Stoffs, der jährlich in dieſe Waſſer gelangt, oder mit anderen Worten: Es ſind ſo viele Fiſche in einem größeren Waſſer, als Nahrungsſtoff in ihm ſich ſammelt. Man meint gewöhnlich nur, daß zu viel weggefangen iſt, wenn der Fiſchvorrat abnimmt, man bedenkt aber nicht, wie ſtark die Fortpflanzung der Fiſche iſt, daß ſehr viele Fiſche ihre Eier zu Tauſenden und ſelbſt zu Hunderttauſenden und Millionen legen, alle nutzbaren Fiſche wenigſtens zu Hunderten, und daß bei weitem mehr Fiſchbrut aus Hunger umkommen müßte, wenn ſie nicht von anderen Fiſchen verzehrt würde, und nur ein geringer Teil auswachſen könnte. Man bedenkt nicht, daß die Ausſaat, welche die Natur macht, immer ſehr groß iſt, und daß von dieſer Ausſaat ſehr viel mehr auswachſen würde, wenn man nicht den Nahrungsſtoff anders verwendete. Ich erwarte darum ſehr wenig von der künſtlichen Fiſchzucht für die Vermehrung der Fiſche in den Flüſſen Frankreichs. Ich habe auch nicht gehört, daß die Anſtalt für künſtliche Fiſchzucht in Hüningen den Fiſchreichtum der Umgegend vermehrt hätte. Man gebe den Fiſchen mehr Nahrung, ſo wird man mehr haben. Aber wie macht man das? Man umpflanze die Fiſchteiche und Flüſſe mit Bäumen und Sträuchern und laſſe auf dem Boden der ſeichten Stellen die Waſſerpflanzen beſtehen. Ihre Blätter werden ins Waſſer fallen und den Entomoſtraceen zur Nahrung dienen; es werden in den Geſträuchen Inſekten ſich ſammeln und ihre Eier ins Waſſer legen. Man laſſe die Natur ihren Stoffwechſel im Waſſer vollbringen und gebe ihr den Stoff dazu, und man wird der

künſtlichen Befruchtung nicht bedürfen. Die Fiſche verrichten dieſe Arbeit ſelbſt.

Der Peipusſee iſt ſehr fiſchreich. Einige größere Flüſſe und viele kleine führen ihm mannigfache organiſche Abfälle zu, da beſonders von der livländiſchen Seite große und komplizierte Entwäſſerungsgräben in die Flüſſe ſich ergießen. Auch der Umſatz des zugeführten Stoffes in dieſem wegen ſeines flachen Landbodens verhältnismäßig ſehr erwärmten See iſt ſo lebhaft, daß ich einſt im Auguſt einen breiten Streifen von grünlichen Entomoſtraceen (es war ein Cyclops) dem Ufer entlang drei Werſt weit verfolgte, ohne daß ich eine Abnahme des Streifens bemerken konnte. Ein Geſchäft, das ich in einem Dorfe hatte, ließ mich nicht weiter gehen. Ich habe alſo über die Länge desſelben keine Auskunft erhalten. Allein in den von mir beobachteten drei Werſt berechne ich die Anzahl der Tierchen auf mehr als 100 000 Millionen, nachdem ich den mittleren Abſtand derſelben voneinander in dem in ein Glas geſchöpften Waſſer abgeſchätzt hatte. Dieſe Tierchen ſind freilich ſo klein, daß ein Süßwaſſer-Stint eine Million derſelben verzehrt haben mag, bis er die Größe von $1^1/_2$ Zoll erlangt. Allein die Cyclopsarten vermehren ſich ſehr raſch, wenn ſie hinlängliche Nahrung haben. Man überſieht leicht, daß es eben nur auf hinlängliche Nahrung für dieſe Tierchen ankommt, um auch den kleinen Fiſchen anhaltend reichliche Nahrung zu gewähren. Die kleinen Fiſche dienen wieder als Nahrung für die großen. — Der unterſte Teil der Wolga und der nördliche Teil des Kaſpiſchen Meeres haben einen Reichtum von Fiſchen, wie ſehr wenige Waſſerbecken. Als allgemeiner Grund dieſes Reichtums erſchienen mir zuvörderſt eine Menge flacher Waſſerbecken der unterſten Wolga, die ſtark bewachſen ſind und als natürliche Brutbehälter dienen. Die meiſten Süßwaſſerfiſche laichen in ihnen, und der Spätherbſt, wenn die flachen Waſſer kalt werden, treibt die bis dahin in dieſen natürlichen Zuchtanſtalten ernährte Brut in die tieferen Flußarme, die weniger raſch erkalten. Eine andere Quelle des großen Reichtums ſchien mir in den großen Rohrmaſſen zu liegen, welche an den Ufern der unterſten Flußarme und an den flachen Ufern des Sees wachſen. Obgleich das abgeſtorbene Rohr hier das allgemeine Heizmaterial abgibt, ſo kann doch der Menſch nur den kleinſten Teil davon vertilgen. Bei weitem der größte Teil davon wird

jährlich ins Meer geſpült und muß hier in Fiſchnahrung verwandelt werden.

Zu lange habe ich mich vielleicht bei den Inſekten, die im Waſſer organiſchen Stoff verzehren, und ſelbſt wieder zur Nahrung dienen, aufgehalten. Es iſt auf dem Lande nicht anders. Es gibt keinen Stoff aus dem Pflanzen- oder Tierreiche, der nicht ſeine Koſtgänger in der Inſektenwelt hätte. Die toten Leiber und die Auswurfsſtoffe größerer Tiere ziehen aus der Ferne Käfer und Fliegen verſchiedener Art an, die ihre Eier hineinlegen, deren Larven in kurzer Zeit den toten Stoff wieder lebendig machen, indem ſie ihn verzehren. Der umgefallene Baumſtamm wird nur langſam von den allgemeinen Kräften der Natur zerſtört, aber mannigfache Inſekten bohren ihn an und legen ihre Eier hinein, aus denen Larven auskriechen, die das Holz in allen Richtungen mit Gängen durchziehen, in welche jetzt der Regen tiefer eindringt und das Vermodern befördert.

Die Inſekten ſelbſt ſind aber wieder das lebendige Nahrungsmagazin für viele andere Tiere. Zuvörderſt ſchon für die große Zahl der Raubinſekten, die von anderen Arten der Inſektenwelt leben. Von den Amphibien leben die Fröſche und Kröten mit den Salamandern, die Schlangen und Eidechſen, mit Ausnahme der größeren Formen, vorherrſchend von Inſekten. Unter den Vögeln ſind die Inſektenfreſſer ſehr zahlreich, und auch unter den Säugetieren gibt es eine ganze Ordnung, welche, wie der Maulwurf, die Spitzmäuſe und der Igel, Inſektenfreſſer ſind. Sie ſind bei uns meiſtens nur von geringer Größe; aber in heißen Ländern, wo die fruchtbaren Termiten in großen Kolonien leben, hat die Natur ſogar große Tiere, die Ameiſenfreſſer verſchiedener Geſchlechter und die Schuppentiere zu ihren Vertilgern beſtimmt. Erfolgreicher, als die Menſchen könnten, vertilgen ſie die Ameiſen und Termiten, indem ſie ihre lange klebrige Zunge in die Bauten dieſer Tierchen ſtecken und ſie raſch zurückziehen, um die daran ſitzenden Inſekten maſſenweiſe zu verſchlucken. In heißen Ländern, denen es zugleich an Feuchtigkeit nicht fehlt, iſt überhaupt der Stoffwechſel raſcher und mächtiger, als in gemäßigten und kalten. Hier aber mehren ſich die Inſekten auch ſo, daß jeder abgeſtorbene organiſche Körper, der nicht mehr durch eigenes Leben ſich erhalten kann, von ihnen verzehrt wird. Sie bilden die Polizei, welche die Luft rein zu

erhalten ſtrebt. In den heißen Ländern ſind aber auch die zahlreichſten und mächtigſten Inſektenvertilger, damit dieſe Polizei nicht zu zerſtörend wirke. Das hindert freilich nicht, daß die letztere in ihrem Eifer dem Menſchen oft ſehr empfindlich wird. Ich will gar nicht an die häufige Zerſtörung alles Hausgeräts, das nicht von Metall iſt, erinnern, aber uns, den Dienern der Wiſſenſchaft, muß es ſehr empfindlich ſein, daß kein Pergament und kein Papier von Pflanzenſtoffen in heißen Ländern lange konſerviert werden kann. Die Inſchriften, welche König Darius Hyſtaspes in die Mauern von Perſepolis einhauen ließ, beſtehen noch, und es iſt in neuer Zeit gelungen, ſie zu entziffern; aſſyriſche Bilder in Stein und Erz ſind kürzlich in Menge entdeckt und nach Europa gebracht. Aber wo ſind die Schriften der Aſſyrer und Babylonier, ihre aſtronomiſchen Beobachtungen, von denen die Griechen erzählen? Dieſe würden uns weit mehr über die Zuſtände dieſer alten Völker und die Geſchichte der erſten Entwicklung der Wiſſenſchaften lehren, als die Steinſchriften. Daß die Inſekten in ihrem blinden Eifer hier mehr dem Obſkurantismus gedient haben, als alle Araber, Mongolen und Türken, kann uns das Beiſpiel Indiens lehren. In Indien iſt die Schreibekunſt auch ſehr alt, und das Intereſſe an den Produkten der Literatur war ohne Zweifel viel verbreiteter, als am Euphrat und Tigris. Dennoch, ſo ſagen die Kenner, ſoll es in Indien kein Manuſkript geben, das 300 Jahre oder darüber alt wäre. Selbſt die älteſten Schriften, die Vedas, beſtehen nur in neueren Abſchriften. Den Untergang der Originale muß man den Termiten und ähnlichen gefräßigen Inſekten zuſchreiben, und nur das lebendige Intereſſe der Hindus an ihrer Literatur hat einen großen Teil derſelben durch oft wiederholte Abſchriften erhalten. — Aber, könnte man einwenden, es haben ſich doch recht viele alte Papyrusſchriften aus dem alten Ägypten erhalten! Allerdings, aber wo hat man ſie gefunden? — in verſchloſſenen Räumen von Pyramiden und Felſengräbern. Sonderbare Verkettung der Dinge! Hätten die ägyptiſchen Könige und Häuptlinge nicht ſo gewaltige Bauten ausgeführt, was ohne harte Sklaverei kaum möglich war, ſo würde uns die Geſchichte der Menſchheit viel kürzer erſcheinen.

Der Unerfahrene ſtutzt, wenn er von dieſen gegenſeitigen Zerſtörungen hört, ja frommer Glaube hat wohl herausgeklügelt, daß es

vom böſen Feinde, vom Verderber aller Werke des Schöpfers kommen müſſe, daß ein Tier das andere verzehrt, wie überhaupt der Tod der Geſchöpfe. Kleinlicher Maßſtab, der alle Schöpfung nur in einen Moment zuſammendrängt und damit beendet ſich denken kann, wobei das einmal Geſchaffene endloſes und wechſelloſes Daſein haben müßte, ohne Verjüngung und alſo ohne Fortſchritt. Wo ſollte für dieſe wechſelloſe Tierwelt der Nahrungsſtoff herkommen? Der größte Vorrat müßte im Laufe der Zeiten verzehrt ſein. Nein, größer als dieſes erſtarrte Leben ohne Wechſel iſt die wirkliche Welt, wo der Nahrungsſtoff ſelbſt eine Zeitlang lebendig iſt, häufig allerdings ſeine Vollendung nicht erreichend, aber ohne Verluſt dabei zu erfahren, denn er trägt nur die Forderung in ſich, den Augenblick des Daſeins zu genießen, nicht die Anſprüche auf ewige Dauer. Und dieſer ewige Wechſel des Stoffes, er iſt ja das Mittel, den Stoff zu vervollkommnen und zu veredeln. Aus dem Boden, dem Waſſer und der Luft zieht die Pflanze die einfachen rohen Stoffe an und verwandelt ſie in vegetabiliſche; aus dieſem Zuſtande gehen ſie in vielfachen Stufen in tieriſche Stoffe über. Der Menſch allein hat die Fähigkeit, dieſen organiſchen Stoffwechſel zu ſeinem Vorteil zu leiten, und ſo ſich ſchrankenlos auf der Erde auszubreiten. Schrankenlos dürfen wir wenigſtens jetzt noch glauben, denn da der Stoffwechſel unter den Tropengegenden ſehr viel raſcher vor ſich geht, als in höheren Breiten, ſo können wir jetzt noch gar nicht berechnen, wie viele Menſchen in Gegenden, wo die beiden wichtigſten Agentien für den organiſchen Stoffwechſel, Wärme und Feuchtigkeit, in reichlichem Maße wirkſam ſind, nebeneinander ſich nähren können.

So hat alſo der ununterbrochen fortgehende Stoffwechſel auf der Erde zur allgemeinen Folge, daß die rohen unorganiſchen Stoffe in organiſche Verbindungen gebracht und durch mehrfache Metamorphoſen veredelt, zur Verfügung und unmittelbaren Benutzung des Menſchen als höchſten Gebildes der irdiſchen Schöpfung geſtellt werden. Der ununterbrochene Wechſel des Stoffes wie die Erneuerung der lebenden Individuen belehrt den Naturforſcher, daß die Schöpfung nicht zu denken iſt als ein nur auf kurze Zeit wirkſamer Akt, deſſen Produkt dann auf ewig ſtarr und unveränderlich verharrte, ſondern als ein ewig fortgehendes Werden und Vergehen, das aber dennoch zu höheren Zielen führt. Der beobachtende und denkende Naturforſcher darf nicht die

kümmerliche Forderung an die Natur ſtellen, welche der Zimmermann an ſein mit ſaurer Mühe ausgeführtes Gebäude macht, daß es, einmal gefertigt, nun auch ausdaure und wenigſtens für ſeine Lebenszeit ihm Herberge gebe. Die lebenden Gebilde der Natur können vergehen und vergehen wirklich, weil ſie immer wieder ſich erneuern, aber dieſe Erneuerung iſt kein abſolutes Neuwerden, ſondern die Entwicklung eines Keimes, der ein Teil des früher Lebendigen war; alles übrige dient als Stoff für die immer ſchaffende Natur. Gewiß, das fortgehende Werden iſt nichts anderes, als eine fortgehende Entwicklung, eine Evolution. Ein Verharren beſteht in der Natur gar nicht, wenigſtens in den lebenden Körpern ſicherlich nicht. Es liegt nur in dem zu kleinlichen Maßſtabe, den wir anlegen, wenn wir in der lebenden Natur ein Verharren wahrzunehmen glauben.

Es verlohnt ſich, dieſen Satz näher zu erweiſen.

In der Tat kann der Menſch gar nicht umhin, ſich ſelbſt als den Maßſtab für Raum und Zeit zu nehmen. Für die Maße des Raumes haben ſich ſogar die Benennungen nach den Gliedern des Körpers in den verſchiedenen Sprachen erhalten, denn wir meſſen nach Fingerlängen, Spannen, Daumenbreiten, Handbreiten, Fußen, Schritten, Ellen, Klaftern, und haben die größeren Maße durch Vervielfachung der angeborenen gefunden. So nannten die Römer tauſend lange Schritte aneinander gereiht ein Milliarium (von mille, tauſend), und davon ſtammen die Meilen der verſchiedenen Völker, die freilich einige größer, andere kleiner machten. Die ruſſiſchen Werſte ſind auch eine Summe von Maßen des menſchlichen Körpers, nämlich des сажень, des Maßes von einer Handſpitze zur anderen bei ausgeſtreckten Armen.

Für das Meſſen der Zeit haben wir von der äußeren Natur allerdings einige ſehr beſtimmte Maße erhalten, die ſich immer wiederholen und ſich dem Menſchen daher faſt mit Gewalt aufdrängen, die Dauer eines Jahres, eines Mondlaufes, die Dauer des Wechſels von Tag und Nacht. Allein die Grundmaße, um wieder dieſe Naturmaße abzumeſſen, müſſen wir doch aus uns ſelbſt nehmen. Wir können gar nicht anders. Ein Tag ſcheint uns ziemlich lang, weil wir im Verlaufe desſelben gar mancherlei tun und noch viel mehr wahrnehmen können. Eine Nacht, die wir im feſten Schlafe zugebracht haben, ſcheint

uns nachher ſehr kurz geweſen zu ſein, aber eine Nacht, die wir ſchlaflos oder gar unter heftigen Schmerzen durchleben müſſen, erſcheint uns ſehr lang — weil wir in ihr viel gelitten haben. Völker, die ohne Uhren, alſo ohne künſtliche Zeitmeſſer leben, pflegen nach Mahlzeiten zu rechnen, alſo nach der Wiederkehr des Hungers und der Stillung desſelben. Das iſt ſchon ein Maß, das aus dem eigenen Lebensprozeſſe genommen iſt. Man könnte nach Atemzügen meſſen, doch weiß ich nicht, ob dieſes natürliche Maß bei irgend einem Volke im Gebrauch iſt. Doch zweifle ich nicht, daß das kleine Zeitmaß, welches wir eine Sekunde nennen und künſtlich beſtimmt haben, von unſerem Pulsſchlage oder Herzſchlage genommen iſt, denn in einem Manne von vorgeſchrittenen Jahren ſchlägt der Puls ziemlich genau von Sekunde zu Sekunde. Indeſſen iſt das eigentliche Grundmaß, mit welchem unſere Empfindung wirklich mißt, noch kleiner, nämlich die Zeit, die wir brauchen, um uns eines Eindrucks auf unſere Sinnesorgane bewußt zu werden. Daher kann uns auch eine Sekunde lang ſcheinen, wenn wir in geſpannter Erwartung ſind. Dieſes Zeitmaß für einen ſinnlichen Eindruck iſt bei allen Völkern im Gebrauch als Maßeinheit für die Zeit. Sehr oft iſt in der Benennung des kleinſten Zeitmaßes auch noch der Urſprung desſelben kenntlich, am auffallendſten im deutſchen Worte „Augenblick“, die Zeit für den Blick mit dem Auge. Die Römer nannten das kleinſte Zeitmaß momentum, oder auch punctum temporis. Punctum heißt ein Stich, punctum temporis iſt vielleicht die Zeit, welche ich brauche, um einen Stich zu empfinden; das Wort momentum leitet man ab vom Zeitworte movere, bewegen. Man hat damit wahrſcheinlich die Zuckung im Sinne gehabt, die auf einen plötzlichen Stich folgt. Dieſes lateiniſche Wort iſt in viele neuere Sprachen übergegangen. Das ruſſiſche Wort мигъ, die raſche Bewegung des oberen Augenlides über den Augapfel bedeutend, gilt auch für das kleinſte Zeitmaß. Ganz ebenſo iſt es in einigen anderen Sprachen, wie im Eſthniſchen Silmapilk.

Die Phyſiker und die Phyſiologen haben verſucht, die Zeit zu meſſen, welche wir brauchen, um eine Empfindung zu haben, oder eine raſche Bewegung auszuführen. Es hat ſich aber bald gefunden, daß viel auf die Lebhaftigkeit des Eindrucks ankommt, indem der lebhafte Eindruck ſchneller empfunden wird, aber auch länger anhält. Eine Flinten- oder Kanonenkugel, die uns nahe vorbeifliegt, ſehen wir nicht,

weil ſie an keiner Stelle lange genug verweilt, um einen Eindruck auf unſere Netzhaut hervorzubringen und dieſen zu empfinden. Iſt eine ſolche Kugel glühend, und fliegt ſie uns im Dunkeln vorüber, ſo erſcheint ſie uns wie ein glühender Streifen, weil der Eindruck, den ſie auf einer Stelle der Netzhaut hervorgebracht hatte, noch nicht aufgehört hat, wenn ſie ſchon fort iſt und eine andere Stelle der Netzhaut reizt. So erſcheint uns eine glühende Kohle, die im Kreiſe gedreht wird, wie ein feuriger Ring; eine abgekühlte Kohle, die ebenſo raſch gedreht wird, ſehen wir aber nicht, weil der Eindruck der Gegenſtände, welche die Kohle in ihrer Bewegung nacheinander verdeckt, noch gar nicht aufgehört hat, wenn die Kohle ſchon wieder fort iſt und ſie zu wenig an jedem Orte verweilte, um eine Sinnesempfindung zu erzeugen. Bewegt man die dunkle Kohle langſamer, ſo wird ſie ſichtbar. Es läßt ſich alſo kein allgemein gültiges Maß für die Dauer einer Sinnesempfindung geben, da lebhafte Eindrücke ſchnell aufgefaßt werden, aber lange verweilen. Als mittleres Maß kann man etwa $^1/_6$ Sekunde annehmen, höchſtens $^1/_{10}$. Da nun unſer geiſtiges Leben in dem Bewußtſein der Veränderungen in unſerem Vorſtellungsvermögen beſteht, ſo haben wir in jeder Sekunde durchſchnittlich etwa ſechs Lebensmomente, höchſtens zehn. Ohne in dieſen etwas ſchwierigen Gegenſtand hier tiefer eingehen zu wollen, kommt es mir nur darauf an, anſchaulich zu machen, daß die Schnelligkeit des Wahrnehmungsvermögens und der darauf erfolgten Reaktion das wahre und natürliche Maß für unſer Leben iſt. Im Sanguiniker iſt die Empfindung und Bewegung raſcher, als im Phlegmatiker oder im Schläfrigen. Jener lebt alſo mehr in einem beſtimmten Zeitmaße, z. B. in einer Stunde. In jenem ſchlägt aber auch der Puls häufiger, als in dieſem. Überhaupt ſcheint der Puls in gewiſſer Beziehung mit der Schnelligkeit von Empfindung und Bewegung zu ſtehen. Beim Kaninchen folgen ſich die Pulsſchläge faſt zweimal ſo ſchnell, als beim Menſchen, und beim Rinde faſt zweimal ſo langſam. Sicher erfolgen Empfinden und Bewegung bei jenen Tieren auch viel ſchneller, als bei dieſen. Es erleben alſo die Kaninchen in derſelben Zeit bedeutend mehr, als die Rinder. Es kam mir beſonders darauf an, für die folgenden Bemerkungen die Vorſtellung geläufig zu machen, daß das innere Leben eines Menſchen oder Tieres in derſelben äußeren Zeit raſcher oder langſamer verlaufen kann, und daß dieſes innere

Leben das Grundmaß iſt, mit welchem wir bei Beobachtung der Natur die Zeit meſſen.

Nur weil dieſes Grundmaß ein kleines iſt, ſcheint uns z. B. ein Tier, das wir vor uns ſehen, etwas Bleibendes in Größe und Geſtalt zu haben, denn wir können es in einer Minute viele hundert Male ſehen und bemerken keine Veränderung. In Wirklichkeit iſt es aber doch nicht ganz unverändert geblieben. Nicht nur hat ſein Blut ſich bewegt, es hat Sauerſtoff aufgenommen und Kohlenſäure ausgeatmet, es hat durch Tranſpiration Stoffe verloren, es ſind noch andere zahlloſe kleine Veränderungen in ſeinem Innern vorgegangen, denn es iſt eine neue Subſtanz angeſetzt, früher gebildete aber aufgelöſt, und überhaupt iſt es eine Minute lang in der Entwicklung vom Keime zum Tode fortgeſchritten. Brauchten wir aber einen ganzen Tag, um eine Beobachtung zu machen, ſo würden wir wohl auch die Veränderungen in ſeiner äußeren Geſtalt erkennen, wenigſtens an ſolchen Tieren, die noch in der Entwicklung begriffen ſind.

Denken wir uns einmal, der Lebenslauf des Menſchen verliefe viel raſcher, als er wirklich verläuft, ſo werden wir bald finden, daß ihm alle Naturverhältniſſe ganz anders erſcheinen würden. Um die Verſchiedenheit, in der ſich die ganze Natur darſtellen würde, recht auffallend zu machen, wollen wir den Unterſchied in der Lebenslänge auch recht groß nehmen. Jetzt erreicht der Menſch ein hohes Alter, wenn er 80 Jahre alt wird oder 29200 Tage mit den dazu gehörigen Nächten. Denken wir uns einmal, ſein Leben wäre auf den tauſendſten Teil beſchränkt; er wäre alſo ſchon ſehr hinfällig, wenn er 29 Tage alt iſt. Er ſoll aber nichts von ſeinem inneren Leben dabei verlieren und ſein Pulsſchlag ſoll 1000 mal ſo ſchnell ſein, als er jetzt iſt. Er ſoll die Fähigkeit haben, wie wir, in dem Zeitraum von einem Pulsſchlage zum anderen 6—10 ſinnliche Wahrnehmungen aufzufaſſen. Er würde gar manches ſehen, das wir nicht ſehen. Er würde z. B. einer ihm vorbeifliegenden Flintenkugel, die wir nicht ſehen, weil ſie zu ſchnell ihren Ort verändert, um von uns an einer beſtimmten Stelle erkannt zu werden, mit ſeinen Augen und ihrer raſchen Auffaſſung ſehr leicht folgen können. Aber wie anders würde ihm die geſamte Natur erſcheinen, die wir in ihren wirklich beſtehenden Zeitmaßen laſſen. „Da iſt ein herrlich leuchtendes Geſtirn am Himmel,“ würde er in ſeinem

Alter ſagen, „das ſich erhebt und wieder ſenkt und dann längere Zeit wegbleibt, aber ſpäter doch immer wiederkommt, um Licht und Wärme zu verbreiten, denn ich ſehe es ſchon zum neunundzwanzigſten Male. Aber es war noch ein anderes Geſtirn am Himmel, das wurde erſt, als ich ein kleines Kind war, und war zuerſt ganz ſchmal und ſichelförmig, dann wurde es immer voller und ſtand länger am Himmel, bis es ganz rund wurde und die ganze Nacht hindurch leuchtete, zwar ſchwächer als das Tagesgeſtirn, aber doch hell genug, um den Weg deutlich zu ſehen. Aber dieſes Nachtgeſtirn wurde wieder kleiner und ſtieg immer ſpäter auf, bis es endlich jetzt ganz verſchwunden iſt. Mit dem iſt es alſo vorbei, und die Nächte werden nun immer dunkel bleiben." Wäre eine ſolche Meinung nicht ſehr natürlich für ein denkendes Weſen, das nur einen Monat hindurch beobachten und denken konnte und etwa bei Neulicht geboren wurde? Von dem Wechſel der Jahreszeiten könnte ein ſolcher Monatsmenſch wohl keine Vorſtellung haben, wenigſtens aus eigener Erfahrung nicht. Könnte er aber die Erfahrungen ſeiner Vorgänger benutzen, wie wir die Schriften unſerer Vorfahren, ſo würde er mit Staunen hören oder leſen, daß es Zeiten gegeben haben ſoll, in denen die Erde ganz mit einer weißen Subſtanz, dem Schnee, bedeckt war, das Waſſer feſt wurde und die Bäume keine Blätter hatten, daß es dabei ſehr kalt war, ſpäter aber die Wärme wiederkehrte, das Waſſer wieder floß und die Erde ſich mit Gras, die Bäume mit Blättern bekleideten. Er würde vielleicht ebenſo bedenkliche Zweifel hegen bei dieſen Berichten wie wir, wenn man uns erzählt, daß in einem großen Teile der gemäßigten Zone Spuren vorkommen, welche anzudeuten ſcheinen, daß ganze Länder unſerer Zone vor Jahrtauſenden mit mächtigen Eislagen bedeckt waren, daß alſo anhaltende Eiszeiten dort geweſen ſein müſſen, daß dagegen die Kohlenſchichten in Grönland Pflanzenreſte enthalten, die nur in einem tropiſchen Klima gedeihen konnten, daß alſo einſt auch in Grönland ſehr warme Zeiten geweſen zu ſein ſcheinen.

Die Annahme einer Lebensdauer von 29 Tagen hat an ſich gar nichts Übertriebenes. Es gibt recht viele organiſche Weſen, beſonders unter den Pilzen und Infuſorien, beſſer Protozoen genannt, deren Individuen lange nicht dieſes Alter erreichen, und wenn wir in der Inſektenwelt nur den vollkommenen Zuſtand als das volle Leben

betrachten, für welches die früheren Zuſtände nur als Jugendvorbereitungen gelten, ſo gibt es unter den Inſekten recht viele, deren volles Leben dieſes Maß nicht erreicht. Manche Ephemeren leben nur wenige Stunden, ja nur eine Anzahl Minuten, nach der letzten Häutung.

Denken wir uns aber das menſchliche Leben noch ſehr viel mehr verkürzt, und zwar gleich auf den tauſendſten Teil des ſchon oben verkürzten Maßes, ſo würde ſeine Dauer nur 40, und wenn es hoch kommt, 42 Minuten ausfüllen. Bliebe die übrige Natur dabei völlig unverändert, ſie würde uns doch wieder ganz anders erſcheinen. In den 40—42 Minuten ſeines Daſeins würde der Menſch nicht bemerken können, daß Gras und Blumen wachſen, ſie müßten ihm unveränderlich erſcheinen. Von dem Wechſel von Tag und Nacht könnte er unmöglich eine Vorſtellung während ſeines Lebenslaufes gewinnen. Vielmehr würde ein Philoſoph unter dieſen Minutenmenſchen, wenn er im Juni um 6 Uhr abends geboren wäre, gegen Ende ſeines Lebens, vielleicht ſo zu ſeinen Enkeln ſprechen: „Als ich geboren wurde, ſtand das glänzende Geſtirn, von dem alle Wärme zu kommen ſcheint, höher am Himmel als jetzt. Seitdem iſt es viel weiter nach Weſten gerückt, aber auch immerfort tiefer geſunken. Zugleich iſt die Luft kälter geworden. Es läßt ſich vorausſehen, daß es bald, nach ein oder zwei Generationen etwa, ganz verſchwunden ſein wird, und daß dann erſtarrende Kälte ſich verbreiten muß. Das wird wohl das Ende der Welt ſein, oder wenigſtens des Menſchengeſchlechts.“

Was könnte aber ein ſolcher Menſch, der überhaupt nur 40—42 Minuten lebt, von den Veränderungen in der organiſchen Welt bemerken? Nicht nur der Wechſel der Jahreszeiten müßte ihm ganz entgehen, ſondern auch der Entwicklungsgang in den einzelnen Naturkörpern. Wenn er nicht ſein halbes Leben (20—21 Minuten) an einer eben aus der Knoſpe brechenden Blume zubrächte, was ſelbſt für uns langweilig wäre, aber für einen ſo ſchnell beobachtenden, daß 20 Minuten für ihn ebenſoviel Wert haben würden wie für uns zweimal ſo viel Jahre, ſich gar nicht denken läßt, ſo müßten ihm Blumen, Gras und Bäume als unveränderliche Weſen erſcheinen. Selbſt die Bewegung der Tiere und ihrer einzelnen Gliedmaßen würde er nicht als Bewegung ſehen,

denn dieſe wäre für ſein raſch auffaſſendes Auge viel zu langſam, um ſie unmittelbar zu erkennen. Er würde allenfalls auf ſie ſchließen können, wie wir jetzt die Bewegung der Geſtirne am Himmelsbogen nicht unmittelbar ſehen, wohl aber erkennen, daß ſie nach einiger Zeit von dem Horizonte weiter abſtehen, oder ſich ihm genähert haben, und alſo auf eine Bewegung ſchließen, die allerdings nicht in den Himmelskörpern ſtattfindet, ſondern in unſerem Horizonte, der ſich mit uns bewegt. Die ganze organiſche Welt würde dieſem Menſchen leblos erſcheinen, wenn nicht etwa ein Tier neben ihm einen Schrei ausſtieße, und höchſtwahrſcheinlich ewig dauernd, — ihm, der doch das Verſinken der Sonne vorausſagen zu können glaubte, und keinen Grund haben konnte, an ihr Wiedererſcheinen zu glauben. Wahrhaft lebend würden ihm nur ſeine Mitmenſchen erſcheinen, um ſo mehr müßte ihm ihr wahrſcheinlicher Untergang mit dem Schwinden der Sonne zu Herzen gehen. Wie troſtlos und langweilig müßte die geſamte äußere Natur auf ihn wirken. Indeſſen könnte er doch andere Unterhaltung haben, als uns zuteil wird. Alle Töne, welche wir hören, würden freilich für ſolche Menſchen unhörbar ſein, wenn ihr Ohr ähnlich organiſiert bliebe wie das unſrige, dagegen würden ſie vielleicht Töne vernehmen, die wir nicht hören, ja vielleicht würden ſie ſogar das Licht, welches wir ſehen, nur hören. Wir hören Körper und mit ihnen die Luft tönen, wenn ſie nicht weniger als 14—16 und nicht mehr als 48000 Schwingungen in einer Sekunde, oder zwiſchen zwei Pulsſchlägen eines Erwachſenen, machen. Raſchere und langſamere Schwingungen hören wir gar nicht. Die raſcheren unter den wahrnehmbaren nennen wir hohe, die langſameren tiefe Töne. Indem wir nun die Lebensdauer der Menſchen uns ſehr verkürzt dachten, zuerſt auf den tauſendſten Teil etwa, das Leben aber ſeine innere Fülle behalten ſollte, wobei auch die für ſinnliche Wahrnehmungen erforderliche Zeit in demſelben Maße, wie alle übrigen Lebenserſcheinungen verkürzt würde, ſollte die übrige Natur beſtehen, wie ſie iſt. Ein Ton, der für uns zwiſchen zwei Pulsſchlägen 48000 Schwingungen macht und der höchſte iſt, den wir vernehmen können, würde für dieſe verkürzt lebenden Menſchen nur 48 mal zwiſchen zwei Pulsſchlägen ſchwingen und zu den ſehr tiefen gehören. Wir haben aber für unſere Minutenmenſchen alle Lebensfunktionen noch auf $^1/_{1000}$ des vorigen $^1/_{1000}$, oder überhaupt auf den millionſten Teil

verkürzt. Ein ſolcher Menſch würde ohne Zweifel alle Töne, welche wir hören können, nicht hören, ſondern nur unendlich viel raſchere. Dergleichen ſcheinen aber wirklich zu beſtehen, obgleich wir ſie nicht hören, ſondern nur ſehen. Die Phyſiker ſind nämlich durch die genaueſten Unterſuchungen über die Natur des Lichtes zu der Überzeugung gelangt, daß es in außerordentlich raſchen Schwingungen eines Stoffes beſteht, der den ganzen Weltraum, ſowie alle einzelnen Körper durchdringt, und den ſie Äther nennen. Die Schwingungen dieſes Äthers werden freilich als ſo ſchnell erfolgend berechnet, auf einige hundert Billionen mal in der Sekunde, daß ſie für unſer Ohr nicht wahrnehmbar ſein würden, auch wenn dieſes eine Million mal ſo ſchnell hörte, als es wirklich hört. Aber wir könnten die Zeitverkürzung des eigenen Lebens in Gedanken noch weiter treiben, bis dieſe Ätherſchwingungen, die wir jetzt als Licht und Farben empfinden, wirklich hörbar würden. Und könnte es in der Natur nicht noch ganz andere Schwingungen geben, die zu ſchnell ſind, um von uns als Schall empfunden zu werden, und zu langſam, um uns als Licht zu erſcheinen? Die Wärme, wenigſtens die ſtrahlende, ſcheint nach den neueſten Unterſuchungen in Schwingungen zu beſtehen, die weniger raſch ſind, als die Lichtwellen. Und ſollte es nicht noch andere Schwingungen geben, die zu langſam ſind, um von uns als Licht, und zu ſchnell, um als Ton empfunden zu werden? Es iſt keineswegs widerſinnig, ſo etwas zu glauben. Die Planeten bewegen ſich, und unſere Erde unter ihnen, mit ganz anſehnlicher Geſchwindigkeit durch den Äther und müſſen dieſen in Bewegung ſetzen. Gibt das nicht vielleicht ein Tönen des Weltraumes, eine Harmonie der Sphären, hörbar für ganz andere Ohren als die unſrigen?

Aber laſſen wir die Bewegungen, die im Weltall beſtehen mögen, ohne von uns wahrgenommen zu werden, bei anderer Organiſation aber vielleicht wahrgenommen würden, ganz beiſeite. Es kommt uns jetzt nur darauf an, den ſehr ernſt gemeinten Beweis zu führen, daß, wenn das uns angeborene Zeitmaß ein anderes wäre, notwendig die äußere Natur uns ſich anders darſtellen würde, nicht bloß kürzer oder länger in ihren Vorgängen und enger oder weiter in ihren Wirkungen, ſondern durchaus anders.

Wir haben bisher das menſchliche Leben im Verhältniſſe zur

Außenwelt verkürzt und gleichſam in ſich verdichtet gedacht. Laſſen wir es jetzt umgekehrt ſich erweitern. Wir denken uns alſo, unſer Pulsſchlag ginge 1000 mal ſo langſam, als er wirklich geht, und wir bedürften 1000 mal ſo viel Zeit zu einer ſinnlichen Wahrnehmung, als wir jetzt gebrauchen; dementſprechend verliefe unſer Leben auch nicht, „wenn's hoch kommt, 80 Jahr", ſondern 80 000 Jahr. Mit dem veränderten Maßſtabe, den wir aus unſeren Lebensprozeſſen nehmen, wird die ganze Anſicht eine andere ſein. Der Verlauf eines Jahres würde dann auf uns einen Eindruck machen, wie jetzt acht und dreiviertel Stunden. Wir ſähen alſo in unſeren Breiten im Verlaufe von wenig mehr als vier Stunden unſerer inneren Zeit den Schnee in Waſſer zerfließen, den Erdboden auftauen, Gras und Blumen hervortreiben, die Bäume ſich belauben, Früchte tragen und die Blätter wieder verlieren. Wir würden das Wachſen wirklich ſehen, indem unſer Auge die Vergrößerung unmittelbar auffaßte; doch manche Entwicklung, wie die eines Pilzes etwa, würde von uns kaum verfolgt werden können, ſondern wir ſähen die Pflanze erſt, wenn ſie fertig daſteht, wie wir jetzt einen aufſchießenden Springbrunnen, dem wir nahe ſtehen, erſt ſehen, wenn er aufgeſchoſſen iſt. In demſelben Maße würden die Tiere uns vergänglich ſcheinen, beſonders die niederen. Nur die Stämme der größeren Bäume würden einige Beharrlichkeit haben oder in langſamer Veränderung begriffen ſein. Was aber das Gefühl von ſteter Veränderung am meiſten in uns erregen müßte, wäre der Umſtand, daß in den vier Stunden Sommerzeit ununterbrochen Tag und Nacht wie eine helle Minute mit einer dunkeln halben wechſelte und die Sonne für unſer Gefühl in einer Minute ihren ganzen Bogen am Himmel vollendete und eine halbe unſichtbar würde. Die Sonne würde wohl, bei der ſcheinbaren Schnelligkeit ihrer Bewegung, einen feurigen Schweif zu hinterlaſſen ſcheinen, wie jetzt die leuchtenden Meteore, die wir Feuerkugeln nennen, einen leuchtenden Schweif haben, wenn ſie dem Beobachtungsorte näher als gewöhnlich vorbeifliegen, weil der Eindruck, den der leuchtende Körper an einer Stelle des Himmels auf unſer Auge gemacht hat, noch nicht aufgehört hat, bevor wir ihn an einer anderen ſehen.

Wenn wir das tauſendfach verlangſamte Menſchenleben noch auf das tauſendfache langſamer annehmen, ſo würde ihm die äußere Natur

wieder ganz anders ſich zeigen. Der Menſch könnte im Verlaufe eines Erdenjahres nur 189 Wahrnehmungen machen, denn für jede Empfindung wären faſt zweimal 24 Stunden nötig. Wir könnten den regelmäßigen Wechſel von Tag und Nacht nicht erkennen. Ja wir würden die Sonne nicht einmal erkennen, ſondern, wie eine raſch im Kreiſe geſchwungene glühende Kohle als leuchtender Kreis erſcheint, würden wir den Sonnenlauf nur als leuchtenden Bogen am Himmel ſehen, und da der Eindruck eines hellen Lichtes viel länger bleibt als der Eindruck der Dunkelheit, ſo würden wir das Schwinden des Lichtes in der Nacht nicht wahrnehmen können. Höchſtens könnten wir eine regelmäßig wiederkehrende momentane Abſchwächung des Lichtes bemerken, beſonders im Winter. Wir ſähen gleichſam ein kontinuierliches Wetterleuchten mit zuckendem Lichte, und es iſt fraglich, ob ſolche Menſchen Scharfſinn und wiſſenſchaftliche Mittel genug hätten, zu erkennen, daß die Erde durch eine feurig glänzende Kugel erleuchtet wird, die mit großer Geſchwindigkeit um ſie zu laufen ſcheint, und nicht, wie der Augenſchein ausſagen würde, durch einen feurigen Ring, der ſich nach den Jahreszeiten hebt und ſenkt. Den Unterſchied der Jahreszeiten würden Menſchen dieſer Art wohl erkennen, aber als unendlich raſch und vorübergehend, denn in 189 Augenblicken, oder im Verlaufe von $31\frac{1}{2}$ Pulsſchlägen, wäre der ganze Jahreswechſel vollbracht. Wir ſähen in unſeren Breiten 10 Pulsſchläge (oder 10 innere Sekunden) hindurch die Erde mit Schnee und Eis bedeckt, dann etwa $1\frac{1}{2}$ Pulsſchlag hindurch Schnee und Eis in Waſſer zerrinnen und während 10 anderer Pulsſchläge die Erde und Bäume ſich begrünen, Blumen und Früchte aller Art treiben und wieder Blätter, Blumen und Früchte ſchwinden, nachdem ſie die Ausſaat für das künftige Jahr beſorgt haben.

Ich habe abſichtlich vermieden, dem Menſchen neue und ungekannte Fähigkeiten zu ſuppeditieren, um Verhältniſſe in der Natur zu erkennen, die uns verſchloſſen ſind. Ich habe ihm keinen neuen Sinn zuerkannt, obgleich es unzweifelhaft iſt, daß viele Tiere Wahrnehmungen haben, die uns fehlen. Manche Huftiere wittern in der Steppe aus weiter Ferne ein offenes Waſſer. Sie müſſen eine große Empfänglichkeit für die Richtung haben, in der Waſſerdünſte in die Luft ſteigen, wofür wir ebenſowenig empfindlich ſind, wie für die feinen Ausdünſtungen, die der Spürhund wittert. Nicht einmal die mikroſkopiſchen und tele-

ſkopiſchen Augen der Inſekten habe ich dem Menſchen geborgt, um mehr zu ſehen, als er jetzt ſieht, noch weniger habe ich ihm die Fähigkeit zugeſprochen, Verdecktes zu erkennen und z. B. der aufgeſogenen Bodenfeuchtigkeit mit ſeinen Augen zu folgen, wie ſie etwa im Weinſtock von Zelle zu Zelle dringt und zuletzt in der Traube in zuckerhaltigen Stoff ſich verwandelt, oder dem Blute, wie es immerfort alle Teile nährt und zugleich von ihnen zehrt. Noch weniger habe ich ihm die Gabe verliehen, in das innerſte Weſen der Dinge zu ſchauen, den Urgrund alles Werdens oder deſſen Endziel zu erfaſſen. Wir haben ganz einfach die Menſchen genommen, wie ſie ſind, und nur gefragt, wie würde ihnen die geſamte Natur erſcheinen, wenn ſie ein anderes Zeitmaß in ſich trügen. — Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Menſch nur mit ſich ſelbſt die Natur meſſen kann, ſowohl räumlich als zeitlich, weil es ein abſolutes Maß nicht gibt; die Erdoberfläche ſcheint ihm ſehr groß, weil er nur einen ſehr kleinen Teil derſelben überſehen kann, doch iſt ſie ſehr klein im Verhältnis zur Sonne oder gar zum Weltgebäude. Hätte der Menſch nur die Größe einer mikroſkopiſchen Monade, ſo würde ihm, auch wenn er alle Schärfe des Verſtandes beibehielte, ein Teich dennoch ſo erſcheinen, wie bei ſeiner jetzigen Größe ein Weltmeer. — Es kann nicht anders ſein mit dem zeitlichen Maße, mit welchem wir die Wirkſamkeit der Natur abmeſſen, da mit dem räumlichen Maße nur die Ausdehnung meßbar iſt. In der Tat haben wir geſehen, daß, je enger wir die eingeborenen Zeitmaße der Menſchen nehmen, um ſo ſtarrer, lebloſer die geſamte Natur erſchiene, bis zuletzt nicht einmal der Wechſel der Tageszeiten wegen Kürze des Lebens beobachtet werden könnte; daß aber, je langſamer unſer eigenes Leben verliefe, je größer alſo die Maßeinheit wäre, die wir mitbringen, um ſo mehr wir ein ewiges Werden mit ſteter Umänderung erkennen würden, und daß nichts bleibend iſt, als eben dieſes Werden. Die Natur erſchiene ganz anders, bloß weil wir ſelbſt anders wären. Welche Anſicht mag nun die richtigere, der Wahrheit näher tretende ſein? Ohne Zweifel die, welche aus dem größeren Maßſtabe hervorgeht. Die Natur arbeitet mit unbegrenzter Zeit in unbegrenztem Raume. Der Maßſtab für ihre Wirkſamkeit kann nie zu groß ſein, ſondern iſt immer zu klein.

So ſchiene uns alles in der Natur verändert, nur weil wir ſelbſt

verändert wären und einen größeren Maßſtab mitbrächten. Was hindert uns aber, den Maßſtab noch größer zu nehmen, ſo groß, daß wir den Wechſel der Jahre mit unſeren Pulsſchlägen abmäßen? Wir ſähen mit jedem Pulsſchlage ein Aufblühen, Welken und Vergehen, aber nur der einzelnen Individuen, denn für das künftige Aufblühen ſind die Keime immer ſchon geworfen. Wir ſähen aber mit unſerer ganzen Lebensdauer eine fortgehende Auflöſung der Erdoberfläche, um in den Wechſel der verſchiedenen Lebensformen aufgenommen zu werden. Wir würden dann nicht mehr zweifeln, daß alles Beſtehen nur vorübergehend iſt, denn ſelbſt am lebenden Geſtein nagt der Zahn der Zeit, wie man zu ſagen pflegt, oder richtiger, es nagen an ihm die phyſiſchen Kräfte, welche der Luft, dem Waſſer, der Wärme, dem Lichte inwohnen. Wir werden nicht anſtehen, zu erkennen, daß nach dieſem großen Maßſtabe alles Beharren nur Schein, das Werden, und zwar in der Form der Entwicklung, aber das Wahre und Bleibende iſt, wodurch alles einzelne vorübergehend erzeugt wird. In dieſer Veränderlichkeit ſind aber doch bleibend und unveränderlich die Naturgeſetze, nach denen die Umänderungen geſchehen. Die Schwere wirkt ſo, wie ſie von Anbeginn gewirkt hat, die Luft nimmt ebenſo das Waſſer auf, wenn ſie erwärmt wird, und läßt es fallen, wenn ſie ſich abkühlt. In dieſen Naturgeſetzen würde keine Veränderung ſich nachweiſen laſſen. Es iſt nur das Stoffliche, was veränderlich iſt, und vergänglich ſind nur die einzelnen Formen, die der veränderliche Stoff oder die Kraft annimmt, nicht der Stoff an ſich. Dieſer ſcheint ebenſo unvergänglich, wie die Kraft an ſich, aber beide beſtehen geſondert nur in unſerem Denkvermögen. Sie ſind nur Abſtraktionen unſeres Verſtandes. In der Wirklichkeit beſteht kein Stoff ohne Eigenſchaften (Kräfte), ſowie wir keine Kraft kennen, die nicht aus Stoffen wirkte. Beide aber ſind veränderlich und die Naturgeſetze ſind die bleibenden Notwendigkeiten, nach denen ſie ſich verändern.

Wir können uns nicht die Vergänglichkeit aller körperlichen Individuen lebhaft vorſtellen, ohne uns ängſtlich zu fragen: wird denn auch das Geiſtige, das wir in uns als unſer Ich fühlen, vergehen oder bleibend ſein? Ich weiß ebenſowenig als Sie, meine Herren, unter welcher Form es wird beſtehen können, allein wir alle tragen die Sehnſucht nach Unſterblichkeit in uns und dieſes auf die Zukunft ge-

richtete Bewußtſein, wie man jene Sehnſucht nennen könnte, dürfen wir wohl als eine Garantie gelten laſſen, wenn wir auch nur auf dem Geſichtskreis des Naturforſchers beharren. Erlauben Sie mir aber, daß ich bekenne, daß mir, je älter ich werde, um ſo mehr auch als Naturforſcher der Menſch, ſeinem innerſten Weſen nach, von den Tieren verſchieden ſcheint. Körperlich iſt er ein Tier, ganz unleugbar, aber in ſeiner geiſtigen Anlage und der Fähigkeit, geiſtige Erbſchaft zu empfangen, ſteht er zu hoch über den Tieren, um ernſtlich ihnen gleichgeſtellt werden zu können. Der Inbegriff ſeines Wiſſens, Denkens und Könnens iſt ihm nicht angeboren, ſondern ſeine Erbſchaft, die er durch die Sprache von ſeinen Nebenmenſchen und der ganzen Reihe der Vorfahren allmählich erhält. Wo iſt ein Tier, das eine geiſtige Erbſchaft ſich erworben hätte? Seine Fertigkeiten erhält es als Ausſteuer von der Natur. Der Menſch erhielt die Fähigkeit der Sprache und damit die Möglichkeit der geiſtigen Erbſchaft von ſeinen Nebenmenſchen.

Eine andere Ausſteuer noch erhielt der Menſch: das mehr oder weniger lebhafte Gefühl von einem höheren Weſen, ich meine das Bedürfnis der Gottesanbetung. So roh auch der Menſch ſein mag, er iſt nicht ohne einige Form von Glauben oder Aberglauben. Der Neger im Innern Afrikas macht ſich erſt ſeinen Fetiſch, dann betet er ihn an, und richtet Wünſche an ihn. Das mag uns vielleicht kindiſch erſcheinen, aber ich leugne nicht, mir ſcheint es ehrwürdig und tröſtend. Ohne anthropologiſch die verſchiedenen Formen des menſchlichen Aberglaubens durchzugehen, ohne aus den Jahrbüchern der Geſchichte nachweiſen zu wollen, wie mächtigen Einfluß die Formen des Glaubens auf die Entwicklung der Völker gehabt haben, ſtehe ich nicht an, als Naturforſcher die Überzeugung auszuſprechen, wie dem Tiere der Inſtinkt angeboren iſt, ein Gefühl von der geſamten Natur und ihren Geſetzen, die das Tier nötigt, ſeine Tätigkeit ſo einzurichten, daß ſie für die Erhaltung ſeiner ſelbſt und ſeiner Art zweckmäßig wird, ſo dem Menſchen das Gefühl für etwas Höheres, Unvergängliches, über der körperlichen Natur Stehendes. Dieſes urſprünglich wohl nur dunkle Gefühl iſt der Magnet, der ihn vom zweibeinigen Tiere zum Menſchen erhoben hat, der aber auch die Verheißung enthält, daß er in näherer Beziehung zum Ewigen ſteht.

Aber iſt denn das Geiſtige in uns wirklich etwas Selbſtändiges?

Iſt es nicht ein Spiel der Nervenfäſerchen, das wir aus Vorurteil für ſelbſtändig und für unſer eigentliches Ich halten? hört man jetzt wohl fragen, weniger von Naturforſchern, als von Dilettanten, die ſich für ſehr weiſe halten. Einem ſolchen kann man nur antworten: Wer das Bewußtſein der eigenen Selbſtändigkeit nicht in ſich trägt oder ſich durch ſophiſtiſchen Zweifel abdisputieren läßt, dem dasſelbe wiedergeben zu wollen, verlohnt ſich nicht.

Aber ein Gleichnis kann man wohl geben, wie verſchieden die Urteile ausfallen können, und ſelbſt begründete Urteile, verſchieden nach den Standpunkten und Geſichtspunkten. Es hört jemand in einem Walde ein Horn blaſen und je nachdem er ein lebhaftes Allegro oder ein ſchmelzendes Adagio gehört hat, wird er vielleicht auf einen munteren Jäger oder auf einen zartſinnigen Muſiker ſchließen, die er aber nicht ſehen kann. Er wird ſich vielleicht beſinnen, ob er dieſelbe Melodie nicht ſchon einmal gehört hat, aber daß ſie ſich ſelbſt abgeſpielt habe, wird ihm gar nicht in den Sinn kommen. Indem er die Melodie in ſich zu wiederholen ſtrebt, tritt zu ihm eine Milbe, die in dem Horne ſaß, als man anfing es zu blaſen: „Was Melodie, was Adagio! Dummes Zeug!“ ſpricht ſie. „Ich habe es wohl gefühlt. Ich hatte eine ſtille und dunkle, gewundene Höhle gefunden, in der ich ſaß, als ſie plötzlich von einem ſchrecklichen Erdbeben erſchüttert wurde, erregt durch einen entſetzlichen Sturmwind, der mich aus der Höhle hinausſchleuderte.“ „Torheit!“ ruft eine gelehrte Spinne, die in physicis gute Studien gemacht und den Doktorhut cum laude ſich erworben hat, „Torheit! Ich ſaß auf dem Horne und fühlte deutlich, daß es heftig vibrierte, bald in raſcheren, bald in langſameren Schwingungen, und Ihr wißt, daß ich mich auf Vibrationen verſtehe, fühle ich doch die leiſeſte Berührung meines Netzes, wenn ich auch tief in meinem Obſervationsſacke ſitze.“ Sie hat recht, die gelehrte Spinne, in ihren ſubtilen phyſikaliſchen Beobachtungen. Auch die Milbe hat richtig beobachtet; nur hatten beide kein Verſtändnis für die Melodie gehabt.

Ein zweites Bild! Geſetzt, wir fänden mitten in Afrika ein Heft Noten, das von Livingſtone oder einem anderen kühnen Reiſenden verloren wäre. Wir zeigen es einem Negerhäuptling oder einem Buſchmann, der noch nichts Europäiſches geſehen hat, und fragen ihn, wofür er das halte. „Das ſind trockene Blätter,“ wird er vielleicht ſagen,

oder ſonſt irgend ein Wort ſeines Sprach- und Vorſtellungsſchatzes gebrauchen, mit dem man flache Körper von geringer Dicke bezeichnet. Wir reiſen weiter und kommen zu einem Hottentotten, der einigen, wenn auch nur mittelbaren Verkehr mit europäiſchen Koloniſten hat. „Das iſt Papier," wird er ſagen, und wenn er ſolches Papier nicht ſchon oft geſehen hat, ſo wird es ihm vielleicht auffallen, daß auf demſelben ſo viele gerade Striche und ſchwarze Punkte ſind. Er wird vielleicht eine Zauberformel vermuten. Wir kommen ſpäter zu einem europäiſchen Koloniſten, einem Boer. — Er wird nicht in Zweifel ſein, daß es Noten ſind, aber weiter reicht ſeine Einſicht nicht. Wir treffen endlich in der Kapſtadt einen ausgebildeten Tonkünſtler und fragen den, was das ſei? Dem wird gar nicht einfallen, daß er erſt ſagen ſollte, ob das geſchriebene Muſik ſei. Er wird die Muſik ſogleich leſen, in ſich reproduzieren und uns ſagen: „Das iſt Mozarts Ouvertüre zur Zauberflöte oder Beethovens Symphonie in dieſer oder jener Tonart."

So verſchieden iſt die Auffaſſung desſelben körperlichen Gegenſtandes nach der Bildungsſtufe der Beobachter. Die erſten hatten keine Ahnung davon, daß Muſik bildlich dargeſtellt werden könne, vermochten alſo auch nicht, ſie zu ſehen; der dritte wußte davon, hatte aber keine Übung, die Muſik zu leſen; der Tonkünſtler las ſogleich die muſikaliſchen Gedanken und erkannte ſie als ihm ſchon bekannt. So iſt es mit der Beobachtung des Geiſtigen. Wer nicht Neigung und Verſtändnis zur Erkenntnis des Geiſtigen hat, mag es unerforſcht laſſen, nur urteile er nicht darüber, ſondern begnüge ſich mit dem Bewußtſein ſeines eigenen Ich. Ja, der Naturforſcher hat eine gewiſſe Berechtigung, vor der Grenze des Geiſtigen ſtehen zu bleiben, weil hier der ſichere Weg ſeiner Beobachtungen aufhört, und ſeine treuen Führer, der Maßſtab, die Wage und der Gebrauch der äußeren Sinne, ihn hier verlaſſen. Nur hat er nicht das Recht, zu ſagen: Weil ich hier nichts ſehe und nichts meſſen kann, ſo kann auch nichts da ſein, oder: Nur das Körperliche, Meßbare hat wirkliche Exiſtenz, das ſogenannte Geiſtige geht aus dem Körperlichen hervor, iſt deſſen Eigenſchaft oder Attribut. Er würde in letzterem Falle ganz ſo urteilen wie der Hottentotte, der wohl Striche und Punkte ſah, aber nichts von Muſik, oder wie die gelehrte Spinne, welche die Vibrationen des Horns gezählt, aber die

Melodie nicht gehört hat. Doch war in beiden Fällen das Geiſtige, der muſikaliſche Gedanke, das Urſprüngliche, zuerſt Erzeugte, Bedingende, zu deſſen äußerer Darſtellung und Wahrnehmbarkeit erſt ſpäter geſchritten wurde. Denn ſicherlich waren dieſe Tonſtücke in der Phantaſie der Künſtler lebendig geworden, bevor der eine das Horn ergriff, um durch Vibrationen desſelben das ſeinige hörbar zu machen, und der andere das Papier, um mit längſt gewohnten und verſtändlichen Zeichen das ſeinige ſogar dem Auge ſichtbar darzuſtellen.

Indem ich hier, vor Ihnen, meine Herren, die gewählten Gleichniſſe benutzend, die Überzeugung ausſpreche, daß auch in den Produkten der Natur das Geiſtige, Tätige, das wir außer uns nicht unmittelbar beobachten können, das Primäre iſt, das, um ſinnlich wahrnehmbar zu ſein, verkörpert wird, ſo kann ich dieſe Überzeugung auch nur mitteilbar machen, indem ich mit meinen Stimmorganen Laute hervorbringe, deren Bedeutung uns verſtändlich und geläufig iſt, ſoweit wir die gewählte Sprache verſtehen. Sicher aber ging die innerliche Ausbildung des muſikaliſchen und des wiſſenſchaftlichen Gedankens ihren ſinnlichen Darſtellungen voraus, und nicht aus den einzelnen Tönen wurde erſt die Melodie oder aus den einzelnen Wörtern der Gedanke, ſondern die einzelnen Töne und einzelnen Sprachlaute wurden in der Reihe hervorgebracht, welche notwendig war, um die Melodie und den Gedanken vernehmbar zu machen. Ohne den Willen und die Fähigkeit der Darſtellung wären Melodie und Gedanken nicht zur äußeren Erſcheinung gekommen. Einmal mitteilbar geworden, können ſie aber auch künftig noch oft wiederholt werden, obgleich die körperliche Darſtellung ſchnell vorüberging.

Erinnern wir uns nun, was wir von den lebenden Individuen unſerer Erde wiſſen und von jenen langſam lebenden Menſchen, die wir uns früher dachten, noch mehr beſtätigt gehört haben, daß alle lebenden Individuen verſchwinden, nachdem ſie einen Entwicklungsprozeß durchgemacht haben, daß ſie aber, wenn ſie nicht in dieſer Entwicklung gewaltſam unterbrochen wurden, Keime für ganz gleiche Entwicklungsprozeſſe ausgeſtreut oder befruchtet, d. h. zur Entwicklung befähigt haben. Bleibend ſind alſo die Formen der Lebensprozeſſe; was ſie bilden, geht immer wieder zugrunde, wie bei jeder Darſtellung einer Melodie, oder eines Gedankens, jede einzelne Darſtellung bald vorüber

iſt, aber einmal dargeſtellt, leicht vervielfältigt wird. Muß man nicht die Lebensprozeſſe der organiſchen Körper mit Melodien oder Gedanken vergleichen? In der Tat nenne ich ſie am liebſten die Gedanken der Schöpfung; ihre Darſtellung oder Erſcheinung in der Körperwelt iſt nur darin von der Darſtellung eines Tonſtückes oder eines Gedankens verſchieden, daß der Menſch die letzteren nicht ſo darſtellen kann, daß ſie ſich ſelbſtändig verkörpern und einen geſonderten Leib gewinnen. Er muß jedes einzelne Glied nach dem anderen hörbar oder ſichtbar machen, indem er die umgebenden Stoffe mit ihren Eigenſchaften, wie ſie eben ſind, benutzt, um jedes Glied zu verkörpern. Der organiſche Lebensprozeß aber, immer zwar an Stoffe gebunden, wenn auch im Keime an ſehr wenige, entwickelt ſich, indem er immerfort den Leib ſich ſelbſt weiterbaut, wozu er die einfachen Stoffe aus der äußeren Natur in ſich aufnimmt. Er formt ſich aber ſeinen Leib aus und baut ihn um, nach ſeinem eigenen Typus und Rhythmus. Dafür iſt er aber auch ein Gedanke der Schöpfung, von dem ſich unſere Gedanken, ſeien ſie muſikaliſche oder wiſſenſchaftliche, darin unterſcheiden, daß wir dieſen die Herrſchaft über den Stoff nicht mitgeben können.

Man darf nicht nur — man muß, wie ich glaube, noch weiter gehen und die Lebensprozeſſe, die uns umgeben, und uns ſelbſt mit ihnen — für Gedanken der Schöpfung, auf die Erde herab gedacht, erklären. Es ſind in den Leibern der Pflanzen und Tiere zwar eine Menge chemiſcher Verbindungen, die wir in der lebloſen Natur nicht wiederfinden, allein zerlegen wir dieſe, ſo kommen wir nur auf ſolche chemiſche Elemente, welche im Erdkörper ſich vorfinden. Die atmoſphäriſche Luft und das Waſſer ſind die am meiſten verbreiteten flüſſigen und deshalb am leichteſten teilbaren und veränderlichen Stoffe. Beide ſind nicht nur geneigt, gegenſeitig einander aufzunehmen, denn die Luft iſt durſtig nach Waſſer und trinkt es auf, und das Waſſer iſt hungrig nach Luft und ſchluckt ſie ein, ſondern beide löſen mit Hilfe der Wärme, des Lichtes und der Bewegung, ſehr langſam zwar, aber ununterbrochen, Teilchen vom feſten Erdkörper ab. Aus lufthaltigem Waſſer und waſſerhaltiger Luft, mit ganz geringer Beimiſchung aus den feſten Teilen des Erdkörpers, bauen die niederſten Organismen ihren Leib, indem ſie aus den einfachen Elementen organiſche Verbindungen bilden. Von dieſen organiſchen Stoffen nähren ſich die höheren organiſchen

Formen, die nicht mehr aus den einfachen Stoffen ſich bilden können. Immer alſo kommt der Leib der höchſten Tierformen, wie der unſrige, von den einfachen Stoffen des Erdkörpers, nachdem er mannigfache Umwandlungen erlitten hat. Wie ich ſchon früher erinnerte, bereiten Fiſche, Vögel und Säugetiere für uns die roheren Pflanzenſtoffe um. Andere genießen wir unmittelbar. Immer iſt es Erdenſtoff, nach mancherlei Rhythmus umgeformt. Wir können uns daher von den organiſchen lebenden Körpern auf anderen Planeten keine Vorſtellung machen, ſolange wir die Stoffe, aus denen dieſe Planeten beſtehen, nicht kennen. Kennten wir ſie, ſo würden wir doch nur über die chemiſchen Beſtandteile ihrer Bewohner urteilen, keineswegs über die Lebensprozeſſe oder die Formen der Umwandlung.

Nach eigenem Rhythmus alſo und zu eigenem Typus baut ſich der organiſche Lebensprozeß den Leib aus Stoffen, die er von der Außenwelt aufnimmt. In den Pflanzen erkennen wir nur dieſe leibliche Form der Selbſtändigkeit. In den Tieren kommt noch eine andere hinzu, das Wollen, und wo Wille iſt, da iſt auch Empfindung, d. h. ein organiſches Weſen, das auf die Außenwelt zu wirken den Trieb und die Fähigkeit hat, empfindet auch die Einwirkung der Außenwelt auf ſich, denn Luſt und Leid leiten ſeinen Willen.

Aber ſehr verſchieden ſind die Grade des Willens und die Fähigkeit, ihn walten zu laſſen, in den verſchiedenen Tieren ausgebildet. An den Felſen geheftet, kann die Auſter nur ihre Schalen ſchließen, wenn das Waſſer, das ſie umgibt, ſchädlich auf ſie wirkt, oder ſie öffnen, wenn das Waſſer gut iſt und Nahrungsſtoff enthält, den ſie durch Schwingungen zarter Fäden gegen die zurückliegende Mundöffnung treibt. Die Biene fliegt emſig von Blume zu Blume, um Wachs und Honig einzuſammeln, aber ihr Sammeln geht weit über das eigene Bedürfnis hinaus. Woher das? Ich zweifle nicht, daß ſie es mit Luſt tut, aber was drängt ſie, mehr zu ſammeln, als ſie für ſich braucht?

Wir kommen hier an eine der großen Aufgaben der Naturforſchung, welche ſeit dem erſten Auftreten derſelben, ſeit Ariſtoteles, die Forſcher beſchäftigt hat und wohl immer beſchäftigen wird, an die Frage vom Inſtinkt der Tiere. Man nennt dieſe Aufgabe eine dunkle und unverſtändliche. Das iſt ſie allerdings, wenn wir meinen, den Inſtinkt

aus Einzelheiten hervorgebracht uns erklären zu können. Allein ſo wie wir uns die einzelnen Typen der Tiere nicht aus Wirkungen der Stoffe erklären können, ſondern als etwas unmittelbar Gegebenes, als Gedanken der Schöpfung, welche nach eigenem Rhythmus und Typus, gleichſam nach eigener Melodie und Harmonie, die rohen Stoffe kombinieren, ſo werden wir auch wohl den Inſtinkt als etwas Unmittelbares zu denken haben.

Wir ſind hier nicht nur wieder in der Inſektenwelt angekommen, aus welcher die Betrachtung der geſamten Natur uns verlockt hatte, ſondern auch bei dem ſchönſten Teile des entomologiſchen Studiums. In keiner Tierklaſſe zeigt ſich der Inſtinkt ſo mannigfach modifiziert, ſo wunderbar in ſeinen Wirkungen, wie in der Inſektenwelt. Es ſind, wie Sie wiſſen, viele und treffliche Werke über die Inſtinkte der Inſekten geſchrieben, und es haben geiſtvolle Naturforſcher, wie die beiden Huber, ihr ganzes Leben der Beobachtung von den Trieben der Bienen und der Ameiſen gewidmet. Es kann alſo nicht die Rede davon ſein, daß ich dieſen reichhaltigen Gegenſtand hier erſchöpfe. Allein erlauben Sie mir, daß ich mit einigen Pinſelſtrichen zu zeigen verſuche, wie und warum ich dieſe Triebe für etwas Urſprüngliches, d. h. nicht aus der Körperbeſchaffenheit Hervorgehendes, ſondern über ihr Stehendes halte. Nur auf ein paar der geläufigſten Beiſpiele will ich mich berufen. Die Mücke lebt in ihren Jugendzuſtänden nur im Waſſer und kann nur im Waſſer leben, da ihre ganze Organiſation nur für dieſes Element eingerichtet iſt, und ihre Nahrung nur im Waſſer ſich findet. Sie bekommt aber bei der letzten Verwandlung Flügel, einen langen Saugeſtachel und Luftröhren, die an der Seite des Leibes ſich öffnen. Jetzt erhebt ſie ſich in die Luft und ſcheut das Waſſer, denn jetzt würde ſie im Waſſer bald erſticken. Sobald aber im Weibchen die Eier völlig reif ſind, ſucht dieſes das Waſſer, in das ſie nicht ſich verſenken darf, ohne zu verderben. Vorſichtig ſucht ſie daher ein ſchwimmendes Blättchen oder einen überhängenden Grashalm, um, darauf ruhend, ihre Eier in das Waſſer fallen zu laſſen. Das Männchen fühlt den Trieb nicht, das Waſſer aufzuſuchen. Iſt nicht der Trieb hier offenbar eine Ergänzung des Lebensprozeſſes? Der Lebensprozeß der Mücke hat ein Tier hervorgebracht, welches ſein Leben im Waſſer beginnt und in der Luft beſchließt; damit jener in den neugebildeten Keimen wieder be-

ginnen könne, müſſen dieſe ins Waſſer gelegt werden. Dieſe Nötigung, welche den Willen der weiblichen Mücke im entſcheidenden Momente bindet, die wir Inſtinkt zu nennen uns gewöhnt haben, iſt alſo wohl eine Ergänzung des Lebensprozeſſes. — So in tauſend anderen Fällen. — Der Schmetterling benutzt ſeine Flügel und ſeinen Saugrüſſel, um aus den Blumen Honigſaft aufzuſaugen; aber wenn er ſeine Eier zu legen hat, muß er mit Hilfe derſelben Flügelbewegungen diejenigen grünen Pflanzenteile aufſuchen, von denen die aus den Eiern kriechenden Raupen ſich nähren können, um an dieſe ſeine Eier zu legen. — Die Stubenfliege, eine mehr unbequeme als teure Koſtgängerin, naſcht am liebſten von den ſüßen Speiſen unſerer Tafeln, wie ein verwöhntes Kind; wenn aber die Zeit gekommen iſt, daß ſie gebären ſoll, ſo muß ſie die ſchmutzigſten Orte aufſuchen, weil nur an ſolchen ihre Brut gedeihen kann. — Werfen wir noch einen Blick auf die wunderbaren Verhältniſſe des Bienenſtaates. Ein einziges Individuum, die ſogenannte Königin, iſt vollkommen weiblich organiſiert, um Eier legen zu können. Sie legt ſie aber zu mehreren Hunderten an einem Tage. Nun bedürfen aber die Larven, die aus dieſen Eiern kriechen, zur Nahrung des Honigs, den ſie aus den Blumen nicht ſelbſt ſammeln können, da ſie weder Flügel noch Füße haben. Die Königin hat auch nicht Zeit dazu, ſie legt immerfort Eier. Dafür ſind nun aber in großer Zahl die Arbeitsbienen da, treue Dienerinnen des Hauſes, welches ſo zahlreich bewohnt iſt, daß man es mit Recht einen Staat genannt hat. Selbſt unfähig, zu erzeugen, kennen ſie neben der eigenen Ernährung keine andere Freude, als für die kommende Generation zu ſorgen. Für dieſe bauen ſie Zellen aus Wachs, für dieſe ſammeln ſie Vorräte von Honig. Sie füttern die auswachſende Brut und verſchließen ihre Zellen mit Dächern, wenn die Umwandlung der Larven beginnt. Aber alle dieſe aufopfernde Tätigkeit beſteht nur ſo lange, als eine Königin da iſt, oder Brut, aus der eine Königin bald werden kann. Wird die Königin dem Stocke genommen und fehlt die Hoffnung, ſie bald erſetzt zu ſehen, ſo hört der Zellenbau und das geregelte Einſammeln des Honigs auf. Es iſt ja auch nicht mehr nötig, denn es werden keine Eier mehr gelegt.

Allerdings ſehen dieſe und ähnliche Äußerungen des Inſtinktes ſo aus, als ob ihnen Einſichten in die Naturverhältniſſe zugrunde lägen.

Doch iſt es unmöglich, der Meinung ſich hinzugeben, daß dieſe Einſicht in den Bienen liege. Wir finden ſelbſt bei ſolchen Tieren, die dem Menſchen am ähnlichſten ſind, deren Hirn faſt den Bau des menſchlichen hat, bei den ungeſchwänzten Affen, noch ſo wenig Einſicht in die Naturverhältniſſe oder ſo wenig Urteil, daß ſie wohl an einem von Menſchen angemachten Feuer ſich wärmen, aber, wenn es ausgeht, davonlaufen und nicht darauf fallen, neues Holz herbeizutragen. — Die dem Menſchen ähnlichſten Affen haben alſo noch nicht einmal die erſte Erfindung machen können, welche das Menſchengeſchlecht vor allen anderen machen mußte und überall gemacht hat. Wie unwahrſcheinlich iſt es, daß Inſekten mit ſo wenig ausgebildetem Hirn ſo umſichtiger Kombinationen fähig ſein ſollten! Überdies ſieht man bei ziemlich ähnlichen Inſekten, denen aber eine etwas verſchiedene Entwicklung zukommt, daß die eine Form einen Inſtinkt offenbart, der für die Erhaltung dieſer Art notwendig iſt, die andere aber, die ſolchen Inſtinktes nicht bedarf, auch ohne ſcheinbare Regungen des Denkvermögens bleibt.

Deshalb ſcheint mir der Inſtinkt als Ergänzung des Lebensprozeſſes. Den Lebensprozeß aber halten wir nicht für ein Reſultat des organiſchen Baues, ſondern für den Rhythmus, gleichſam die Melodie, nach welcher der organiſche Körper ſich aufbaut und umbaut. Allerdings müſſen im Organismus die Mittel ſich finden, durch welche die einzelnen Verrichtungen des Lebensprozeſſes ſich äußern können. Aber aus ihnen wird nicht der Lebensprozeß, ſonſt müßte ihm die Einheit fehlen. In einem Klavier, auf dem man ſoeben eine Melodie abgeſpielt hat, müſſen allerdings die verſchiedenen Saiten ſich finden, durch welche man die einzelnen Töne hörbar machen kann. Deswegen hat aber doch das Klavier die Arie nicht abgeſpielt, die wir von ihm hörten; es kann auch ganz andere Arien oder muſikaliſche Gedanken hören laſſen.

Vom materialiſtiſchen Standpunkte hat man ein Recht, zu ſagen, eine Melodie beſteht aus einer Reihe von Tönen, d. h. Vibrationen der Luft, und ebenſo, eine Rede ſei eine Reihe von Sprachlauten. Aber man hat unrecht, wenn man ſagt, eine Melodie beſtehe nur aus Tönen, eine Rede nur aus Sprachlauten, und aus dieſen phyſikaliſchen Vorgängen erwachſe die Melodie und die Rede, denn eine andere Ver-

knüpfung derſelben Töne und Laute wird dieſe Muſik oder dieſe Rede nicht geben, ſondern nur ein Gewirre von Tönen oder Lauten. Ebenſowenig iſt mir denkbar, daß der Lebensprozeß aus den einzelnen phyſikaliſchen und chemiſchen Vorgängen erwächſt, oder daß unſer Selbſtbewußtſein von unzähligen kleinen Vorgängen zuſammengeſetzt wird. Daß es wächſt und zunimmt, muß ganz anders aufgefaßt werden.

In den Organismen ſind aber die einzelnen Teile derſelben nach dem Typus und Rhythmus des zugehörigen Lebensprozeſſes und durch deſſen Wirkſamkeit gebaut, ſo daß ſie einem anderen Lebensprozeſſe nicht dienen können. Deswegen glaube ich die verſchiedenen Lebensprozeſſe, mit muſikaliſchen Gedanken oder Thematen ſie vergleichend, Schöpfungsgedanken nennen zu können, die ſich ihre Leiber ſelbſt aufbauen. Was wir in der Muſik Harmonie und Melodie nennen, iſt hier Typus (Zuſammenſein der Teile) und Rhythmus (Aufeinanderfolge der Bildungen).

Daß dieſe Gedanken ihre Verkörperung als ihren Leib ſelbſt aufbauen, iſt ſchon ein Grad Selbſtändigkeit. Ein höherer iſt der, wenn ſie ein Gefühl von ſich ſelbſt und von der Außenwelt, als verſchieden von ihrem Selbſt, bekommen, und die Möglichkeit, auf dieſe zu wirken, oder den Willen. Aber der Wille iſt noch nicht frei, am wenigſten bei den niederen Tieren. Eine Nötigung wirkt auf ihn, die ſie drängt, für Erhaltung ihres Selbſt und ihrer Art zu ſorgen. — Dieſe Nötigung iſt es, die wir Inſtinkt nennen. Die jungen Fiſche und Amphibien ſind, wenn ſie aus dem Ei ſchlüpfen, ſchon fähig, ſich Nahrung zu ſuchen. Der Inſtinkt der Mutter geht auch nur ſo weit, die Eier an den für ihre Entwicklung paſſenden Ort zu bringen. — Die Eier der Vögel bedürfen der Erwärmung, um ausgebrütet zu werden, und die ausgekrochenen Jungen müſſen noch einige Zeit gefüttert werden. Den Vögeln gab die Natur den Inſtinkt des Neſtbaues, des Brütens und der Mutterliebe, um zu vervollſtändigen, was dem phyſiſchen Lebensprozeſſe für die Fortpflanzung fehlt. Bei den Säugetieren werden die Jungen im Leibe der Mütter erwärmt und ausgebrütet. Der Inſtinkt des Neſtbaues und des äußeren Brütens iſt alſo überflüſſig und fehlt auch. Aber der Nahrungsſtoff für die Neugeborenen bildet ſich in der Bruſt der Mutter. Damit ſie dieſen Stoff darreiche, war die Liebe zu

den Jungen notwendig, und ſie iſt auch da — und um ſo lebhafter, je hilfloſer das Junge ohne die Mutter wäre.

Der Menſch, der am ſelbſtändigſten entwickelte Gedanke der irdiſchen Schöpfung, hat von allen tieriſchen Inſtinkten wenig mehr als die Mutterliebe behalten. Sein Wille iſt frei von dem „Müſſen“ oder von dem Zwange, der auf dem Willen der Tiere ruht. Dagegen fühlt er in ſich ein „Sollen“, d. h. einen Ruf zu Verpflichtungen, die ſich als „Gewiſſen“ oder als Verpflichtung gegen andere, und als „Glaube“ oder als Ruf zu dem allgemeinen Quell des Daſeins, offenbaren. Ich meine dieſe höchſten Vorzüge des Menſchen nicht zu entweihen, wenn ich ſie die höchſten Formen des Inſtinktes nenne. Dieſe Gefühle ſind es, durch welche das Menſchengeſchlecht ſich ausgebildet, ſich veredelt hat. Die tieriſchen Inſtinkte dienen nur zur Erhaltung der Arten, nicht zur Veredlung derſelben. Darum ermangeln die Tiere des Fortſchrittes.

Iſt dieſe Zuſammenſtellung eine richtige, wie es mir ſcheint, dann iſt auch der Inſtinkt ein Ausfluß aus dem Weltganzen, und nicht aus körperlichen Verhältniſſen hervorgegangen. Die Einſicht, die ihm zugrunde zu liegen ſcheint, iſt nicht die Einſicht der Tiere, ſondern eine Nötigung, die eine höhere Einſicht ihnen auferlegt hat.

Das Studium des Inſtinktes möchte ich unſerer Geſellſchaft beſonders empfehlen, denn es muß das Auffaſſen der geiſtigen Seite der Natur fördern. — Die materialiſtiſche Anſicht der Naturverhältniſſe hat ſich nur verbreiten können, weil man jetzt überwiegend mit den phyſikaliſchen und chemiſchen Verhältniſſen der Natur ſich beſchäftigt. Es iſt notwendig, daß man den Geiſt, der in ihr wehet, verſtehen lerne, und nicht wie unſer Hottentotte von einer Beethovenſchen Symphonie nichts erkennt, als das Papier, bedeckt mit Strichen und Punkten, daß man Typus und Rhythmus des Lebens nicht als Ergebnis des Stoffwechſels betrachte, ſondern als deſſen Leiter und Lenker, wie ein Gedanke oder Pſalm wohl die Worte ſucht und ordnet, um ſich vernehmbar zu machen, nicht aber aus den einzelnen Wörtern nach deren eigenem Wert und Streben erzeugt wird.

Wenige Zweige der Naturwiſſenſchaften möchten ſo unmittelbar zur Auffaſſung des inneren Zuſammenhanges aller Naturerſcheinungen führen, als die Entomologie, da dieſe uns die Äußerungen des Inſtinktes,

dieſer Einwirkungen des allgemeinen Lebens auf die beſonderen Lebensformen oder des allgemeinen Willens auf den beſonderen, ſo offen und ſo mannigfach entgegenführt. Darum iſt der Entomologie ein fröhliches Gedeihen zu wünſchen, und um ſo mehr, je mehr ſie die tiefſten und innerſten Beziehungen im Naturganzen zu eröffnen ſtrebt. Zu mächtig haben die Entdeckungen der neueren Zeit über die chemiſchen und phyſikaliſchen Vorgänge im organiſchen Lebensprozeſſe auf einen großen Teil der gebildeten oder für gebildet ſich haltenden Welt gewirkt. Als ob es ſich nicht von ſelbſt verſtände, daß der Stoffwechſel überall nur denſelben Geſetzen gehorchen könnte — fängt man an, ſich ſelbſt nur für ein Produkt des Stoffes zu halten, eine ſittliche Weltordnung nicht anerkennen zu wollen und den Stoff anzubeten, ſtatt des Geiſtes, durch den er allein Wirkſamkeit erlangt. Man will alſo — von ſeiten der Materialiſten — den Gedanken vor Lauten und den Choral vor Tönen nicht vernehmen. Glücklicherweiſe iſt dafür geſorgt, daß dieſe unwürdige und ſelbſtmörderiſche Richtung nicht allgemein und bleibend werden kann. Zu mächtig dringen die geiſtigen Beziehungen durch in Zeiten der Bedrängnis. Man verſuche doch, einer bekümmerten Mutter, die ängſtlich beſorgt iſt für ein krankes Kind, eine Vorleſung über den Stoffwechſel zu halten und auseinanderzuſetzen, daß dieſes Kind nicht beſſer iſt als tauſend andere, deren Entwicklung durch Störung gehemmt wurde; daß überhaupt die Mutterliebe nur ein Vorurteil ſein müſſe, weil ſie ſtofflich ſich gar nicht rechtfertigen laſſe. Entrüſtet wird ſie antworten, daß dieſes Kind aber das ihrige iſt, daß die Liebe zu demſelben ſie antreibt, Sorge für dasſelbe zu tragen, und daß ſie auch erfüllen will, was ſie fühlt, das ſie ſoll. — So iſt für ganze Völker die Stunde der Not die Stunde der Erhebung zum Urquell aller Dinge.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Aus baltiſcher Geiſtesarbeit.
Reden und Aufſätze
neu herausgegeben vom Deutſchen Verein in Livland.

IV.

Walter von Plettenberg.

Frau von Krüdener.

Von

Karl Schirren.

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Karl Schirren.

Karl Schirren iſt am 8. November 1826 als Sohn des Paſtors zu St. Johannis in Riga geboren. Achtzehnjährig bezog er 1844 die Landesuniverſität in Dorpat, wo er der Fraternitas Rigensis angehörte, und bis 1848 Geſchichte ſtudierte. Nach abſolviertem Studium war er zunächſt Vorſteher einer privaten Knabenſchule in Riga, dann ſeit 1856 Oberlehrer am Gymnaſium zu Dorpat, wo er zwei Jahre ſpäter zum Dr. hist. promoviert und zum Profeſſor der geographiſchen und ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaften und ſeit 1865 der ruſſiſchen Geſchichte an der Univerſität ernannt wurde. Im Jahre 1869 plötzlich verabſchiedet, mußte er nach Deutſchland überſiedeln. Nachdem er ſich hier einige Jahre mit ausgebreiteten archivaliſchen Studien beſchäftigt hatte, wurde er 1874 zum Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Kiel ernannt, der er noch heute angehört.

So der äußerlich ſchlichte und ſtille Lebensgang des Gelehrten, ſtill bis auf jene ſtürmiſche Epiſode im Jahre 1869, die ihn zwang, die geliebte Heimat zu verlaſſen. — Seine gelehrte Tätigkeit fand ihr Hauptgebiet in der livländiſchen Geſchichte, die er von den Nachrichten der Griechen und Römer über den baltiſchen Küſtenſtrich verfolgt hat bis in ſeine eigene Zeit, wo die Hiſtorie in die Politik übergeht, und die er durch ſeine Arbeiten überall mit neuem Leben zu erfüllen verſtand. Überall war es die eindringendſte kritiſche Schärfe, mit der er jeden Gegenſtand zu behandeln pflegte, — ſei es daß er eine Handſchrift der Chronik Heinrichs von Lettland unterſuchte, oder daß er eine Ausgabe von Verträgen aus der Zeit des Nordiſchen Krieges auf ihre wiſſenſchaftliche Zuverläſſigkeit prüfte, — die ſeinen Abhandlungen ihr

charakteriſtiſches Gepräge verlieh. Seine wiſſenſchaftliche Bedeutung fand ihre Anerkennung auch in der Ernennung zum Mitglied und Ehrenmitglied vieler gelehrter Geſellſchaften. Es können an dieſer Stelle natürlich auch nicht annähernd alle ſeine Arbeiten erwähnt werden. Nur einige ſeien hervorgehoben. Sein „Verzeichnis livländiſcher Geſchichtsquellen aus ſchwediſchen Archiven“ (1861) iſt auch heute noch unentbehrlich; ſeine 11 Bände „Quellen zur Geſchichte des Untergangs livländiſcher Selbſtändigkeit“ (1861—85), die leider auch heute noch ſo gut wie gar nicht ausgebeutet worden ſind; ſeine „Rezeſſe der livländiſchen Landtage“ (1865); ſeine Ausgabe der „Kapitulationen der livländiſchen Ritter- und Landſchaft und der Stadt Riga vom Jahre 1710“ (1865).

Aber nicht nur ſeiner Arbeit als Kritiker und Editor iſt zu gedenken, wenn wir von Schirren ſprechen, ſondern auch ſo manchen Aufſatzes, der von ſeiner formvollendeten Darſtellungsgabe zeugt — um nur eins zu erwähnen, ſeiner „Baltiſchen Charaktere“ (Walter von Plettenberg und Burkard Waldis), deren erſter hier zu erneutem Abdruck gebracht wird. Vor allem hinterließ einen nachhaltigen Eindruck ſein lebendiges Wort, ſein packender, hinreißender Vortrag. Seit 1862 begann er, zuerſt auf Bitten der Korporation „Livonia“, in Dorpat ſeine Vorleſungen über livländiſche Geſchichte. Und gewaltig war der Andrang dazu. Leute aller Berufsarten ſtrömten hier zuſammen, meilenweit vom Lande auch, alt und jung, Studenten aller Fakultäten, um ſeinen wuchtigen Worten zu lauſchen, mit denen er die bunten Schickſale Altlivlands im Wechſel der Zeiten ſchilderte und in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhang begreifen lehrte.

Und jene Zeit war wohl geeignet, ein lebendiges Intereſſe an der Geſchichte des Baltikums zu erwecken. Es war die Zeit der beginnenden „Ruſſifizierung“, der mit Heftigkeit einſetzenden publiziſtiſchen Angriffe der panſlawiſtiſchen Moskauer Preſſe auf das baltiſche Daſein. „Ein Alp liegt auf dem Lande und es fragt ſich voll Unruhe, durch welche Schuld es dieſes unheilvolle Syſtem auf ſich herabgerufen habe.“

Schon 1864 veröffentlichte Schirren in dem von ihm herausgegebenen „Dorpater Tagesblatt“ eine Reihe glänzend geſchriebener Artikel über „die ruſſiſche Preſſe in Sachen der Oſtſeeprovinzen“, in der namentlich auch gegen die banale und auf kompletter Unkenntnis

der Dinge beruhende Anklage auf „Separatismus“ Stellung genommen wurde. Und dann kam 1868 der Angriff Jurij Sſamarins.

Sſamarin war aus den Kreiſen jener ſlavophilen Romantiker hervorgegangen, die mit glühender Begeiſterung für ihre Kirche und ihr Vaterland ſo warme Förderer der Aufhebung der Leibeigenſchaft waren, die aber gleichzeitig keinen Widerſpruch darin ſahen, „die gefeſſelte Gewiſſensfreiheit zu einer Leibeigenen zu machen“. Er war kurze Zeit als Beamter zu beſonderen Aufträgen in Riga geweſen. Das ſchien ihm hinreichend, über die Oſtſeeprovinzen urteilen und aburteilen zu können. Sein Buch „Die Grenzmarken Rußlands“ war ein von Kalumnien ſtrotzendes Pamphlet, das den baltiſchen Verhältniſſen lediglich Gemeinheit, mittelalterliche Zuſtände, ſeparatiſtiſche Beſtrebungen unterzuſchieben ſuchte. Es erregte einen Sturm der Entrüſtung und fand ſeine Zurückweiſung in Schirrens „Livländiſcher Antwort“, die damals Aufſehen erregte und des Verfaſſers Amtsentſetzung zur Folge hatte. Sie war freilich in ſcharfer Sprache, mit impulſiver Leidenſchaftlichkeit geſchrieben — aber ſelbſt ein ſo ruhig und objektiv urteilender Hiſtoriker wie der alte Ranke ſchrieb nach der Lektüre dieſer Schrift: „Wer könnte den dortigen Zuſtänden ſeine Teilnahme verſagen . . . wer in Bedrängniſſen, wie dieſe ſind, kaltes Blut bewahren?“ Der Kern der Sache war der energiſche Widerſtreit gegen den Gedanken, daß die Einheit des Staates gleichbedeutend ſei mit ſeiner Einförmigkeit, eine Vorſtellung der Bureaukratie, deren Bequemlichkeit die möglichſte Gleichförmigkeit erwünſcht und ſie deshalb mit dem Wohle des Vaterlandes „verwechſelt“, obgleich man kein einziges Beiſpiel aus der Geſchichte kennt, worauf dieſe Vorſtellung ſich ſtützen könnte.

Aus bureaukratiſchen Maximen hervorgegangen, hatte dieſer Gedanke auch weite Kreiſe aufrichtiger Patrioten — denn das waren die Sſamarin und ſeine Freunde — erfaßt und war damals, wie auch noch lange ſpäter, ihre Triebfeder: die Unifizierung, die Ruſſifizierung. Schirren wandte Sſamarin gegenüber ein: „Es gibt eine Ruſſifizierung, gegen die wir nichts einzuwenden vermöchten. Das iſt die, wie ſie nach ehrlicher Arbeit und ehrlichem Kampfe im Laufe der Generationen gleichen Schrittes mit der Entwicklung des Verkehrs und der Kultur Ihres Volkes in unſere Dörfer und Städte einziehen mag, nicht mit der Aufgabe, ſehr getreue Provinzen wider die Natur der Dinge . . .

und wider Recht und Sitte mit dem Regiment des Zwanges . . . heimzuſuchen, ſondern nach dem Geſetze jener Wandlungen, welche ſeit Anbeginn der Dinge von Zeit zu Zeit alle Menſchenbildung ergreifen, um ſie, nicht immer ohne Leiden, immer aber mit neuen Kräften für neue Aufgaben zu rüſten . . . Wir bedürfen weder der Zerſtörung einer falſchgebauten, noch des luftigen Aufbaus einer haltloſen Geſellſchaft. Wir brauchen Reformen, nicht Revolution. Bei Ihnen hat das ariſtokratiſche Prinzip nur eine Bevölkerungsſchicht beherrſcht . . . Da mag die Demokratie — und es gibt keine abſolutere als unter abſolutem Zepter — gelegentlich emanzipieren; unter uns vermag ſie nichts, als zerſtören. Wir haben aus den Stürmen der Jahrhunderte ein Lebensprinzip gerettet, welches alles, was an der Geſellſchaft geſund iſt, ohne Unterſchied der Herkunft, des Glaubens, des Standes durchdringt, erzieht und erhält. Nennen Sie es das Prinzip der Autonomie oder wie Sie ſonſt wollen. Nicht wie es benannt, ſondern wie es begriffen werde, darauf kommt es an. Es bildet zähe Genoſſenſchaften, welche feſthalten, was ſie beſitzen, aber keinem mißgönnen, was er ſich ſelber erwirbt; es verträgt ſich weder mit dem Zwange abſoluter Einerleiheit, noch mit unſicher umſchriebenen Gewalten; es widerſteht jeder unklaren Miſchung der Kräfte und Intereſſen. Es fordert ſelbſtbewußte Bewegung. Es macht ſtrenge, aber nicht hart. Es will von der gemeinen Hilfloſigkeit, welche alles von oben und außen, nichts aus ſich ſelbſt erwartet, nichts wiſſen. Das Volk ſoll ſich durch Arbeit erziehen und männlich in ſeine Mannesjahre eintreten. Von unten auf ſoll alles nach oben ringen, frei und treu ſein, im Kleinen haushalten und dann erſt ins Große zu wirken ſtreben.“ — Dies nennt Schirren den „innerſten Nerv unſeres Lebens“.

Der folgerichtigen und normalen Entwicklung drohte durch die in mißverſtandenem Staatsintereſſe geforderte und dann auch in Angriff genommene Ruſſifizierung ſchwere Beeinträchtigung. Heute zweifelt kein Verſtändiger mehr daran, daß dieſer Weg ein falſcher war und niemand Segen brachte. Damals aber, als jener lange Kampf mit den bureaukratiſchen Tendenzen begann — wohl hatte man damals ein Wort der Ermutigung nötig, wie Schirren es ausſprach: „Feſtſtehen, das wird unſere Aktion, Ausharren, das ſoll die Summe unſerer Politik ſein!“

F. B.

Walter von Plettenberg.[1])

Einundvierzig Jahre lang hat Plettenberg die Würde des Herrmeiſteramtes getragen — und dieſe Zeit ſchließt eine Reihe ſo tiefeingreifender Phaſen in ſich, daß es unmöglich wird, ſie anders zuſammenzufaſſen, als an dem Punkte, wo ſich alle begegnen, um ſich gemeinſam zu gipfeln. Eine ſolche Kulminationsphaſe will ich herausheben aus dem langjährigen Wirken des Mannes, deſſen Natur und Charakter am prägnanteſten eben dort hervortreten werden.

Nicht in der Laufbahn des Kriegshelden ſuche ich dieſe Phaſe. Zwar iſt er am weiteſten als Ruſſenſieger bekannt. Wie er die feindlichen Heere in zwei Jahren zweimal ſchlug: die ſagenbildende Phantaſie hat mit Vorliebe dieſes Stoffes ſich bemächtigt. Man ſieht ihn mit ſeiner kleinen Schar unerſchrocken ausziehen; während draußen die Ruſſen ſich ſammeln, betet er in der Kapelle bei Maholm, dann bricht er auf und wirft ſich unter die Feinde. Vom Morgen bis ſpät in den Abend währt der Kampf. Tagelang fließen auf der Wahlſtatt die Bäche von Blut gerötet. Das Jahr darauf ſteht er auf ruſſiſchem

[1]) Die beiden hier zum Abdruck gebrachten Aufſätze ſind 1859 und 1861 in der Baltiſchen Monatsſchrift veröffentlicht worden und können daher natürlich nicht mehr dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft entſprechen. Somit darf der Leſer in dieſer Nummer nicht Aufſchlüſſe über die neueren Ergebniſſe einer umfaſſenden Quellenforſchung erwarten — dieſelben bietet ihm für die Plettenbergfrage u. a. Arbuſows ſoeben in 3. Auflage erſchienene „Livländiſche Geſchichte“ S. 111 f. — wohl aber zwei großzügige, packende Charakteriſtiken, Charakteriſtiken, welche Schatten aus vergangener Zeit wieder zu Geſtalten von Fleiſch und Blut verdichten. Leiſtungen dieſer Art aber ſind es, woran unſere baltiſche Hiſtoriographie ſo arm iſt, und wodurch doch allein das Intereſſe weiterer Kreiſe gewonnen werden kann.

Der Herausgeber.

Boden; noch kleiner iſt das Häuflein der Seinen; todmüde kämpfen ſie zuletzt auf den Knien und ſiegen. Da iſt der Trotz des Großfürſten von Moskau gebrochen; er ſelber — es iſt unerhört — ſendet um Frieden; alles, was der Sieger vorſchreibt, beſchwört er: ſo erkämpft der Meiſter ſeinem Lande ehrenvolle Ruhe auf fünfzig Jahre und löſt ſeine Gelübde.

Was Wunder, wenn der Ruhm des Kriegers die Verdienſte des Staatsmannes verdunkelt, wenn der Glanz jener Jahre die folgende Zeit — ein volles Menſchenalter — überſtrahlt und nur halbverſtandene Merkmale einer auch nachmals ereignisreichen Zeit Kunde gegeben, daß Plettenberg auch nachmals im Lande gewaltet.

Es iſt das Amt der Geſchichte, von ihren Größen die Unbill der Sage abzuwehren, die Wirklichkeit einzuſetzen in die Herrſchaft, welche ihr zukommt. Es wird meine Aufgabe ſein, aus dem Schimmer trügeriſcher Einbildung die Geſtalt Plettenbergs hervortreten zu laſſen in ungekünſtelter Würde.

Ihm war es nicht gegönnt, erdrückende Aufgaben ſpielend zu löſen: nicht für glückliche Zeiten war er geboren. Mitten im Jammer ſeines Geſchlechts rang er den ſchweren Kampf, wo alles den Einſturz drohte, unerſchüttert aufrecht zu ſtehen; nicht zu verzweifeln, wo alles Ringen fruchtlos erſchien. Die bittere Weihe zu dieſem Geſchicke hat er frühe empfangen. Von wenig Getreuen gefolgt, in der Mitte gemieteter Knechte mußte er den bitteren Streit der Minderheit gegen erdrückende Überzahl kämpfen. Nicht hat er — wie die Sage meldet — bei Maholm geſchlagen; nicht in jener Kapelle gebetet; nicht ſind die Bäche tagelang gerötet gefloſſen; nicht haben ſeine Ritter das Unmögliche vollbracht: auf Knien zu kämpfen; nicht hat der Großfürſt um Frieden gebeten; nicht hat er den Frieden in Ehren bewilligt und nicht auf fünfzig Jahre. Es wären ebenſoviele Wunder geweſen und um ebenſoviele Wunder Plettenberg ärmer an wahrer Größe. Zwar beide Male hat er geſiegt, beide Male ſind die Ruſſen gewichen. Allein unfruchtbar blieben auch die glänzendſten Siege. Man ſehe Livland und Rußland im Kampfe: die kleine Kolonie, im Rücken das Meer, zweideutige Nachbarn an den Flanken, an Hilfsmitteln arm, an Männern nur zu leicht erſchöpfbar, den unermeßlichen Gegner mit unerſchöpflichen Horden im Antlitz. Für tauſend Erſchlagene brachte das nächſte Jahr zehn-

tauſend ins Feld, das dritte zehnmal zehntauſend. War Pleskow verwüſtet, ſo warfen Twer und Moskau ihre Scharen vor und vom Dniepr bis zur Wolga ritten wie verheerende Wolkenbrüche die Tartaren heran. Unſterblichen Ruhm hatte der Held ſich erſtritten und doch keinen Frieden. Als Gnadengeſchenk hat er ihn ſich von den Polen müſſen erbetteln laſſen und, während dieſe, an allen Enden geſchlagen, mit dem Zaren ſelber verhandeln, werden die Boten des Ruſſenſiegers verächtlich nach Pleskow und Nowgorod verwieſen, mit den zariſchen Statthaltern um Frieden zu dingen, verhängnisvolle Bedingungen einzugehen und unter barbariſchem Hohn kaum ihr Leben nach Hauſe zu retten. Nicht einen Frieden, nicht fünfzig Jahre der Ruhe: nur einen Stillſtand, nur ſechs Jahre der Ungewißheit bringen ſie heim und die Ausſicht auf blutigere Fehden.

In jenen Ruſſenkämpfen ſcheint dem Helden zum voraus die Summe ſeines Lebens gezogen: ſiegen und nicht des Sieges genießen. Nicht wie von Wundern gekrönt, nicht in der Fülle heroiſchen Selbſtgefühls tritt er ſein Amt an, des Landes zu walten: unter ſchweren Sorgen geht ihm die Zukunft auf, unter Gefahren von außen und gefährlicherer Feindſchaft im Lande.

Mit Miſchung von Bewunderung und Unmut begleitet der gemeine Beobachter den Helden auf ſeiner Laufbahn und ſieht ihn langſam und kraftvoll die Brandung der Zeit zwar durchſchreiten, durch nichts bewegt, aber nichts bewegend. So iſt der erſte Eindruck des Mannes.

Von Jahr zu Jahr wachſen die Gefahren: von Jahr zu Jahr ſeine nie erſchütterte Ruhe. Man ſehnt ſich, endlich ihn hineingeriſſen zu ſehen in eine gewaltige Kataſtrophe, zu wilder Kraftanſtrengung, zum Selbſtvergeſſen ſeiner gemeſſenen Weisheit. Überall ſucht er Frieden. So oft der innere Hader ſich erneut: ſo oft hält er ihn nieder; ſo oft er ihn niedergehalten: ſo oft erneut ſich der alte Hader. Über zwanzig Jahre ſind ſo vergangen, ſeit er die Ruſſen geſchlagen; die halbe Welt iſt aus den Angeln; eine andere Zeit iſt angegangen in den Herzen und in den Gemeinen; alles ſtrebt einer tiefen Erneuerung entgegen; die alte livländiſche Konföderation wird erſchüttert in ihren Grundfeſten — dennoch bleibt ſie unverändert und unverändert in ihr der weiſe, alternde Meiſter.

Im livländiſchen Staatenbunde waren von frühe zwei Stellungen ſcharf ausgeprägt und gegeneinander gemeſſen. Die Biſchöfe bilden gleichſam den Chor des Drama; zwar miſchen ſie ſich gelegentlich in den Streit der Helden; auch haben ſie ihren häuslichen Hader: im Vordergrund der Bühne, in ununterbrochener Aktion erſcheinen nur Erzbiſchof und Herrmeiſter, ſelten in freundlicher Begegnung, nicht ſelten in offenem Kampfe, ihnen zur Seite der Chor, bereit dem Sieger die Palme zu reichen. Das fünfzehnte Jahrhundert iſt erfüllt von blutigen Greueln dieſes Haſſes. Als mit dem Anfang des ſechzehnten neben dem männlich-jugendlichen Plettenberg der alte Erzbiſchof Michael auf den ruſſiſchen Schlachtfeldern ausliegt, da iſt nach langer Zeit die erſte Pauſe eingetreten in der erbitterten Fehde; auf lange Zeit iſt es zugleich die letzte. Nur einmal wieder, nach einem halben Jahrhundert, ſtehen Erzbiſchof und Herrmeiſter eines Sinnes nebeneinander; zum letzten Male, ehe beide Titel erlöſchen, reichen ſie ſich die Hände, um — gemeinſam das Vaterland zu verkaufen. Zwiſchen dieſen beiden Pauſen, zwiſchen 1509 und 1557, in einer Periode von vierzig Jahren, ſteigert ſich die letzte Phaſe des jahrhundertalten Kampfes zur vollen Spannung einer Kataſtrophe und, als ſie vorüber, fällt die geſamte livländiſche Konföderation über den Haufen.

Man würde es vergebens leugnen wollen: ſie war nicht für die Ewigkeit gegründet. Seit Jahrzehnten mehrten ſich die Anzeichen, daß ihr nur eine Wahl blieb: ſich umzugeſtalten oder zu fallen. Der Dualismus, der ſie zerſpaltete, hatte keine Lebenskraft mehr. In welche Einheit er ſich anſchicken mochte ſich umzugeſtalten, das war die Frage.

Oft im Kampfe hiſtoriſch begründeter Mächte wird der Eintritt der äußerſten Spannung beſchleunigt durch ein Moment, welches die Exiſtenz beider in Frage ſtellt oder beide zur Umwandlung drängt inmitten ſo bedenklicher Kriſen, daß keine ſie anzutreten wagt im Angeſichte der anderen, daß beide vor der letzten Entſcheidung alle Kräfte anſpannen, jede um die andere zu vernichten, ehe *ſie* den gefährlichen Prozeß der Wandlung an *ſich* vollzieht.

Ein ſolches Moment tritt mit dem Ausgang des erſten Viertels des ſechzehnten Jahrhunderts ein; es erſchüttert und wandelt den halben Erdteil und einſchneidend ergreift es auch dieſen entlegenſten Poſten deutſcher Kultur: es iſt die Reformation.

Aus Anfängen entwickelt, welche ſchon mehrmals die Ruhe Europas in Frage geſtellt, um ſich auf kurze Zeit, zurückgezogen aus dem Lärm der Geſchichte, in der Tiefe eines deutſchen Herzens zu weltüberwindender Wiedergeburt vorzubereiten, — ſo hatte ſich das Prinzip der Reformation unmerklich zur vollen Wirkung einer Revolution geſteigert. Mit ſeinem himmliſchen Pole wies es auf Selbſtentäußerung, mit ſeinem irdiſchen auf Selbſtſucht und als ſeine nächſte Aufgabe erſchien die Entfeſſelung der Gewiſſen und der Triumph des einzelnen über jede traditionelle Gemeinſchaft.

In Livland war alles auf Traditionen begründet. Die Stifter ruhten auf dem Begriff der Kirche und des kanoniſchen Rechtes; der Orden auf dem Gelübde des Gehorſams, der Armut, der Keuſchheit: auf ſeinem Banner führte er das Bild der Gottesmutter; im Namen Mariä waren ihm Ehre und Exiſtenz beſiegelt. Mit allen dieſen Mächten und Traditionen brach die Reformation. An die Stelle des Gehorſams ſetzte ſie das Gewiſſen; an die Stelle der Armut die Säkulariſation der Güter; an die Stelle der Keuſchheit die Ehe; das Bild der Gottesmutter löſchte ſie aus; die heiligen Banner zerriß ſie: ihr galten nur Gelübde, wie jeder Tag ſie neu formte. Ihre Heere waren gemiſcht aus Gläubigen und Räubern. Sie hatte den Himmel verheißen und zugleich die Erde. Nur wenig Auserwählten war ihre Weihe erſchloſſen; halbverſtandenen Sprüchen entnahm die Menge nur das Gemeine, das ihr verwandt war.

Wie überall, ſo ging auch hier im Lande die Saat der neuen Lehre am früheſten in den Städten auf: der Begriff bürgerlicher Freiheit, bürgerlich-ſtarrſinniger Selbſtſucht fand an dem irdiſchen Prinzipe der Reformation ein innig verwandtes Moment; doch war auch der Adel bereits ergriffen von der Bewegung und unaufhaltſam von unten her ſchien ſich die Auflöſung der livländiſchen Konföderation anzukündigen, denn nicht lange mehr hätten die Herren vermocht, wider die Strömung anzukämpfen: ſie mußten ihr folgen oder untergehen.

In dieſer Welt alter und neuer Gegenſätze ſtanden ſich Erzbiſchof und Herrmeiſter gegenüber, jeder wie gebannt auf den Platz, welchen er einnahm, denn jede Bewegung war gefährlich. Warf der Orden Mantel und Kreuz ab und zerriß ſeine Gelübde, ſo ſammelte der Erzbiſchof alles, was im Lande noch Intereſſe hatte am katholiſchen

Syſteme, und zerſchlug mit Aufbietung der letzten Kraft des alten Prinzips die Neophyten des neuen zu widerſtandsloſen Atomen. Hielt wieder der Orden feſt an der Baſis, auf welcher ſeine Exiſtenz ſeit Jahrhunderten ruhte, und wagte der Erzbiſchof ſein Stift zu ſäkulariſieren, ſo drohte dieſem der vernichtende Schlag. Es war begreiflich, wenn beide einander zunächſt auf dem alten Boden, lieber mit alten, ſchartigen Waffen, als mit neuen, nicht erprobten, den Kampf auf Leben und Tod anſagten. Und verſchieden, wie die Waffen, waren die Bedingungen des Kampfes. Der Sieg des Ordens vermochte in großer Gunſt der Verhältniſſe vielleicht einen einheitlichen Staat zu konſolidieren; die Säkulariſation des Erzſtifts bedeutete in jedem Falle erſatzloſen Untergang der Konföderation. Dem Orden hätten ſich ſeine Gegner am Ende verſöhnt, nie dem Erzbiſchof des Erzbiſchofs Feinde. Fand der Orden im Lande unſtreitig größeren Anhang, ſo war es nur eine Folge, wenn der Erzbiſchof ſeine Stärke außerhalb Landes ſuchte.

Drei Wege ſtanden ihm offen. Er rief Landsknechte ins Land, um mit dem Nebenbuhler dereinſt offene Schlacht zu ſchlagen. Allein ehe die Gelegenheit kam, war ſein Schatz erſchöpft. Es blieben zwei Mittel. In alter Zeit hatten die Parteien ſelten gezaudert, die heidniſchen Litauer aufzurufen; wie hätte der Erzbiſchof ſich bedacht mit dem chriſtlich-katholiſchen Polen? Selbſt mit dem Moskowiter entſchloſſen, es zu verſuchen. Schlug dieſes Mittel fehl, ſo gab es ein drittes. Er war im Rechte, ſich einen Koadjutor zu nehmen, einen Adjunkten, der ihm dann folgte. Und wenn er nun, um der Übermacht des Ordens zu begegnen, den Verwandten eines auswärtigen Fürſtenhauſes erkor und ſich ſo den mächtigſten Beiſtand ſicherte? Gegen die anderen Anſchläge ſtand der Orden gerüſtet. Den Zuzug neuer Knechte mochte er mit Gewalt wehren; die Unterhandlung mit fremden Mächten als Landesverrat offen bekämpfen; gegen die rechtlich geſicherten Wahlhändel im Erzſtift fand er ſich wehrlos und, ſchritt er endlich, die offene Wirkung der ſicher angelegten Intrigue mit Waffen niederzuhalten, wie leicht dann war er verſpätet, wenn nun der neue Koadjutor, ein deutſcher Fürſt, ſicher der Mittel ſeines Hauſes, der Verbindungen im Reiche, des Beifalls ſeiner Reformgenoſſen, das geiſtliche Stift in weltlichen Erbbeſitz zu wandeln unternahm.

Und allen drei Anſchlägen ſollte Plettenberg berufen werden zu begegnen.

Zu jener Zeit, als er der Obergewalt unſtreitig näher ſtand, als irgend zuvor, erzählte man ſich, die Knechte des Erzbiſchofs hätten verlauten laſſen, es wären der ſchwarzen Häupter wohl ſo viele, als der roten. Die ſchwarzen waren die Landsknechte: ſo nannten ſie ſich ſelber.

Bedenklicher war doch die Beziehung des Erzbiſchofs zum Erbfeind des Landes. Es war die Zeit, da er zu ſeinem Erzſtift das Bistum Dorpat gewonnen. Die Grenze ſeines Gebiets lief, nur wenig durch Ordenslandſchaften unterbrochen, längs den Grenzen von Polozk und Pleskow. Nie war die Gelegenheit günſtiger für ein verräteriſches Bündnis. Man ſtand im Jahre 1525, als von Moskau und Litauen drohende Gerüchte kamen: der Zar habe gute Botſchaft erhalten; mit Livland ſei ihm ein großes Glück vorhanden; vermittels des Erzbiſchofs werde ihm das Land bald zu Gebote ſtehen. Zu Neuhauſen an der äußerſten Grenze, dort, wo aus dem Dörptiſchen die große Straße nach Pleskow führte, hatte der Erzbiſchof vom Zaren Botſchaft empfangen. Niemand war zugegen, als er die Geſandten anhörte; man warnte ihn, dem Argwohn nicht Raum zu geben; er wies die Warnenden mit Hohn ab: wider alles Herkommen verhandelte er heimlich.

Bald war das Land in Bewegung; die Unſicherheit der Kunde ſteigerte ihren Eindruck; man meinte ſich von Verrat bereits umzingelt.

Keinem aber griff die Gefahr tiefer ans Leben, als dem Orden; keinem näher ans Herz, als dem Meiſter. Hatte er darum die Ruſſen in blutigen Schlachten beſiegt und trotz ſeiner Siege einen kaum würdigen Stillſtand geduldet, darum mit unermüdlicher Geduld den Stillſtand in vierzehnjährigen und abermals in zehnjährigen Frieden zu wandeln gewußt, nur um Muße zu gewinnen zur inneren Sammlung, um, wenn einmal die Lage unerträglich geworden, in voller Rüſtung dem Erbfeind und jedem Feind der livländiſchen Konföderation entgegentreten zu können; hatte er darum in ſelbſtverleugnender Weisheit den Frieden nach innen gehegt, inmitten kaum mehr erträglichen Parteihaders die Stellung eines Vermittlers unerſchütterlich ertragen und behauptet, darum ſich ſeinen Feinden daheim gemäßigt gezeigt im Übergewicht ſeiner Waffen, um nun jede Frucht der Mäßigung durch Verrat

einzubüßen, und das Land verloren zu ſehen infolge derſelben Politik, welche es zu retten war berechnet geweſen.

Zu Lätare des Jahres 1526 berief er die Stände des Landes: ſie ſollten beraten, wie das Land zu Frieden und Einigkeit möge gebracht werden. Ob ſeine Pläne weiter griffen, wußte niemand zu ſagen. Feſt ſteht: das Land dachte an andere Abrechnung mit ſeinen Feinden. Noch ehe die Stände ſich begegneten, erklärten die Geſandten aus Lübeck, die Städte der Hanſa hätten mit Freuden vernommen, man hätte im Sinne, daß der hochwürdige Herr Meiſter der alleinige Herr des ganzen Landes zu Livland würde; ſie hatten den Auftrag, ihm in allem Gefallen, Hilfe und Trotz zu willfahren. Unter ſolchen Fernſichten eröffnete zu Wolmar der denkwürdige Ständetag des Jahres 1526.

Es hätte der Natur der Dinge, den Traditionen der Parteien widerſprochen, wenn alle Stände mit denſelben Anſichten und Wünſchen erſchienen wären. Vielmehr fehlte es auch jetzt nicht an Merkmalen mehrfacher Spaltung. Allein von keinem anderen Tage weiß die Geſchichte zu erzählen, auf welchem die Parteien zwiſchen Memel und Narwa ſo nahe zueinander getreten, von keinem, auf welchem an der Einſtimmigkeit am Ende nichts fehlte, als ein milde geübter Zwang.

Am weiteſten vornan ſtanden die Vertreter von Riga. Dieſe Stadt hatte die Herrſchaft des Erzbiſchofs am unmittelbarſten erfahren; in ihr war die neue Lehre am früheſten aufgegangen; ihre bürgerliche Derbheit ertrug am wenigſten den weitſchweifigen Druck verwickelter Traditionen. Daß einmal auch Plettenberg ſie gedemütigt, daß er ſie gezwungen, das Ordensſchloß, ſeit Jahrhunderten eine Art Zwingburg hart an ihren Mauern, ſelbſt wieder aufzubauen, alles hatte ſie verſchmerzt; die Politik des Überwinders hatte ſie verſöhnt; ſie begegnete ſich mit ſeiner ernſten Männlichkeit im Abſcheu des erzbiſchöflichen Regiments.

Minder entſchieden war die Politik Revals. Der Gefahr eines Angriffs der Nachbarn am weiteſten abgelegen, in alter Spannung mit dem Adel der Landſchaft, fühlte es nur wenig das Bedürfnis politiſcher Neuerung: doch war es durch nichts dem Intereſſe des Erzbiſchofs verbunden: es war geneigt, dem Schwerpunkt der Stände zu folgen.

Lebhaft war Dorpat beteiligt, vornehmlich ſeit der Erzbiſchof als

Biſchof über der Stadt ſaß. Um alles hätte es die Zwingherrſchaft des Domes abwerfen mögen, gegen den keine Mauern ſchützten, von dem man, wie heute, unmittelbar auf die Straßen herabſtieg. Eben dieſe gefährliche Nähe jedoch ſchreckte die Stadt vor entſchiedener Politik. Sagten die Bürger dem Biſchof auf, ehe der Orden den Dom bezwungen, ſo fühlten ſie ſich nachts in ihren Häuſern nicht ſicher. Sie ſchwankten und wagten nicht, offen einzutreten für das, was ſie ungeduldig erſehnten.

In der Gruppe der Unentſchiedenen ſtand auch die Ritterſchaft von Dorpat. Es war ihre alte Politik, erſt im letzten Augenblicke von ihren Gelübden abzufallen: im geheimen machte ſie ſich auf alles gefaßt.

Nicht minder unklar waren die Tendenzen der Edlen von Kurland, der Mannen der Wieck und auf Öſel; ſie fühlten ſich nicht nahe genug berührt, um ſich lebhaft ins Feld zu ſchlagen; doch waren auch ſie bereit, der Entſcheidung der Mehrheit zu folgen, ſofern ihre Intereſſen und Privilegien nicht litten. Unter einem Herrn, wie Plettenberg, hatten ſie das nicht zu beſorgen.

Im ganzen ließ ſich vorausſehen: die Gruppen der Schwankenden hätten ſich raſch nach dem Übergewicht der Tatkräftigen geneigt, ſobald von entſcheidender Stelle geſorgt war, dem Schwanken ein Ende zu ſetzen.

Wie Riga unter den Städten, ſo hätten unter den Ritterſchaften die von Harrien und Wirland den Ausſchlag gegeben. Wie dort das bürgerliche Leben, ſo hatte ſich hier der Geiſt adliger Korporation unſtreitig am kräftigſten entfaltet. Wie jene erſte unter den Städten, ſo hatte auch dieſe Landſchaft entſchieden Stellung genommen. Die harriſch-wiriſchen Ritter ſchreckten vor keinem Mittel; ungeſcheut ſprachen ſie aus, die Ritter in Erzſtift und Dorpat würden ſich dahin bringen laſſen, den Erzbiſchof heimlich aus dem Wege zu räumen; dann ſollten ſie vereint mit dem Meiſter ſeine Schlöſſer beſetzen: ſo geſtellt könnte man der weiteren Entwicklung der Dinge entgegenſehen und vorläufig nicht dulden, daß ein neuer Biſchof gekoren würde. Den Städten erſchien dieſer Anſchlag freilich zu kühn; auch zweifelten ſie, daß ſich die erzſtiftiſche Ritterſchaft dazu verſtände. Es kennzeichnet aber die Stellung der Harriſch-Wiriſchen, daß man einem ihrer Vorredner, dem

edlen Robert Stael, ſo heftig er ſich der Beſchuldigung erwehrte, allgemein den Fluch zuſchrieb: wenn der Erzbiſchof käme, ſich zu rechtfertigen, ob er nun recht oder unrecht habe, lebendig ſolle er von dieſem Tage nicht wegkommen.

Kein Wunder, daß der Erzbiſchof ſich dreimal beſann, in den Kreis ſeiner Feinde zu treten. Lange ſchien er zu ſchwanken; vergebens hatte er ſicheres Geleite verlangt, vergebens ſich hergegeben, durch ſeine Verordneten Rede und Antwort zu ſtehen: die Stände drangen darauf, daß er perſönlich, ungeleitet, erſcheine. Mit den Seinen lag er in der Nähe, umgeben wohl auch von ſchwarzen Häuptern und entſchloſſen, ſo die Gelegenheit ſich böte, einen Handſtreich zu wagen. Von Wolmar aus beobachtete man ſeine Bewegungen. Endlich zog er heran; das Gerücht verbreitete ſich, er komme, Rede zu ſtehen; die Meldung ging ein, bereits habe ſich ein Teil ſeines Hofgeſindes über die Aa ſetzen laſſen; plötzlich wandte er mit allem Geſinde und ging zurück nach Ronneburg. Er ließ verbreiten, ſein Leben wäre bedroht geweſen, wenn er vorwärts gegangen.

Dies war der entſcheidende Augenblick. Die Exaltierten ſahen alle Erwartung übertroffen; die Schwankenden konnten nun länger nicht zögern; es lag zutage: der Erzbiſchof, indem er ſich außer der Konföderation ſtellte, ſtellte ſich gegen ſie. Selbſt ſeine Freunde wagten nicht, ihn länger zu halten. Wenigſtens die erzſtiftiſche Ritterſchaft hatte verſucht, einzuſtehen für ihn. Sie hatte ſich lebhaft um ſicheres Geleite beworben; ſie hatte erklärt, von ihrem Herrn abfallen, ginge wider ihre Ehre. Sie hatte ſich Vollmacht von ihm verſchafft, ihn faſt wider ſeinen Willen vertreten und alles friedlicher Beilegung entgegenzuführen verſucht. Der Bürgermeiſter von Riga hatte eingewandt, man wäre nicht verſammelt, um friedlich zu handeln: ſchon viel geringerer Sachen wegen hätte man vormals vom Leben zum Tode an Galgen und Rad verurteilt. Die erzſtiftiſche Ritterſchaft hatte die Verweigerung des Geleites als Kränkung ihrer eigenen Privilegien empfunden. Die Harriſch-Wiriſchen erwiderten, es ginge gegen keines Herrn der Lande Privilegien, dem Landtage zu Recht zu ſtehen. Vergebens hatten ſich dann die Erzſtiftiſchen bemüht, den Widerſtand des Erzbiſchofs zu brechen und ihn ſelber auf den Landtag zu ziehen. Wir ſahen, wie er mitten im Anzuge wandte. Wer ihm nun noch anhing, wollte offenbar

Bürgerkrieg und war Verräter am Lande. So hartnäckig seine Ritterschaft eingestanden für ihn, weiter wagten sie sich nicht zu trennen aus der Gemeinschaft der politisch Verwandten: sie fühlte ihren Widerstand gebrochen: sie gab dem Drängen der Entschiedenen nach, sie verhieß, nun endlich dem Erzbischof aufsagen, den Meister als Herrn annehmen zu wollen. Man nahm sie dann in Pflicht, das Erzstift in guter Obacht zu haben.

Weiter konnten die Stände nicht gehen; sie hatten den letzten Schritt getan; einstimmig — so darf man die Lage prägnant bezeichnen — riefen sie den Meister zum alleinigen Herrn der Lande aus oder, wenn sie es noch nicht förmlich protokolliert und beschlossen, so bedurfte es unzweifelhaft nur eines Winkes von ihm und das Votum war gesprochen.

Es kam nun alles darauf an, ob Plettenberg seiner Stellung gewachsen, ob er es verstand, nicht etwa das Glück zu zwingen, denn ungezwungen schien es sich ihm zu Füßen zu legen, — nur ob er verstand, sein und seines Landes Geschick zu begreifen und zu vollziehen.

Als im Verlaufe der Handlung die Bürgermeister von Riga und Reval zu ihm gegangen waren, Bericht zu erstatten und wieder unter die Versammelten traten, vermochten sie nichts zu melden, als daß sie seiner fürstlichen Gnaden eigentliche Meinung nicht vermerken können. Sie hatten ihn beschworen, die Stadt Dorpat anzunehmen: die drei Städte wollten nur einen Herrn haben. Er antwortete, die Stadt anzunehmen, wäre er nicht geneigt, ehe sie sich deshalb mit Ritterschaft und Kapitel geeinigt. Mit dem Kapitel, dessen Interessen in dieser Frage die Interessen auch des Erzbischofs waren. Er erinnerte die Drängenden, wenn er anders handle, hülfe er Stand gegen Stand schirmen und das müßte wieder zu Aufruhr und Unlust im Lande gereichen. Er mahnte, sich nicht zu weit vorzuwagen mit Entwürfen. Nur einen Wunsch äußerte er lebhaft: die Grenzschlösser besetzen zu dürfen; gegen Gefahr von außen und gegen Verrat wollte er das Land geschirmt sehen. Er hätte sich der Sachen nicht unterwunden, erklärte er bei einer anderen Beredung, sondern alles der Bestimmung der Stände überlassen.

Der Bestimmung der Stände! Nun hatten sie bestimmt. Ein-

ſtimmig faſt begehrten ſie ihn zum Herrn. Es gab da keine Widerſtrebenden. Nur ein gelinder Zwang noch mußte geübt, nur etwa den furchtſamen Bürgern von Dorpat Schutz und Schirm gewährt, nur jeder Stand bei ſeinen Privilegien erhalten werden und alle waren gewonnen. Nur ergriffen zu werden brauchte die Palme, welche ihm alle, die einen mit drängender Haſt, die anderen noch etwas zögernd, darboten.

Freilich war man gewohnt, ihn nicht geneigt zu finden zu gar raſchen Entſchlüſſen. Über alles gingen ihm Ruhe und Einigkeit im Lande.

Aber nun! Nie war er in ſolcher Lage geweſen! Nie — hätte er auch die Kraft der Eigenbewegung verloren — nie hatte er ſich ſo hoch gehoben geſehen; nie ſo weitüberſchauend mit leichtem Griffe die Geſchicke des Landes in ſeine Hand zu faſſen vermocht. Es war ihm alles geboten, ob er auch nichts geſucht. Und dennoch er zauderte. So fehlte ihm jeder Nerv ſelbſt zu der letzten, leichteſten Entſcheidung! Würdig und maßvoll war er immer geweſen; gerecht mochte er auch jetzt noch heißen; allein wie anders träumt man vom Helden, der zweimal die Ruſſen geſchlagen.

Ratlos — ſo ſcheint es — und tatlos verliefen die Stände von Wolmar. Mit welchen Entwürfen waren ſie gekommen; mit welchen Früchten kehrten ſie heim! Was hatten die frommen Wünſche der Geſandten von Lübeck gefruchtet! Noch über einige Fragen des ruſſiſchen Handels entſchieden die Städte, noch über den Titel, welcher der löblichen Stadt Lübeck gebühre; noch ward erwogen und beſchloſſen, dieweil die drei Städte wohl wüßten, was von den gottloſen Biſchöfen zu halten, daß man ihnen ferner nicht ſchreiben ſolle: dem Ehrwürdigen in Gott Vater, ſondern: dem ehrwürdigen Herrn, Herrn N. N. — Dann hatten die Ratsſendeboten in der Ehrſamen von Riga Herberge miteinander die Frühkoſt gegeſſen und waren voneinander geſchieden. Mit dieſer Farce endete das große Drama.

Was nachfolgt, gehört kaum mehr in den Rahmen unſerer Betrachtung. Zwar der Weisheit des Meiſters finden wir noch ein ehrendes Denkmal geſetzt. Am 15. Juni — nur wenig Monate nach der Beredung zu Wolmar — ſchließen die Herren und Stände einen Bund, ihn anerkennen zu wollen als Schirmherrn. Es iſt doch etwas

anderes, als man damals erſehnte. Nicht nur zu ſchirmen: zu herrſchen — ſo ſcheint es — war er berufen; nicht über den anderen in Zeiten der Gefahr: in allen Zeiten alleiniger Herr hatte er ſein ſollen. Zwar ein anderes Wunder iſt geſchehen. Der Erzbiſchof, der nicht verſchmäht, mit dem Ruſſen zu handeln; der Erzbiſchof, welchen die Harriſch-Wiriſchen von ſeiner Ritterſchaft heimlich umbringen zu laſſen gedacht, der nicht gewagt, unter den Ständen zu erſcheinen, weil man gedroht, er habe recht oder unrecht, lelendig ſolle er nicht wegkommen: der Erzbiſchof ſelbſt hat ſein Siegel unter den Bundbrief gehängt; auch er ſchwört, den Meiſter halten zu wollen als Schirmherrn, und feſter als je auf dem alten Grunde ſcheint die livländiſche Konföderation erneuert.

Allein es iſt eben ein Schein, der raſch verfliegt. Als ſollte die höchſte politiſche Weisheit, ungepaart mit politiſcher Kraft, nur trügeriſche Nebelbilder des Lebens heraufzubeſchwören vermögen, ehe ein lange zuvor angekündigter Tod unabwendbar hereinbricht, ſo ändert ſich — und Plettenberg war die trübſte Erfahrung nicht erſpart — allmählich die politiſche Szene. Der Erzbiſchof verläßt das Land, um gegen den verhaßten Schirmherrn den Kaiſer anzurufen; auf der Reiſe — in Spanien — ſtirbt er. Vergebens richten die Herren und Stände ein neues Bündnis auf, nicht dulden zu wollen, daß in eines der Stifter ein fremder Fürſt berufen werde. Der fremde Fürſt wird berufen. Der Markgraf Wilhelm von Brandenburg, ein Bruder jenes Albert zu Preußen, der Orden und Land an Polen verkauft hat, erwirbt ſich die Anwartſchaft auf das Erzbistum Riga. Einen Augenblick ſcheinen die Stände entſchloſſen, ihn hinauszuwerfen zum Lande; dann läßt er ſich, anerkannt, nieder in ihrer Mitte und wartet, bis ſeine Stunde gekommen. Seitdem vollzieht ſich ohne Unterbrechung das livländiſche Verhängnis. Die dritte, die letzte Phaſe im Kampfe der Gewalten iſt angebrochen. Vergebens hat Plettenberg ſich geſträubt; bereits fühlt er die Laſt des alles löſenden Alters; müde und ſchwach läßt er das Bitterſte über ſich ergehen. Seine Laufbahn, die er als Sieger begonnen, ſcheint er als Beſiegter zu ſchließen.

Voll Verdruß — bei lebhaftem Gefühl für den Beruf dieſes deutſchen Landes — voll Wehmut ſieht man ihn das Ideal nicht erfüllen, zu dem er vorgeformt ſchien, wie kein zweiter. Welche Epoche, wenn er energiſch eingriff! Welche anders geſtaltete Zukunft! Und

nun, welche Folge von Jammer und Elend! Und alles um dieſen Mann! Die Weisheit ſeiner Entſchlüſſe entſchleiert ſich als Trägheit ſeines Temperaments. In ihm iſt kein Funke jener elektriſch ſüdländiſchen Naturen, welchen Betätigung Bedürfnis geworden. Er widerſteht den Umſtänden, ohne ihnen je zu gebieten und vom Scheitel zur Zehe ſtellt er den Typus ſeiner Heimat dar, die gemeſſene Beſchränktheit des Volkes vom unteren Rhein, die zähe, indolente Natur des Weſtfalen; wie eine holländiſche Geſtalt erſcheint er, unerſchüttert im Bewußtſein des eigenen Gleichgewichts, bereit nicht zu zucken, ob ihm der Grund unter den Füßen bebe, allein unfähig, ihn ſelbſt zu bewegen.

Ich muß verzichten, den Anſprüchen aller Leſer gerecht zu werden. Die Geſchichte Livlands bietet wenig, Herz und Gemüt zu bewegen; ſelten treten ſelbſt ihre edleren Geſtalten ſo klar hervor aus dem Grunde wirr verſchlungener Wirklichkeit, um ein allgemein menſchliches Intereſſe mit verwandtem Anklange zu rühren. Mitfühlen mit ihnen kann nur, wer tieferen Einblick gewonnen hat in jenen Grund, der ſie bedingt, faſt mit dem ehernen Gebot der Notwendigkeit. Setzen wir die Zeder vom Libanon in den Boden dieſes Landes, unter die Wirkung ſeiner Sonnen und Winde und ſchelten nicht den verringerten Stamm, den dürftig gelockerten Schatten, ſondern fragen den Himmel und prüfen die Scholle und ſtaunen über die dennoch ausdauernden Wurzeln und über die dennoch lebendige Krone des Baumes.

Wo waren die Lebensbedingungen politiſcher Größe im Lande?

Ein dreifaches Geſchick brach jede Wirkung auch des heroiſchſten Willens: die Feindſchaft draußen, die Feindſchaft drinnen und ein drittes Übel, größer und unüberwindlicher als jene beiden zuſammen.

Gönnen wir dem Andenken des alten Meiſters noch einen Augenblick ernſter Betrachtung und ziehen dann erſt die Summe.

Das Geſchick dieſes Landes iſt jederzeit mitbeſtimmt worden durch die Feindſchaft draußen. Seit ſeiner Begründung war es zum Prellkiſſen geworden für die benachbarten Mächte. Im Oſten Rußland, im Norden Schweden, im Weſten Dänemark, im Süden Polen: von allen Himmelsgegenden befeindet, war es lange erhalten nur durch die Eiferſucht der Feinde. Es hatte eine jener prädisponierten Stellungen, um welche ſich, wie um eine Angel, die Bewegung großer Staatenkomplexe dreht. Wie Sizilien in alter Zeit, wie nachmals die Niederlande, wie

heute die Länder am Bosporus, ſo war Livland umſtritten von ſeinen Nachbarn als Schlußſtein im maritimen Syſteme der Oſtſee. Keiner durfte dem anderen es gönnen. Wer es gewonnen, hatte den Kampf faſt gewonnen; wer es behauptete, behielt die Herrſchaft im Norden.

Lange ſchien es im Sinne aller, daß Livland bliebe, wie es war: ein neutrales Gebiet inmitten allgemeiner Befehdung, eine Schweiz an der Oſtſee. Allein, wenn es ſo bleiben ſollte, war zweierlei vorausgeſetzt. Die feindlichen Nachbarn mußten gleicher Macht bleiben und gleicher Einſicht. Gleicher Macht, damit nicht im Vollgefühle des Übergewichts eine es wagte, den gefährlichen Kampfpreis anzutaſten. Gleicher Einſicht, damit jede begriffe, was *ihr* an der livländiſchen Selbſtändigkeit läge. *Beide* Vorausſetzungen konnten kaum jederzeit eintreffen, noch beide gleich lange dauern. Zeitig zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts markieren ſich drei Stellungen. Dänemark, am meiſten entlegen, ſtand noch zur Seite. Unter den übrigen Nachbarn hatte Schweden offenbar nicht die größte Macht, aber die richtige Einſicht. Schon unter den Sture, noch mehr unter dem erſten Waſa war es ein Axiom ſchwediſcher Politik, vor allem, daß Livland ſelbſtändig bliebe, ſodann, wo das unmöglich würde, daß es niemandem zufiele als Schweden. Stockholm fühlte ſich ſicher nur, ſolange der Däne nicht Öſel; Finnland nur, ſolange der Ruſſe nicht Eſtland beſäße. Die Beute ſelber zu holen und gegen Dänemark, Polen und Rußland zugleich zu behaupten, fühlte Schweden ſich nicht gewachſen. Solange daher beſonnene Männer den Staat lenkten, war es ihr entſchiedenes Beſtreben, Livland zu erhalten wie es war; eine Oberherrſchaft des Meiſters hätten ſie geduldet, vielleicht begünſtigt: wurde der kleine Staat doch um ſo beſſer gerüſtet gegen feindlichen Angriff.

Anders die Politik Rußlands, das im wachſenden Gefühle ſeiner Stellung nach hafenbildenden Küſten verlangte und zugriff, ſo oft das Verlangen ſich regte. Seine Mittel waren von Natur furchtbar, doch nicht geſammelt und vorbereitet zum überwältigenden Wettkampf; ſeine Einſicht war mäßig, ſeine Politik noch halb aſiatiſch. Um ſo furchtbarer ſeine Anfälle. Sie ergingen ohne Maß, ohne Berechnung. Sie kamen mit der Wut des Orkans, der in kurzer Raſerei alles vor ſich niederwirft. Dann jedoch folgten jedesmal längere Pauſen. Mit Schweden im Bunde hätte Livland noch lange widerſtanden.

Der gefährlichſte Feind war Polen, unſtreitig der mächtigſte und politiſch von fein durchbildeter Einſicht. Ein ſelbſtändiges Livland war ihm nichts wert; auch verlangte es nicht nach Hafen und Seeherrſchaft; dennoch weder Schweden, noch minder Rußland hätte es dieſen Beſitz gegönnt. Zuvorzukommen war es auf alle Fälle entſchloſſen und ſeit ihm Preußen durch den frommen Verrat jenes Albert als leichte Beute gefallen war, ſah es im livländiſchen Ordensſtaate nur die künftig einzuholende zweite Hälfte des billigen Raubes. Sie an ſich zu nehmen, bereitete es in ſeiner Berechnung Mittel und Wege. Was Schweden erwünſcht war, die Konſolidierung des Staates unter alleiniger Herrſchaft des Meiſters: die polniſchen Anſchläge wären gerade dadurch durchkreuzt worden. Es war für die polniſche Politik: das nicht zu dulden. Nur in der vielgliedrigen livländiſchen Konföderation boten ſich ihr die Hebel zu verſteckter Aktion. Den wirkſamſten wußte ſie zu wählen. Es wäre zu weitläufig, zu berichten, wie ſie das Protektorat des Erzſtifts Riga erworben. Sobald der Erwerb feſtſtand, war der Hebel geſichert. So oft der Ordensmeiſter Miene gemacht hätte, den Plan ſeiner Oberherrlichkeit durchzuführen, trat ihm im vollen Berufe ſeines Amtes der Protektor entgegen. Er ſtand da wie der Mazedonier im Bunde der Amphiktyonen: Schiedsrichter, Vollſtrecker, endlich Eroberer. Als Schirmherr ließ er Warnungen ausgehen; rüſtete ſeine Heere; bedrohte die Grenzen. Plettenberg erfuhr die Wirkung des tiefen Schnitts in die Konföderation des Landes: ſeine Sorge war, daß ſie nicht tiefer dringe und den Lebensnerv durchſchneide. Nach ſeinem Tode vollzog ſich die polniſche Politik in raſchen Phaſen; kaum dreißig Jahre und Livland war polniſche Beute: dann fiel auch der Schwede über die nördliche Landſchaft und im Herzen ſengten und brannten ruſſiſch-tartariſche Horden.

Als Plettenberg zögerte, den entſcheidenden Schritt zu tun, war jenes Syſtem polniſcher Politik den Tieferblickenden längſt aufgedeckt; er wußte, eines war unabwendbar: der Sturz des Erzbistums bedeutete Krieg mit Polen; Krieg mit Polen aber wurde den harrenden Nachbarn zum Signal auf die pfahlbezeichnete Beute zu ſtürzen. Was Wunder, wenn er ſich dreimal beſann und ſeinem Fuße Einhalt gebot. Ob er den Untergang Livlands abwandte, wer mochte das weisſagen; daß er ihn aufhielt, war keine Frage. Ob er der Retter würde? — ſchwerlich

hat er ſich ſelbſt mit Täuſchungen geblendet. Feſt ſteht: noch einen Schritt und er wurde der Verderber. Denn welches waren ſeine Mittel, dem hereinbrechenden Untergang dennoch zu wehren?

Sicher war ihm nur eins: zur Feindſchaft draußen die Feindſchaft drinnen.

Man täuſche ſich nicht über jenen Tag zu Wolmar im Jahre 1526. Glänzend waren ſeine Verheißungen; allein Männer fragen nicht nach Gelübden, ſondern nach Willen und Kraft, ſie zu halten. Vier Biſchöfe, ein Erzbiſchof und der Orden hatten ſich ſeit Jahrhunderten geteilt in die Herrſchaft. Jeder Herr hatte *ſeine* Vaſallen; jede Landſchaft *ihre* Privilegien; jeder Stand, jede lokale Gruppe im Stande ihre Grenzen. Die einen waren gewohnt zu leben unter dem Krummſtab, die anderen unter dem Ordenskreuze. Die einen wie die anderen hatten den erblichen Beſitz ihres Bodens errungen. Und ſtanden unter *wechſelnden* Herren. Die Biſchöfe zogen keine Söhne groß; der Meiſter hatte keine Erben ſeines Blutes; die Domherren, die Komture, die Äbte: ſie alle genoſſen ihre Güter nur in Kraft ihres Amtes. Und kein Amt war keinem Ritterbürtigen verſchloſſen. Während der Adel ſich immer mächtiger heraufbildete zu unſterblichen Gemeinſchaften reichbegüterter Geſchlechter, fand er für ſeinen Überſchuß Raum in den Pfründen und Klöſtern der Stifter, in den Schlöſſern des Ordens. Und ſollte er dies Anrecht opfern einem nur flüchtig begriffenen politiſchen Gelüſte? Sollte er ſelbſt mitwirken, über alles Land nur *eine* Herrſchaft zu bringen, die dann bald erblich würde in *einem* Geſchlechte? Jene Summe wechſelnder Güter war dann aus dem allgemeinen Genuſſe gezogen. An Stelle — wenn ich mich nicht völlig treffend ſo ausdrücken darf — an Stelle natürlicher Rotation von Herren und Vaſallen verewigte ſich der Gegenſatz von Herrſchern und Beherrſchten. Kurland hat nachmals die Prüfung dieſes neuen Verhältniſſes durchlebt und nicht überlebt. So wild die Ritterſchaften ſich auflehnen mochten gegen dieſen Herrn oder jenen; die Zeiten des Verdruſſes, des Übermuts, der Empörung gingen vorüber: ein leidliches Verhältnis ſtellte ſich wieder her. So brachte der Wechſel es mit ſich. Unter einem erblich gebietenden Herrn wären Verdruß, Übermut, Empörung verewigt. Und kein Gelübde hätte gegolten. Eben jener Tag von 1526 — wenn es für ihn der Warnung bedurfte — mochte

den Herrmeiſter warnen. Wie ſeine Freunde ſprachen: an ihren eigenen Gedanken mochte er ſie aufwachſen ſehen — wenn er tat, wozu ſie ihn drängten — zu ſeinen bitterſten Feinden. Die Bürger von Dorpat hätten ihn deſſen belehrt. Nicht nur die Rache vom Dom fürchteten ſie, wenn ſie ſich dem Meiſter ergäben: ihre Fiſche fürchteten ſie zu verlieren und das Geld aus den Fiſchen. Würde nicht der Meiſter zu ſeiner und ſeiner Schlöſſer Notdurft die Fiſcherei ihnen nehmen? Auch hätten, ſo trugen ſie vor, ihrer Bürger Kinder von jeher Unterkommen und Glück bei der Kirche zu Dorpat gefunden, der Kirche Land und Leute genoſſen, wären ſelbſt zum biſchöflichen Stande gediehen. Alles deſſen müßten ſie unter dem Regimente eines anderen Herrn entbehren. Sollten ſie dem Meiſter anhängen, ſo verlangten ſie dreierlei: den Dom und das Schloß wollten ſie in Beſitz haben; der Landgüter der Domherren wollten ſie genießen; bei ihrer Fiſcherei wollten ſie bleiben. Unter ſolcher Bedingung erklärten ſie ſich zu allem erbötig. Man ſieht, ſie nannten einfach den Preis: Land und Fiſche, um welchen ſie feil waren. Und jeder Stand, jeder Ort im Lande hatte, wie ſeine Privilegien, ſo ſeine Fiſche.

Alſo Feindſchaft draußen und drinnen, ſofort, zur ſelben Stunde: das war der Preis der Oberherrſchaft des Meiſters. Und wäre er der einzige geweſen! Vielleicht gelang es, die Wogen zu brechen, vielleicht, nach blutigen Kämpfen, aus wechſelnden Phaſen zweideutiger Ruhe den jungen Staat mit kräftiger Hand hinüberzuſteuern in eine Zukunft wahrhafter Einigung und Befriedigung; vielleicht gewöhnten ſich die Gemüter der neuen Ordnung, wie ſie der alten gewöhnt waren. Nur eines war unerläßlich; nur eines durfte nicht fehlen: Wenn Sonnen und Winde das neue Leben bedrohten, wenigſtens der Boden durfte die Nahrung nicht verſagen. Wenn äußerer Angriff und innere Empörung dem neuen Staate dem Kampf anſagten, der Held, der ihn zu behaupten unternahm, eines mußte er ſicher ſein: er mußte über Männer gebieten und über Geld.

Geld tat Not, Freunde zu gewinnen und zu behaupten, Feinde abzuwehren und niederzuwerfen. Wo aber waren die unerſchöpflichen Fundgruben? Die Feinde brauchten nur einmal über die Grenzen zu fallen, von Oſten, von Süden, von Norden, zur Zeit der Ernte, und drückende Verlegenheit war die Folge; ein zweiter Einfall, und die

Verlegenheit ſtieg zur Ratloſigkeit; ein dritter, und Hunger und Tod und Elend lagen über dem Lande. Die Schrecken, die nachmals kamen, haben das Land die fürchterliche Erfahrung gelehrt; da hat es gefühlt: wie mancher biedere Arm lahm herabhing, wie mancher kühne Mut brach lag; wie mancher treue Wille ſcheiterte; wie, ehe noch offener Verrat die Tragödie ſchloß, das Land dem Untergange unabwendbar anheimfiel — aus Mangel an Gold.

Und hätte der Meiſter über Gold verfügt in nie endenden Strömen, fand er auch Männer? Nicht nur ihn einmal in die Schlacht zu begleiten, ſondern jahraus jahrein in großen Kämpfen zu ſiegen, geſchlagen zu werden, zu triumphieren, zu leiden, zu Tauſenden hinzuſterben, zu Tauſenden immer neu ergänzt dazuſtehen, ihn zu ſtützen nicht nur mit ihrem Arm, ſondern mit ihrer Geſinnung, nicht nur mit Waffen, ſondern mit Treue, nicht nur mit leiblichen Mitteln, ſondern mit dem gewaltigen Männerwillen, der zuzeiten ein großes Volk ergreift, ſo daß es dann in allen Nöten vollbringt, was es will.

Und hatte er ſie nicht, dann eben war es dies, was ohne Widerrede, unabwendbar entſchied, ein Hemmnis, gefährlicher als die Nachbarſtaaten, verderblicher als der Hader der Parteien, lähmender als der Mangel an Geld, ein Schaden ſeit Jahrhunderten verjährt, vielmehr ſo alt als irgend eine deutſche Staatenbildung im Oſten, eine Kluft, die immer weiter gähnte, je mehr Zeit ins Land ging, je einſeitiger die politiſchen Anſätze ſich entwickelten, je dringender das Bedürfnis unerſchöpflicher Kräfte wurde: Es gab nicht und hatte nie gegeben und gibt auch heute kein Volk im Lande.

Kein Volk. Darin liegt ſeine Geſchichte beſiegelt. Darum iſt es geblieben, was es von Anbeginn geweſen: Kolonie.

Die Geſchichte von Kolonien iſt ewig dieſelbe. Raſch auf die Zeit der Jugend folgt der Untergang. Iſt das Band mit dem Mutterlande geriſſen, ſo gibt es nur eine Rettung: im eigenen Schoße muß der Kolonie ein Volk erwachſen ſein, aus dem ſich ihre Kraft erneut, ihr Wille beſtätigt, ihre Zukunft aufbaut.

In Livland gab es von jeher nur Sieger und Beſiegte. Mit Strenge mußte das Landvolk niedergehalten werden in einer Landſchaft, die umlauert war von übermächtigen Feinden. Aus jener Zeit hat es ſeinen Haß vererbt in die Gegenwart. Von Natur, in Sprache und

Sitte, im innerſten Weſen verſchieden, hat es jederzeit nur eine Summe vereinzelter Kräfte dargeſtellt, welche der herrſchende Stamm ſich dienſtbar machte zu alltäglichen Zwecken. In Zeiten der Prüfung, in den Tagen der Entſcheidung hat es nichts gegolten und nichts gewogen.

Einzig auf ſich gewieſen iſt dieſe Kolonie geblieben, ein Bau, nicht getragen von breitgefeſtigtem Grunde, gewölbt wie über den Abgrund, ohne Stütze außer im eigenen Gefüge. Streng geſchloſſen in feudaler und korporativer Gliederung, ſo hatte ſich gebildet, ſo wuchs und behauptete ſich dieſe Menſchengemeine, gebunden vom alten, deutſchen Recht, das, heute von gedankenloſen Enkeln verſpottet, einſt die Mitgift geweſen war vollkräftiger Jugend.

Nur große, reichbegabte Völker wechſeln mit jeder Altersphaſe die Ausſtattung und erneuern ſich zwanglos. Die kleine Gemeine, welcher in wechſelnder Anfeindung Licht und Atem benommen wird, muß haushalten mit dem einmal empfangenen Erbe. Ihre Aufgaben ſind mäßig; ihre Mittel beengt; ihr Kampfpreis gering. Sie kann nach dem Höchſten nicht ſtreben vor Gefahr, auch das Kleinſte zu verlieren. Feſthalten und ausharren iſt ihre Loſung.

Allein, fehlte auch allezeit das Volk, es fehlte nie ganz an Männern. Waren ſie nicht gewachſen, den Stürmen der Jahrhunderte, dem Anfall dreier Reiche, dem Untergang der politiſchen Freiheit zu wehren: ſie wußten wenigſtens ihr Haus zu verwalten; ſie hielten zu den Ihren; ſie behaupteten ihr Recht und ihre Sitte. In aller Selbſtſucht pflegten ſie der Gemeinſchaft; in aller Willkür hielten ſie feſt am Eckſtein ihres Baues. Sie waren nicht ausgeſtreut als verlorene Abenteurer, nicht verflacht zu willenloſer Menge: ſie fühlten, was ſie galten und was ſie vermochten und nur in den Zeiten der furchtbarſten Not und Verödung — und auch dann nicht auf immer — haben ſie ſich verloren gegeben.

Eine ſolche Gemeine, höherem Berufe nicht gewachſen, allein gewohnt, bedingten Aufgaben nicht ohne Würde zu genügen, ſchätzt und behauptet, was ſie zu dem gemacht, das ſie geworden: ſie formt ſich ſchwer um und läßt ſich noch ſchwerer umformen. Die Macht der Gewohnheit iſt nicht knechtiſch, ſolange ſie ruht auf dem Bewußtſein des Rechts, das ſie gezeugt hat.

Solcher Gemeinſchaft, ſolcher Gewohnheit gehörte der alte Meiſter

ſelbſt an. Sein Geburtsland hatte ihn dazu erzogen, ſeine zweite Heimat zu hohen Würden erhoben und im Gefühle derſelben Traditionen befeſtigt. Er war nicht der Mann, das Geſetz zu brechen, das in ihm lebte. Er war auch der Tor nicht, an das Wunder zu glauben, daß derſelbe Hammerſchlag den Bau zu ſtürzen und zu erneuern vermöchte. Das Maß ſeiner Wirkung fand er unabänderlich gezogen: mit den Mitteln, welchen er gebot, konnte er nur erhalten oder zerſtören. Er wurde Erhalter.

Und nicht nur Erhalter. Selbſt unter den ſpärlichen Zeugniſſen ſeiner Zeit fehlt es an Merkmalen nicht, daß er weiterzubauen gedachte. Ohne Aufſehen und Lärm, ohne Haſt und Überſtürzung ſieht man ihn unabläſſig einen Plan verfolgen.

Und allerdings liegt es in ſeinem Plane, Herr des Landes zu werden. Tiefer als die hadernden Parteien, ausdauernder als die heißköpfigen Freunde, fühlt er das Bedürfnis einheitlicher Macht.

Nur daß ſie ihm Mittel, nicht Zweck iſt. Nur daß er kein Ziel kennt, als das Wohl des Landes. Nur daß er nicht zaudert, das Werkzeug zu zerbrechen, ſobald es ſich wider das Ziel empört und wider den Meiſter. Das iſt der Schlüſſel zum Verſtändnis des Mannes.

Von Phaſe zu Phaſe ſchreitet er ſelbſtbewußt vor. In blutigen Schlachten wehrt er den gefährlichſten Feind ab. Dann ergreift er kräftig die Verwaltung des Landes. Frühe iſt er entſchloſſen, die Oberhoheit des Erzbiſchofs nicht zu dulden: als Gleicher ſtellt er ſich ihm gegenüber. Mit Milde und Ernſt verſöhnt er unermüdlich die Parteien. Das Zerwürfnis der Zeit, die eigene Würde und Weisheit ſichern ihm ungeſucht das Amt des Vermittlers, des Richters. Die Reformation kommt ins Land; den Erzbiſchof bedroht ſie mit völligem Sturze, dennoch bleibt Plettenberg ſeiner Aufgabe getreu; ſo lebhaft er der neuen Lehre ſich zuneigen mag, ſicheren Auges ermißt er die Gefahr umſtürzender Neuerung; nicht tritt er ihr in den Weg; er dämmt ſie ein; er rettet den Feind, aber bewahrt auch das Land: nun reinigt und tränkt ſie, ſtatt zu zerſtören. So tritt er in die dritte Phaſe. Unterdes hat er vom Hochmeiſter die Oberhoheit über Harrien und Wirland erworben. Als in Preußen der Ordensſtaat fällt, entzieht er ſich nicht dem Geſetze des Ordens, doch gibt es in Wirklichkeit niemand mehr über ihm, als Kaiſer und Papſt. Mitten im Vollgefühl ſeiner

Macht bleibt er derſelbe. Kaiſer Karl erhebt ihn zum Fürſten und ſetzt ihn damit in der Ordnung des Reichs den Erſten zur Seite. Es iſt am Vorabend des Jahres 1526, als die Ereigniſſe plötzlich ſich überſtürzen. Der faſt ſchon vollzogene Landesverrat des Erzbiſchofs drängt zur Entſcheidung; die Stände treten zuſammen und rufen den Meiſter zum Herrn aus: die Kataſtrophe kündet ſich an.

Bis hierzu iſt er von Stufe zu Stufe geſtiegen unter dem Schatten des Rechts; mit der höchſten Macht hat er noch jederzeit die höchſte Gerechtigkeit vereinbart. Noch einen Schritt und er ſteht am Ziele. Die Stände drängen, nicht länger zu zögern.

Allein, was ſie begehren hat einen anderen Sinn. Die alte Konföderation wollen ſie ſprengen: ein neues Geſetz ſoll herrſchen. Den Eckſtein ſoll er zerſchlagen, das alte Recht und ſich zum Geſetz machen. Er zögert nicht lange; er hält ſeinen Schritt zurück: ſo fällt der Anſchlag der Exaltierten.

Allein, in aller Mäßigung entſagt er nicht ſeinen Plänen. Wir haben geſehen, wie wenig Monate darauf alle Herren und Stände ihm als Schirmherrn ſchwören, darunter der Erzbiſchof ſelber. Die Konföderation bleibt beſtehen; die Herren bleiben im Lande, jeder Stand in ſeinen Rechten; ſcheinbar iſt alles beim Alten. Und doch welche tiefe Erneuerung, welcher Umſchwung der Dinge, welche Zukunft voll Macht und Frieden und in der Fülle der Macht welche Weisheit. Kein Feind iſt gekränkt, weder drinnen noch draußen. Den Herrn, wie die Stände ihn ausriefen, war der König von Polen, der Protektor des Erzſtifts, berechtigt, genötigt, mit allen Waffen der Intrigue und des Krieges zu ſtürzen. Dem Protektor gegenüber iſt der Protektor entwaffnet. Das größtmögliche Maß der Macht iſt gewonnen in Frieden, in Einigkeit, in Ausſicht glücklicherer Zeiten.

So ſchließt ſich das Bild Plettenbergs, aus dem Dämmer flüchtiger Einbildung gehoben, im Lichte der Wirklichkeit zu ungekünſtelter Größe befriedigend ab. So mißmutig man ſich wegwenden mochte unter dem Eindruck flüchtiger Beobachtung, ſo mächtig fühlt man ſich zurückgezogen bei ernſterer Prüfung. So aufrichtig das Bedauern geweſen, daß er das Geſchick des Landes nicht ergriffen und vollzogen, ſo aufrichtig wird nun der Wunſch, daß es ihm vergönnt geweſen wäre, zu vollenden, wie er begonnen.

Tiefer als irgend ein Staatsmann vor oder nach ihm hatte er das Lebensgeſetz dieſes Landes begriffen, ſeine Mittel gewägt, die Höhen gemeſſen, zu denen es hinaufzureichen vermochte. Fern jeder eitlen Überſchätzung, jeder träumeriſchen Überſtürzung, faßte er feſt das Erreichbare ins Auge und erſtrebte nicht mehr und nicht minder. Erhalten wollte er und erneuern, ſtützen und krönen, vollenden und veredeln: nicht zerſtören, nicht alles wagen, wo nichts zu gewinnen ſtand, als unabwendbarer Untergang.

Nur wer Freude hat am Unmöglichen, wird ihn der Schwäche anklagen.

Und wurde es ihm nicht erſpart, ſeine Hoffnungen und Pläne dem Schiffbruch entgegentreiben zu ſehen, ihm blieb das Bewußtſein, wie ihm das Ziel ſtets höher gegolten als das Mittel; wie er das Wohl des Landes nie verkauft für die eigene Größe; wie jede neue Erfahrung ihn lehrte, was er frühe begriffen: daß in dieſem Lande vieles erreichbar war in Mäßigung, in Einigkeit, in gemeſſenem Fortbau; daß in ihm nichts gewachſen war, die Zeit der Not zu überſtehen, wenn es, angefallen von Feinden drinnen und draußen, nach eitlen Palmen rang, arm an Hilfsquellen, arm an Männern und ohne ein alles überdauerndes Volk. Unerſchrocken mochte er ſtehen unter dem hereinbrechenden Ruin, auch mitten unter geſcheiterten Plänen in voller Mannesgröße.

Nicht ſein war die Schuld, wenn nun, als er hinging, ſich alles verſchwor, ſein Werk zu ſtürzen. Nicht ſein die Schuld, wenn ihn das Alter überkam und der Tod ereilte, ehe er ſeine Pläne ausführen können, man müßte denn ein Menſchenalter jeder Aufgabe gewachſen meinen, auch der Aufgabe, die Sünden und Fehler von Jahrhunderten auszutilgen.

Bedürfte es der Folie für ſeine Größe, für jene unerreichte Miſchung von weiſer Mäßigung und männlichem Willen: die nach ihm kamen, würden ſie bieten, vom erſten bis zum letzten, bis zu jenem Kettler, welcher das Land verkauft und verraten und ſich dann ſchrieb von Gottes Gnade. Dann war das Programm erfüllt des Tages von 1526. Dann gab es einen erblichen Herrn und neben ihm keinen der alten Herren im Lande; aber der Herr war Knecht des Königs von Polen und überall in den Landſchaften herrſchten fremde Geſetze und

vom Erbteil der Freiheit war lange nichts zu ſpüren, als Haß und Verrat, Unwillen aller gegen alle, Ermattung, Ohnmacht, Verödung der Herzen und Geiſter ohnegleichen.

Da war der alte Meiſter längſt tot und mit ihm ſeine Entwürfe. Keinen hat ein ſo reines Andenken überlebt mitten in dem parteizerriſſenen Lande. Einſtimmig galt er Zeitgenoſſen und Nachkommen als ein würdiger Herr, ein zuverläſſiges Haupt, ein weiſer, vorſichtiger Fürſt. Allein, ob ihn am meiſten der Ruhm zierte, allen gerecht geworden zu ſein und niemand geſchädigt zu haben, nie hat er zaghaft gehießen oder der Tatkraft bar. Man erzählte ſich gerne, wie er geſtorben: in hohem Alter, nicht im Bette, nicht gebrochen: vor dem Altar in Wams und Kleidung. Es zeigt, wie man ihn ſich zu denken gewohnt war: aufrecht und männlich gefaßt. Und mächtig durch das Gedenken ſeines milde regierenden Alters bricht ſich das Zeugnis Bahn von der würdigen Tatkraft des Mannes, blitzt die Erinnerung durch an ſeine Jugend, da er die Ruſſen geſchlagen.

Frau von Krüdener.

Vie de Madame de Krüdener par Charles Eynard. Paris 1849. 2 vol.
(Phil. 1. 8—11.)

Die Toten auferwecken aus ihrem Schlaf, hieß ſonſt Geiſterbannen. Die Kunſt wird noch heute geübt, bald mit Vorwitz, bald mit Andacht; mit Geſchwätz oder in ernſter Betrachtung, oft zum Schaden, nicht immer ohne Belehrung. Wie der Wanderer das Recht hat, den Wegekundigen nach Richtung und Ziel der Pfade zu fragen, ſo iſt es die Pflicht deſſen, der die Wege kennt, ſie zu weiſen auch ohne Mahnung: wer irre gegangen iſt, ſo warnen vor Verirrung. Das iſt ein Recht der Lebenden und den Toten eine Pflicht.

Im Sinne des Mottos, das ſeinem Buche vorgeſetzt iſt, hat der Verfaſſer der Vie de Madame de Krüdener die Vermittlung übernommen zwiſchen den Lebenden und einer Toten. Von einem jener Schüler, die mit der Krüdener gebetet und Wunder geſehen, hat er ſich anregen laſſen, das Rätſel ihres Lebens zu löſen. Der Schüler ſelbſt, Empaytaz, Prediger in Genf, hat lieber ſchweigen wollen aus Scheu vor der calviniſtiſchen Strenge ſeiner Heimat. Der Freund tritt mutig vor ſeine Schwäche und wagt zu reden. Aus Büchern, Journalen und mündlichen Mitteilungen ſammelt er das Material; in ſich ſelbſt ſucht er Form und Richtung des Urteils: „ſie hat einen guten Kampf gekämpft," iſt ſeine Summe, „und den Glauben bewahrt bis ans Ende." Danken wir ihm für das Material und prüfe jeder für ſich die Summe. Den Schleier zu heben von einer Toten, von einer Frau — auch wäre es nicht ſchon öfters verſucht — iſt diesmal nicht Vorwitz und, ſo manche Lebende noch verknüpft ſind in ihre Erinnerung, nicht

Kränkung. Die tote Frau ſelbſt hat ſich der engeren Provinz und der Stille des Lebens, in welcher der Wirkungskreis der Frauen meiſt umſchrieben liegt, entfremdet und geſtattet nicht nur, ſondern fordert ein öffentliches Urteil, da ihr Name und unklare Vorſtellungen von ihrem Wirken überall unter uns leben. Wenn ein Herz in der Stille kämpft und bricht, dann iſt es hart, wenn es aufhört zu ſchlagen, es herauszerren wollen vor die Augen der Menge: aber die Augen ſchließen vor einem Trauerſpiele, das offen vor der Welt begonnen und beendet iſt, wäre töricht. Und Julia Barbara von Krüdener geb. Vietinghoff hat ſolch ein Trauerſpiel in vollen fünf Akten durchlebt, davon der erſte von ihrer Jugend handelt, der zweite von ihrem Mittelalter, der dritte von ihrer Bekehrung, von ihrer Prophetie der vierte, der fünfte von ihrem Tode.

Das Geſchlecht unſerer Frau war in Livland ſeit altem berufen. Zwei ihrer Vorfahren hatten dem deutſchen Orden im Lande das Schwert vorgetragen, hartnäckig und unbeſchädigt geiſtlichen Interdikten getrotzt, waren bei zu hitzigem Anfall auf die Litauer ums Leben gekommen und eingegangen zu den Ahnen. Ihr Epigone, der Vater unſerer Heldin, da es keinen Kampf mehr gab gegen die Ungläubigen, trieb das Branntweinbrennen im großen, er beſaß drei Güter im Lande, darunter Koſſe bei Werro; in Riga unterhielt er auf eigene Koſten ein Theater und verkaufte es nachmals der Stadt mit Vorteil. Sein Geſchick, ſein Vermögen verſchafften ihm Titel und Würden; er war Geheimrat und Senateur; allein es genügte ihm am Stolze ſeines Geſchlechts; er ſchlug ſich wohl an die Bruſt, wenn man ihn Exzellenz nannte, und rief: Ich bin Vietinghoff! Die Mutter, eine Enkelin des Grafen von Münnich, hielt ſtreng auf die Würde des Hauſes, adlig zugleich und geſchäftig: früh um ſechs muſterte ſie die Wirtſchaft, zu Mittag die Kinder: abends unterhielt ſie ſich würdig am Spieltiſch. Fünf Kinder entſproſſen dieſer Ehe, zwei Söhne, drei Töchter; der älteſte Sohn ſtarb frühe; die älteſte Tochter war taubſtumm, die zweite, Barbara Julia, wurde am 21. November 1764 zu Riga geboren. Aus ihrer Kinderzeit iſt nicht viel überliefert. Im dreizehnten Jahre reiſte ſie mit den Eltern und der Demoiſelle Lignol, die unübertroffen war in der Kunſt des Filetmachens, in die Bäder von Spaa und nach Paris. Die angehende Dame hatte damals noch jenen Teint, den die

Franzoſen brouilliert nennen, eine große Naſe und vorſtehende Lippen; allein offene blaue Augen, üppiges Haar und — womit ſie noch ſpät zu brillieren wußte — ſehr ſchöne Arme. Freilich fehlte ihr noch die Grazie: der berühmte Veſtris verzweifelte, ſie je zum Tanz abrichten zu können, ſie, die noch vierzigjährig mit ihrem Shawltanz die jüngſten Herzen betörte. Zwei Jahre hatten ſich nach der Heimkehr verlebt, als ein Gutsnachbar um die ſechzehnjährige Erbin freite. Schon damals glaubte ſie der Liebling Gottes zu ſein; in der Angſt ihres Herzens betete ſie um Erlöſung von dem täglichen Übel eines Gemahls; Gott ſandte ihr die Röteln und die Partie ging zurück. Abermals um zwei Jahre — ſie war achtzehnjährig — fand ſich der zweite Freier, Burchard Alexis Conſtantin von Krüdener, im Jahre 1744 geboren, in Leipzig noch unter Gellert gebildet, ſchon längere Zeit in ruſſiſchen Geſandtſchaften verwendet, zweimal verheiratet und beide Male geſchieden. Seine neunjährige Tochter bedurfte weiblicher Pflege: ſo verſuchte er ſich zum dritten Male. Die Hochzeit wurde zu Ramkau, bei der Mutter des Bräutigams, der Präſidentin von Budberg, gefeiert; dort verlebte das junge Paar die Flittermonde. In die langweilige Etikette — die Schwägerinnen nannten ſich nur „Exzellenz“ — kam Abwechslung durch die Erziehungsmethode, welche der Mann an ſeiner jungen Frau verſuchte: er las mit ihr franzöſiſche Romane, man trieb Tanz und Muſik; man gab ſich Charaden und Sprichwörter auf; ſelbſt ein Liebhabertheater kam zuſtande und der harmloſe Taumel wurde unterbrochen erſt durch die Geburt eines Sohnes, der nach ſeinem Paten, dem nachmaligen Kaiſer, den Namen Paul erhielt. Nicht lange darauf wurde Krüdener als Geſandter nach Venedig verſetzt.

Der Eindruck des ſüdlichen Landes war mächtig auf die junge noch ungeformte Seele. Sie hat ihn ſpäter in der Valérie beſchrieben. Entzückt ſah ſie die Etſch, ſchäumend inmitten der friedlichen Landſchaft; an den italiſch-belebten Dörfern, die hier und da neben Ruinen lagen, maß ſie den Abſtand zwiſchen Tod und Leben. Der Schrei des Storchs, der über die toſende Etſch hindrang, regte ſie auf, wie nachmals das Geſchrei der Möve am Lido. Einen anderen Reiz, der ſüdlichen Opern und Maskenbälle, koſtete ſie zuerſt in Padua. In Venedig ſodann ſchminkte ſie ſich verſtohlen zu den Bällen des ſpaniſchen Ge-

ſandten. Auf der Gondel, die ſie heimführte, ſaß ſie verſunken in das Schattenſpiel der Wellen; eine Stunde der Nacht verging in Sinnen; der Tag brachte Beſuch und Proben, der Abend Masken und Komödie. Wieder ging das Liebhabertheater im Schwunge. Die Geſellſchaft war fein und bunt. Dort ſchaltete die Frau des öſterreichiſchen Geſandten, die Gräfin Brenner, welche weiß und rot mit ſeltener Kühnheit auflegte, einen Rock, bald roſenrot, bald ſeladongrün, nach Männerſchnitt trug, das Haar zu Taubenflügeln verflochten: Man ſah ſie ſelten ohne Jabot und engliſche Manſchetten und, während ſie munter die Geige ſtrich, lenkte ſie das Orcheſter der Liebhaber.

Man ſpielte franzöſiſch den „verlorenen Sohn", die „gefährlichen Pfänder". Der venezianiſche Adel, dem die ſcheue Politik des Senats den Umgang mit dem diplomatiſchen Korps unterſagte, fand in Maske durch Hintertüren Zutritt. Sänger und Sängerinnen ſangen zu dem Geflüſter der Scherzenden. Überall war Bewegung und voller Genuß des Lebens. Es ſind aus dieſer Zeit Briefe der Krüdener erhalten. Sie weiß nicht, was ſie an ihrem Manne mehr bewundern ſoll, ſeine noble, hohe Geſtalt, ſeinen großen Geiſt, ſein liebenswürdiges Herz. Wie manches tut ſie ihm zu Gefallen, ſobald es ihr gefällt! Sie trägt ihm Blumen und Erdbeeren zu; ſie ſinkt in Ohnmacht, wenn er ein wildes Pferd beſteigt; ſie fährt ihm zuliebe aufs Meer und zittert auf den Wellen. Er, zwanzig Jahre älter, lebt ſeinem Amte und liebt Diners. Wenn er abends in den Saal tritt, forſcht ſie in ſeinen Mienen; je heller die Kerzen, um ſo lieblicher ihr Lächeln; gelingt es ihr nicht, ſeine Falten zu glätten, ſo ſieht man ſie in Tränen ausbrechen. Im Frühling zieht man nach der Mirà, einer Villa an der Brenta. Das Haus liegt unter blühenden Akazien, von Morgenwind angeweht; im Garten werden gekettete Adler gefüttert; die Tage vergehen ſtill und anſcheinend friedlich. Aber, wenn die Leichterregte einmal dem Manne, der ſpät ausgeritten iſt, im Gewitterſturm auf der Landſtraße entgegenläuft und, als er ankommt, in hyſteriſches Entzücken ausbricht, er jedoch die Unbeſonnene freundlich ſchilt, da iſt ihr erſter Gedanke: „Weh, an meiner Stelle wäre er zu Bett gegangen und er hätte geſchlafen!" Mehr Sturm verlangt ſie von ſeiner Liebe, mehr Verzückung und alles nach Laune; heute will ſie Krieg, morgen Frieden: bald reizen, bald verſagen, locken und verſchmähen. Immer ſich gleich

bleibt der Mann. Wo das eine Opfer verſagt, fällt ein anderes. Ein Ruſſe, ein Sekretär der Geſandtſchaft, Alexander Stakieff, jung, lebhaft und ſchüchtern, war ſeinem Meiſter zugetan und bald nur zu ſehr auch ſeiner Meiſterin. Er träumt ſich im Paradies und anfangs unbefangen, bald mit bewußter Pflege, zieht die Gärtnerin den Baum in Eden groß, deſſen Früchte ſie nachmals mit anderen teilen wird, während Stakieff weiblich genug fühlt, ſich rühren zu laſſen, aber auch männlich genug, zu ſchweigen. Er hat noch nicht gelernt die Kunſt frommen Betruges, während ſie damals ſchon wehrlos iſt gegen die ſüße Gefahr der Vergötterung. Mit Rührung empfängt ſie faſt täglich ein altes Weib; immer geht es reich beſchenkt und ſtellt ſich zerlumpt wieder ein; es ſchwört, das Geld immer wieder hingegeben zu haben zu Seelenmeſſen für die ſchöne Ketzerin. Und die ſchöne Ketzerin iſt gewiß beglückt, Gott — auch durch katholiſche Vermittlung — perſönlich vorgeſtellt zu werden.

War es ein Verhängnis, daß das junge, noch ungeprüfte Herz der Krüdener ſo frühe hinüberverpflanzt wurde in den Süden: das Verhängnis reifte vollends, als nach achtzehn Monaten luſtigen Liebhabertheaters und italiſchen Landlebens der Süden vertauſcht werden mußte mit dem Norden. Der Mann wurde zum Geſandten in Kopenhagen ernannt. Hier hatte der Graf Skawronski mit maßloſem Luxus repräſentiert; man mußte ihm nacheifern und prunkvolle Feſte, überladene Diners geben. Es wurde mehr ſteife Diplomatie getrieben, als galanter, oft harmloſer Scherz. Langſam gähnend öffnete ſich die Kluft zwiſchen Mann und Frau. Hier war er daheim, ſie eine Fremde. Zum erſten Male wollte ſie jetzt mit Berechnung gefallen; mitten in der gezirkelten Welt ſehnte ſie ſich, eine eigene Welt zu ſchaffen; ſie ſuchte durch Lächeln und Blicke zu feſſeln. Der Ritter aus Venedig ſchloß Liebe und Angſt ins Herz, bis ihm die Qual, Zeuge zu ſein ſo leicht verſchwendeter Gunſt, unerträglich wurde; dann riß er ſich los und reiſte ab. In einem Brief ſchüttete er dem Meiſter ſein Herz aus; keinen anderen Troſt nahm er mit ſich. Der Diplomat wußte es bereits; er hatte im Herzen ſeines Sekretärs geleſen und die milde Flamme, die ſeine junge Frau nur belebte, ohne zu ſchädigen, gebilligt; das Bewußtſein, heimlich geliebt zu ſein, hatte ihr in der Geſellſchaft ein Selbſtgefühl verliehen, das ſie nur brillanter erſcheinen ließ. Und

das war diplomatiſch zweckmäßig. Jetzt, wo der Ritter geflohen war, konnte ſein Brief die Wirkung verlängern: die Frau mußte ihn leſen. Sie las mehr, als der Mann ahnte; ihr trat zum erſten Male in voller Schärfe der Gegenſatz von Mann und Ritter entgegen: ſo alſo war ſie geliebt worden und nun war, der ſie ſo lieben konnte, geflohen.

Das ſpät gefundene und ſogleich verlorene Liebesideal warf ſie nur tiefer in den Taumel der Eitelkeit und des Ballgeflüſters. Mitunter ſucht ſie noch den Mann zum Ritter zu verwandeln. Sie reizt ihn künſtlich zur Eiferſucht: weckt Eiferſucht doch halbtote Liebe. Aber der Gemahl bleibt diplomatiſch gemeſſen und ruhig; dann härmt ſie ſich ab, dann vermag ſie nicht zu enden mit dem Seufzer junger Sünderinnen, von niemandem verſtanden zu ſein. Und die Zeit wird immer konfuſer. In die Diners fallen Bälle, in die Bälle Diners. Mit möglichſt geringem Zeitverluſte wird ein mageres Töchterchen in die Welt geſetzt und wieder erneuert ſich der alte Taumel. Endlich vermag ſie nicht mehr zu bleiben. Aus den däniſchen Prunkfeſten ſehnt ſie ſich gar zu heftig nach den Maskenſcherzen von Venedig; ſie verfällt in ein Nervenleiden. „Kein Weib hat gelitten," ſchreibt ſie, „was ich leide." Nicht nur ſtören ſchwarze Gedanken ihre Toilette, die Toilette ſtört ſie in den ſchwarzen Gedanken; ſie ſpeit Blut; ſie iſt ſich ſelbſt unwiderſtehlich intereſſant geworden. In dieſer Stimmung nimmt ſie vom Gemahl Urlaub und reiſt mit den Kindern und der Stieftochter ab. Demoiſelle Piozet aus Genf folgt ihr; ein Privatſekretär ihres Mannes begleitet ſie, um gleich nach der Ankunft in Paris auf rätſelhafte Weiſe zu verſchwinden und verſchollen zu bleiben. Von der Krüdener — ſie war damals fünfundzwanzig Jahre alt — iſt bald jede Melancholie verflogen. Paris hat den Reiz, daß ſich gewiſſe Künſte des Südens und Künſte des Nordens, des Herzens und Geiſtes, begegnen. Man wird geliebt wohl auch ohne Geiſt, allein es iſt eleganter, mit Geiſt lieben und lieben laſſen. Nun ſieht man die Krüdener ſtundenlang in Bilderſälen und in Unterhaltung mit Schriftſtellern. Sie ſucht Bernardin de St. Pierre auf; er taufft ihre Kinder Paul und Virginie und ſtellt ſie ſeinem Hunde Atys vor; man tafelt auf dem Raſen; Bauerkinder und franzöſiſche Eſelchen naſchen von den Brocken. Es ſind Geßneriſche Idyllen, entzückende Impromptus, und darauf hat ſich der Mann, dem über alles die Regel ging, nie ver-

ſtanden. Wie reizend erſcheint ſich nun das junge Herz! wie rührend ſchildert ſie dem gemütlichen Freunde, wie ſie mitten im däniſchen Prunke einfach, wahr und natürlich nur ihren Mann geliebt, wie ſie fortgezogen iſt, nur um ihm aus Geldnot zu helfen — denn für ſich iſt er nicht zu ſo glänzendem Haushalt verpflichtet — und es iſt nur eine Fügung des Schickſals, wenn ſie nach dreimonatlichem Aufenthalt in Paris bei Madame Bertin, der Putzmacherin der Königin, eine Rechnung hat von 20000 Fr.

Im Dezember 1789 bricht ſie mit einem Abbé nach Montpellier auf. Es war ein Wendepunkt in ihrem Leben. Sie war noch jung und der Süden zog ſie unwiderſtehlich an. „In Nimes," ſo ſchreibt ſie, „durchſtreiften wir die von Thymian und Majoran bedeckten Hügel; ich erſtieg — ſie ſpricht gern in Hyperbeln — die unerſteiglichſten Höhen, entzückt, wenn der Abendhimmel hinter melancholiſch-ſchlanken Zypreſſen rot aufdämmerte, aber eine innere Unruhe trieb mich fort nach Vaucluſe, unter die Schatten der Felſen, mit dem einſam hinſchweifenden Vogel, wo mein ſehnſuchterfülltes Herz die ewige Klage Petrarcas zu vernehmen wähnte." In den Bädern von Barèges wird ſie Königin der Feſte. Damals zuerſt entfaltet ſich ihr Talent im Knotenſchlingen und Shawlgruppieren. Auch lächelt ihr das Glück. Der Herzog de la Force verführt ſie zum Hazardſpiel: ſie nimmt ihm 20000 Fr. ab. Mitunter lieſt ſie aus Paul und Virginie vor und entlockt der Geſellſchaft Tränen durch die Modulationen ihrer Stimme; ſodann zur Erheiterung führt ſie die eben Gerührten zu den tollſten Ausflügen bei Nacht und Nebel, bald nicht verſchont von Spott und Nachrede. Nun ſcheidet ſich die Welt ihr in zwei Hälften, die ſich für ſie nie wieder zum Ganzen zuſammenfinden; die eine liegt anerkennend ihr zu Füßen; die andere — „Wenn wir," ſchreibt ſie, „der Welt einen guten und wahren Charakter entgegentragen, was kümmern wir uns dann um Meinungen, die wir nicht teilen, um Vorurteile, über die wir hinwegſehen." Gewiß, wenn was uns gut und wahr dünkt, die Probe beſteht bis ans Ende. Allein wie die Krüdener es meinte, hieß der Spruch überſetzt: va banque!

Es kam noch in Montpellier die Zeit der Entſcheidung und Vergeltung. Ein Freund führte ihr den jungen Grafen Frègeville zu. Den ruſſiſchen Geſandtſchaftsſekretär rächte der franzöſiſche Huſaren-

offizier, der nicht nur zu lieben verſtand, ſondern zu ſiegen. Der Winter war vergangen, das Vorſpiel war vorüber; der Anbeter droht ſich zu erſchießen und wird in Gnaden wieder aufgenommen. Die Gouvernante wird aus dem Hauſe weggeheiratet, Mademoiſelle Piozet wird Madame Armand; die verlaſſene Witwe ſoll allein abreiſen.

Alles iſt zur Flucht bereit, als der Ritter erſcheint; er beſchwört ſie, nicht ohne Schutz zu reiſen; man ſtand mitten in der Revolution; er ſchildert ihr die Gefahren des Weges. Der lange Kampf gegen ſich ſelbſt hatte die Krüdener in Melancholie geſtürzt. „Es gibt Seelenſtimmungen," ſchreibt ſie, „welche das Herz abhetzen in Trauer und Verlangen, daß es ſich taumelnd dem Zuge der Gefühle hingibt, wie man in der höchſten Sommerglut ſich ſchwindelnd in den Fluß ſtürzt — und unſer Glück ſelbſt wird zum Verhängnis." Und das Glück zerging; das Verhängnis blieb. Drei Briefe aus dieſer Zeit ſprechen aus ihrer Seele. Im erſten ſchreibt ſie der franzöſiſchen Freundin: „Du fragſt mich, ob ich glücklich bin; ich bin es und ſo, als wäre ich es noch nie im Leben geweſen." Im zweiten Brief klagt ſie, wie in alles himmliſche Licht die Welt dunkle Schatten werfe. Im dritten verraten ſich Kloſtergedanken, und doch will ſie in ſeltſamer Verwirrung dreifaches erreichen: ſie will das geliebte Herz, ohne welches es für ſie keine Ruhe mehr gebe, feſt an ſich ketten; ſie will ihre Kinder zur Tugend erziehen; ſie will Herrn von Krüdener ſein Vermögen treu verwalten. — Die Verhältniſſe drängten, Paris zu verlaſſen; langſam näherte ſie ſich, vom Grafen Frègeville begleitet, der franzöſiſchen Grenze, langſamer Kopenhagen. Je näher der Entſcheidung, um ſo tiefer ſinkt ihr der Mut. Endlich kommt es zur furchtbaren Erklärung; ſie bietet Scheidung an; der Mann verwirft den Vorſchlag und verbannt ſie nach Riga. Fünf Jahre vergehen, die bittere Übergangszeit aus der Jugend. Der Vater ſtirbt in ihren Armen; Alexander Stakieff ſieht ſie wieder und findet keine Worte: in ſeinen Tränen iſt ſie gerichtet. Der Mann kommt nach Petersburg; ſie erfährt von ſeinen Geldverlegenheiten und eilt zu ihm; auf den Knien ſchwört ſie, ihm überall hin zu folgen, nur nicht nach Kopenhagen.

Wieder vergehen Jahre daheim in der Provinz, draußen in den Städten. Endlich ſieht man ſie, abermals vom Manne getrennt, in Lauſanne die Geſellſchaft beleben mit ihrer beweglichen, ſchlanken Ge-

ſtalt, mit ihrem geſchmeidigen Geiſte, mit den blauen, ewig ſprechenden Augen, mit den blonden Locken von der Farbe, welche die Franzoſen cendré nennen, mit dem berühmt gewordenen Shawltanz. Es iſt der Augenblick der Jugend. Das anrückende franzöſiſche Heer wirft ſie mit all der ſcherzenden Emigration aus der Schweiz.

Zum zweiten Male kehrt ſie zurück zum Manne und folgt ihm, als Geſandten, nach Berlin. Nun beginnt der zweite Akt ihres Lebens. Die Jugend iſt hin; die Hoffnung iſt müde; die Sehnſucht allein iſt unſterblich. Was hilft es, wenn ſie ans Fenſter ſich eine Nachtigall hängt und die Erinnerung an den Genfer See ſich wachſingen läßt? Nun iſt ſie ſelbſt äußerlich verändert. Die reizende Einfachheit ihres Geſchmackes iſt verloren. Auf das ſchöne Haar hat ſie eine Perücke geſetzt; die Wangen nehmen einen leichten Kupferſchimmer an. Sie vergißt das Vergangene; ihr Mann erhält einen Orden. „Liebes Herz," ſchreibt ſie der Freundin, „du weißt, wie anſpruchslos ich bin, wie wenig eitel, und darf auch der Chriſt eitel ſein? Aber dir darf ich es ſagen: ich glaube, Gott will meinen Mann ſichtbarlich ſegnen, ſeit ich wieder bei ihm bin. Warum ſollte nicht ein frommes Herz in ſeinem Gebet für das Glück eines anderen erhört werden von Gott?" Sonſt freilich verſteht ſie noch beſſer die Kunſt den Mann zu quälen. Zu Hauſe ſchmollt ſie; bei Hofe erſcheint ſie nie zur rechten Zeit. Um ſo weniger vermag der König ſie zu leiden; auch trägt ſie ein roſafarbenes Sammetkleid und ſein Widerwille erreicht den Gipfel, als ſie bei einer Fête mit einem franzöſiſchen Abenteurer vor der Königin „die Liebesfinten" aufführt. Im eigenen Haushalt findet ſie kein Behagen; eines Tages iſt ſie daran, ihre Leute fortzujagen, vor allem einen erprobten Koch, nur um den Mann gründlich zu ärgern. Oder ſie klagt über die diplomatiſchen Diners, über die fünfhundert Menſchen in einem Raume voll mephytiſcher Luft: „Dieſe Luft," ruft ſie aus, „wird mich töten, und niemand wird an meinem Grabe weinen." Und zum dritten Male vermag ſie nicht zu bleiben; ſie geht ins Bad; ſie ſchreibt im Herbſt 1801 an den Mann und reiſt, ohne die Antwort abzuwarten, mit der Tochter nach der Schweiz. Es iſt das letztemal, daß ſie ihm entweicht.

Er hat ſchwere Zeiten getragen, nicht ohne Würde. Mochten zerrüttete Verhältniſſe ihn hindern, ein Band zu zerreißen, welches ihn

länger nicht ehrte: in politiſchen Stürmen fehlte es ihm nicht an großem, moraliſchem Mut. Mitten im lärmenden Feſte, das ſein Haus der Großfürſtin Helena von Mecklenburg, der Tochter des Kaiſers Paul, gab, erhielt er eine Depeſche mit dem Befehl des Kaiſers, Preußen unverzüglich den Krieg zu erklären; nur auf fünf Minuten zog er ſich zurück und erſchien wieder heiter und gefaßt vor dem König.

In derſelben Nacht ſandte er den Kurier ab mit der Meldung, er habe nach reiflicher Überlegung, auf eigene Gefahr hin, den Krieg nicht erklärt. Er kannte den Kaiſer und kannte ſeine Gefahr. Wochen vergingen; er verſchloß ſein Geheimnis vor jedermann; männlich wartete er, der Schlaf wich von ihm und welchen Troſt hätte er in ſeinem Hauſe gefunden? Endlich ſchrieb der Kaiſer eigenhändig; er dankte für das ſchöne Feſt, mit dem man ſeine Tochter erfreut; vom Kriege war nicht mehr die Rede. Und ihrem Gebet ſchrieb die Krüdener zu, was ihr Mann Gutes erfahren. Er hatte eine Seelengröße gezeigt, die alle Schwächen reichlich aufwog. Nicht nur, was ſie einſt an ihm zu bewundern ſuchte, mit ſeiner noblen figure, ſondern mit Geiſt und Herz hatte er ſich als Mann bewährt. Nur, wie der Baum außen zuſammenhält, während der Wurm ihn von innen leerfrißt, ſo ſtand der Diplomat und der Mann, innen von Gram zernagt. Man ſah ihn in wenig Tagen um Jahre altern und plötzlich — das Herz war durchhöhlt bis an die Wände — brach er nieder; der Schlag warf ihn um und alles war vorüber. Unterdes ſchrieb die Frau, angeregt von Chateaubriand, von Benjamin Conſtant, Gedichte ohne Cäſur voll liebenswürdiger Hiatus, indianiſche Idyllen voll wohlklingender Eigennamen, und der lockere, vielbewunderte Garat durchſang ihre Abendzirkel. Während der Mann in Berlin verlaſſen ſtirbt, variiert ſie in ihren Briefen das bibliſche Thema: „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei," fragt ihre franzöſiſche Freundin: „ob die Welt wert ſei, daß man ihr irgend ein Glück opfere" und antwortet ſelbſt: „Nein — wären wir Engel, wir würden doch verkannt." Zwar, als nun die Todesbotſchaft ſie trifft, da ſteht ſie einen Augenblick im Innerſten erſchüttert. Sie hatte ſich immer noch vorbehalten, einmal, es war erſt das drittemal — ihr Unrecht wider ihn gut zu machen. Nun war es zu ſpät, auf ewig nicht möglich. Sie flieht nach Lyon, ſie lebt einige Monate ihrem Schmerze und beendet ihren Roman. Dann hat

ſie ſich wiedergefunden und wendet ſich an einen Freund in Paris, an einen Arzt, welcher ihr unbedingt ergeben iſt, um durch ſie Zutritt zu gewinnen in die höheren Kreiſe. Seit dem Tode des Mannes iſt ein halbes Jahr vergangen, als ſie dem dienſtfertigen Freunde ſchreibt: „Noch eine Bitte, laſſen Sie mir Verſe machen auf Sidonie (ſo hatte ſie ſich ſelbſt in einer Idylle getauft); die Verſe müſſen geſchmackvoll ſein; es ſoll da heißen: O Sidonie, warum verbirgſt du dich in der Provinz? Ruft dich nicht alles nach Paris? Alles ſehnt ſich nach deiner Grazie, nach deinem Lächeln, nach deinen bezaubernden Worten, nach dem entzückenden Tanz. Komm, genug der einſamen Tränen. Ihm ſelbſt (fügt nochmals der gefällige Freund hinzu), ihm, um den du trauerſt, biſt du ſchuldig zu kommen, daß wir in dir von neuem ihn verehren lernen; in dir ihm unſere Huldigungen darbringen.“ Die Verſe erſchienen in den Journalen und Sidonie kam nach Paris. Sie brachte die Valérie zum Drucke mit, jenen Roman, in welchem ſie unſchuldig, wie ein koketter Engel, hinlebt, während Guſtav — es iſt Alexander Stakieff gemeint — in Liebe zu ihr ſtirbt und ſterbend ihren Mann beſchwört, ſeinen Nächſtgeborenen Guſtav zu taufen. Die Freunde in Genf und Paris hatten den Stil gefeilt und ſchrieben Anzeigen. Die Krüdener ſelbſt fährt von Laden zu Laden und fragt nach Gürteln, nach Hüten, nach Federn, nach Blumen und Bändern à la Valérie: ſie belächelt mitleidig die Kaufherren und Demoiſellen, welche die Valérie noch nicht geleſen haben; ſie ſchickt mit demſelben Auftrage ihre Freundinnen aus: ganz Paris gerät in Bewegung; der kühnen Nachfrage folgt ein lebhaftes Angebot, eine Woche lang heißt alles à la Valérie und der Rumor erreicht die Vorſtadt St. Germain und die Chauſſee d'Antin. Die Krüdener iſt glücklich; regt ſich einmal ihr Gewiſſen, ſie weiß ſich zwiefach zu tröſten. Einmal, ſie hat ein gutes Werk getan. „Der Himmel wollte,“ ruft ſie aus, „daß die reine Moral meines Buches ſich in Frankreich verbreite, wo ſolche Moral noch wenig gekannt iſt.“ Sodann: „In Paris erreicht man nichts ohne Charlatanerie!“

Damit tritt ſie ab von der Bühne zum zweiten Male. Es iſt der zweite Akt zu Ende geſpielt. Ermüdet, überſättigt kehrt ſie langſam durch Deutſchland heim und trifft nicht lange vor dem Vorabend ihres vierzigſten Geburtstages in Riga ein. Aber wie öde, wie tot iſt die

Stadt! Wie rauh das Klima! Wie ſympathielos die Menſchen, die nur eine Wiſſenſchaft treiben, die Wiſſenſchaft des Spottes! Niemand ordnet ihre Papiere; niemand korrigiert ihren Stil. Sie ſpielt Karten; ſie ſehnt ſich nach Koſſe, wo die Ernte ſchlecht ausfällt; ſie ſitzt im Schloſſe am Fenſter und ſieht die Herbſtwolken über die Düna jagen; da geht ein livländiſcher Edelmann, ein Anbeter, vorüber; als er nach dem Hute greift, bricht er, vom Schlag getroffen, zuſammen. Da erſchrickt ihr Herz bis in den Tod. So jammervoll alle Jagd nach Luſt und Täuſchung! ſo elend das Herz, das nicht müde wird zu hoffen und zu fürchten!

So dunkel die glückverlaſſene Seele! So kurz das Ende! Der Tod der Sünder ſteht vor ihr; ſie ſchließt ſich ein und läßt alle Fenſter verhängen. Einſam erſehnt ſie das Ende, wochenlang, vergebens! Wieder iſt ſie getäuſcht. Lebensmüde erwacht ſie aus dem Jammer, tiefer Verdruß lagert auf ihrer Seele. Dieſe Welt iſt tot für ſie. Niemand iſt, der ſie liebt und den ſie liebte. Sie haßt, ſie verachtet jedes Lächeln. In dieſer Stimmung, als ſie eines Tages an ihrem Fuß Maß nehmen läßt, verletzt ſie die heitere Miene ihres Schuhmachers; er verſichert, glücklich zu ſein; ſie begreift nichts mehr vom Glück unter Menſchen. Sie vermag die Nacht nicht zu ſchlafen in dem Gedanken, daß es auch Glückliche gebe; frühmorgens ſucht ſie den Schuſter in ſeinem Hauſe auf. Es iſt ein mähriſcher Bruder und er redet ihr friſchweg ins Gewiſſen. Die Vergangenheit iſt tot; er verheißt ihr eine Zukunft; das Glück der Jugend iſt verkoſtet; er kündet ihr eine ewige Jugend an. Ein neuer Reiz geht ihr auf, eine neue Welt, ein neuer Grund der tauſendfach genoſſenen Dinge. Bald iſt ſie täglich in ſeinem Hauſe; ſie lernt andere Brüder und Schweſtern kennen und vermag ſie nicht genug zu bewundern; ſie lernt von ihnen die Bibel leſen und, wie ſie nun, im Anſchauen des nie zuvor Geahnten, in dem Entzücken des neuen Glanzes, der himmliſch über ſie ausſtrömt, ſich nicht zu faſſen weiß vor der wiederbelebten Selbſtſucht ihres Herzens, da läßt es ihr keine Ruhe: hineinreißen muß ſie nun wieder in die Kreiſe ihres Lebens die ganze Welt. Die eben Bekehrte geht aus zu predigen, zu bekehren, zu weisſagen. Es begeiſtert ſie das nie geahnte Gefühl höchſten Stolzes unter dem Schleier tiefſter Demut.

Im Sommer 1806 reiſt ſie nach Deutſchland ins Bad. Sie

wandelt wie durch eine neue Welt. Da ſind ihr Stätten erſchloſſen, von deren Daſein ſie ſonſt nichts wußte; da betet ſie in Herrenhut, in Bethelsdorf; da lernt ſie zuerſt die intereſſanten Kranken kennen, die, von Nervenleiden durchzittert, weißgekleidet auf dem Bett liegen und nur von Golgatha ſprechen. So beginnt und verrinnt der dritte Akt ihres Lebens. Der unſägliche Reiz innerer Verjüngung verheißt ihr Frieden und läßt den Schein des Friedens von ihr ausgehen. Sie verſucht ſich in den neuen Künſten der Selbſtverleugnung; ſie hilft Armen; wo es mit Eleganz geſchehen kann, pflegt ſie Kranke. Einmal ſchilt ſie ein weinendes Hausmädchen, welches ſich zu vornehm dünkt, die Flurtreppe zu fegen; ſie nimmt ihr den Beſen aus der Hand und fegt über die Straße, denn ein gutes Werk erniedrigt nie, und — das ſagt ſie der Katholikin zum Troſt — auch die Jungfrau Maria hat gefegt. So mochte es ſcheinen, daß die Friedenahnende und Erſehnende nirgends eine beſſere Stätte fände, als in dem Hauſe des Friedens, wo unter den Seinen der alte Jung-Stilling wie ein mildes Licht vor dem Verlöſchen ſchien. Aber, wie einſt der ungeformten Seele der Süden mit der reichen Fülle ſeines irdiſchen Lebens verderblich wurde, ſo ſollte das eben bekehrte Herz verderben an dem plötzlichen Übermaß himmliſcher Erleuchtung. Jung-Stilling, vom frommen Großherzog von Baden zu Ehren erhoben, war verwebt in die Ideen Swedenborgs; er glaubte an auserwählte Männer, die, mit tieferem Blick begabt, eine Kette bildeten zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits; er lehrte, die Seelenkräfte, welche rege würden, wenn der Leib entſchliefe, erwachten zuweilen noch in dieſem Leben. In die Gemeinſchaft ſeiner Erleuchteten gehörte ein Mann, der unheilvoll verwebt werden ſollte in das Leben der Krüdener. Man rühmte von dem Prediger Fontaine, er habe ein der Ernte drohendes Gewitter durch inbrünſtiges Gebet abgewendet. Mannigfach war ſein Einfluß auf Frauen; vor anderen nannte man Maria Kummrin, die Umgang hatte mit Engeln und in ekſtatiſchen Anfällen weisſagte. Sie hatte das Eintreffen der Krüdener vorausverkündet. Als nun die Verhießene erſcheint, tritt Fontaine ihr entgegen mit den Worten: „Biſt du es, die uns verkündet wird, oder kommt nach dir eine andere?“ Sie ſtutzt und tritt ins Zimmer. Die Kummrin mit geſchloſſenen Augen grüßt die von Gott Geſandte. Die Erinnerung alter Weltklugheit überkommt die Begrüßte. Sie blickt auf

Fontaine. Wer iſt der Betrüger? Aber er faltet ſeine Hände und ſieht ſie groß an: Amen! Ihre Seele iſt ſein. Sie ſchreibt an die franzöſiſche Freundin: „Ergangen iſt der Ruf. Ich habe eine feſte Verheißung von Gott. Selig die Auserwählten, wenn er kommt nach ſchwerer Zeit, ſeine Getreuen zu ſammeln und tauſend Jahre zu herrſchen bis an die Verklärung. Und keine Hoffnung iſt eitel; alles Gebet hat ſeine Erfüllung. Fehlt es einmal an Geld; die Kummrin betet: es wird geholfen; wird es dunkel in ihrer Seele; die Kummrin betet: es wird helle; die Kummrin verkündet den Wunſch Gottes nach einem Grundſtück in Württemberg: die Krüdener kauft es und verſammelt arme Illuminaten; auch mitten im Mangel iſt man vergnügt am heiligen Geiſt.

Die Tochter, die jungfräulich vor dem Blick von Kindern errötet, ſchwärmt zuweilen in ungebundener Begeiſterung. Was iſt höher, als der Friede? „Nero," ſchreibt die Krüdener, „in aller Macht hat ſich vergebens geſehnt nach Frieden. Was rühmt Virgil im Liede? Was Horaz? Was ſuchte Cicero im Tusculum? Friede! Friede! Werdet Kinder und der Friede Gottes iſt euer!" Sie iſt entzückt, ſich plötzlich geiſtig beſchränkt zu fühlen, denn die wahre Liebe zehrt alles auf, wie ein brennendes Feuer. „Weiche von mir," ruft ſie der Welt zu, die in Schlangengeſtalt immer noch kommt, ſie zu verlocken, „ich fürchte dich nicht; mein Herz iſt zu voll an Liebe, dich zu haſſen. Du haſt keine Gewalt über mich: ich bin Gottes. Wärſt du ich," ruft ſie zu Gott, „und ich du, ich gäbe dir alles." Sie betet, der Himmel möge die Hölle an ſich ziehen, Gott Satan bekehren. Aus der Stille geiſtiger Leere fährt ſie in entzückenden Krämpfen auf: „Ich bin arm, ich bin nichts; ich bin verfallen; ich vergehe in Sünde, ich bin ein Abſcheu. Aber das iſt mein Stolz, meine Freude! Mein Liebſter hat mir meinen Schmuck genommen. Sehet mich nicht an," jauchzt ſie mit dem hohen Liede, „daß ich ſo ſchwarz bin, denn die Sonne hat mich verbrannt." — Keine äußere Not vermag ihr zu ſchaden. Eines Tages will Juliette ein Huhn kaufen, aber da iſt kein Groſchen im Hauſe. Die Krüdener betet: es wird ein Kuvert gebracht; man öffnet es: Freunde, die „ſelbſt nichts haben", ſchicken ihr zehn Louis. So fehlt es nicht an mancherlei Prüfung. Die Bekehrten haben zuweilen Rückfälle; die Schulden mehren ſich; die Mutter wendet ſich von ihr ab und ſie

erhält keine Briefe mehr; die Mutter liegt ſterbend; ſie erfährt es und will zu ihr eilen; ein Jude in Karlsruhe leiht („miraculeusement“) Geld zu hohen Zinſen — und, als ſie nun heimgeeilt iſt, als die Mutter verſöhnt in ihren Armen ſtirbt, als ſie einen Bruder bekehrt, als ſie die Freude hat, mähriſche Brüder und Schweſtern einzuweihen in die Geheimniſſe der „reinen Liebe“, und als Prieſterin daſteht unter lauter „Innerlichen“; als nach jahrelanger Verhandlung vom Erbteil der Mutter zehntauſend Taler ihr zufallen, da zeigt ſich deutlich der Segen Gottes: denn gerade zu zehntauſend Talern iſt die Summe angewachſen, welche ſie dem Karlsruher Juden ſchuldet. Und, um das Maß der Berufung zu erfüllen, ergeht der Heimruf der Kummrin, welche neue Geſichte gehabt hat und die Zeit gekommen verkündet, wo das neue Reich auf Erden gegründet werden ſoll. In froher Aufregung eilt die Krüdener nach Deutſchland zurück.

Verdeckt vor den Augen der Welt ſpinnt ſich der vierte Akt an. Das neue Reich iſt verheißen, wie es gegründet werden ſollte, iſt nicht offenbar geworden. Der Biograph ſcheut ſich, die dunklen Wege zu gehen, wohin die Spuren weiſen. Er bebt zurück, von der Prophetin — es iſt noch die Zeit der Weihe — den Schleier zu heben. (I, 232: „Dans un but dont nous n'avons pu nous rendre compte exact, et dont nous avons mis une certaine discrétion à sonder le mystère, Fontaine avait rêvé une sorte d'union mystique entre son frère et Madame de Krudener.“) Fontaine hat einen Bruder, einen Schwächling an Leib und Geiſt; die Kummrin nennt ihn den Vierten. Er wird der Krüdener in myſtiſcher Weihe verbunden. Vier Jahre lang, faſt bis in den Zenith ihrer Prophetie, von 1811 bis 1814, hält ſie feſt an dem unheimlichen Bande. Dann ſendet ſie den Vierten nach Genf in die Kur des Dr. Butini und entläßt ihn mit einer Penſion. Denn nichts kümmert ſie weniger, als die Sorge um Geld. Ihre bangherzigen Gläubiger verweiſt ſie auf Gott. Der franzöſiſchen Freundin, die bekehrt iſt, und ihr Geld leiht, allein Sicherheiten verlangt, ſchreibt ſie: „Auf den Herrn bauen, iſt die einzige Sicherheit hinieden. Er liebt nicht die klug Berechnenden; er liebt die Kinderſeelen, und wie ſollten ſeine Kinder zweifeln an ſeiner Barmherzigkeit und verzagen um ihr täglich Brot!“ Als der Krieg Rußland überzieht, jauchzt ſie in dem Gedanken, die Feinde könnten ihr Gut ver-

wüſten, ihr Haus niederbrennen, ein Brandopfer dem höchſten Gott. Offenbar hat ſie die Weihe überſtanden und wird noch lange getragen vom Gefühle ihres Berufs. Der Schein der Verklärung geht von ihr aus und reißt ihr viele Herzen zu, wie in einem Flammenſtrom. Namentlich aus Genf kommen die Jünger. Dort beginnt der Kampf der Auserwählten mit der entarteten Kirche. Die Herren vom Konſiſtorium verfolgen die mähriſchen Brüder; ſie drohen, wenn er nicht ablaſſe von der Krüdener, den jungen Empaytaz auszuſtoßen; lange ſchwankt er, aber ihre Worte, ihre Briefe reißen alle hin. „Auf den Flügeln der Liebe," ſchreibt ſie, „wollte ich getragen werden nach Genf, mit euch, Brüder und Schweſtern in Chriſto, heilige Tränen zu weinen; euch allen zuzuſchreien aus der Tiefe des Herzens: Seid ſtandhaft, bleibt treu! Denn alles iſt eitel, außer die Tränen der Frömmigkeit. Leben kann nur, was der Odem des Lebens anhaucht; ſelbſt die Himmel vergehen; die Gebete ſind ewig. Die Tage der Trübſal brechen an; den Treuen aber wird vorkämpfen der Löwe aus Juda. Schon geht im Oſten ein ſtrahlender Morgen auf nach der Nacht des Jammers. Mut! Der Ewige ſelbſt iſt mit uns."

Von Baſel läßt ſie Traktätchen ausgehen mit Weisſagungen. Aber noch geht ſie unſicher auf dieſer neuen Bahn, ſobald ſie aus der unklaren Ekſtaſe zu beſtimmter Vorherverkündigung ſich ſammelt. Das Jahr 1816 will ihr nicht aus dem Sinne: 1816 werden große Dinge geſchehen. Als die großen Dinge ſchon früher vorüber ſind, ſchweigt ſie von 1816. So vergehen die Jahre 1812 und 1813. Bald betet ſie mit den Armen; bald erholt ſie ſich am Hofe von Baden, tröſtet die Königin von Holland, tröſtet die Kaiſerin von Rußland; oft als Prophetin, gemeſſen in Schritten und Worten, ſcheinbar arglos mitten im unauslöſchlichen Gelächter des Hofgeſindels. Ob ſie es ertragen hat in chriſtlicher Demut, ob in der Stille gerüſtet zur großen Rache?

Im September 1814 iſt ſie im Elſaß, in Waldbach bei Oberlin. Dorthin begleitet ſie der junge, ſchwärmeriſche Empaytaz. Den Morgen verbringt man im ſtillen Gebet auf den Knien; zu Mittag verſammelt ſich alles; die Geſpräche ſind einfach, wie die der Apoſtel, gewürzt mit dem echten Salze; nach der Tafel macht man einen Spaziergang. Die Luft liegt weisſagungsvoll auf der Landſchaft. In den Dörfern ſagt den Bewohnern eine innere Stimme, wann die Heiligen kommen: man

geht ihnen halbwegs entgegen. Aus dieſer Stille im Elſaß nun ſchreibt die Krüdener am 27. Oktober 1814 einen denkwürdigen Brief an das Fräulein Stourdza nach Wien, wo der Kongreß tagte. Es iſt ein Meiſterſtück von Frömmigkeit und Schlauheit, doch lieſt ſich zwiſchen den Zeilen, wie das ausgebrannte Herz ſich immer noch ſehnt nach einer Umarmung von Himmel und Erde, wie die irdiſche Höhe noch einmal mächtig werden will über die himmliſche Niedrigkeit. Den Schlüſſel zum Verſtändnis findet man im Rückblick auf die erſte Periode ihrer Prophetie. Es ſind aus dieſer Zeit viele Briefe erhalten an Innerliche und Äußerliche. Wie ſie zu jenen ſpricht, haben wir erfahren; ſuchen wir nach gleichzeitigen Proben vom Briefſtil mit Äußerlichen. Der fromme Biograph ſelbſt vermag den Unterſchied nicht zu leugnen. Er geſteht, ſie gebe ſich der Frau von Staël offen und ohne Rückhalt hin, nur eines verſchweige ſie ihr: die Wunder, die ſie erfahren. („Les faits extraordinaires, qui l'auraient peut-être étonnée sans l'édifier.") Wie anders mit Elias Wegelin, der Frankreich in der Schweizergarde gedient und in einer furchtbaren Schlacht ſich Gott gelobt, wenn er mit dem Leben davonkäme. Er war gerettet und hatte lange nicht gewußt, wie ſein Gelübde einlöſen. Da hatte ihn ein Traum auf ein Buch verwieſen, und auf eine Seite im Buche; es war eine Schrift der Antoinette Bourignon, die 1680 unter himmliſchen Geſichten entſchlafen war. Er hatte geleſen und ſich bekehrt und war eingegangen in die Gemeinſchaft der Sehenden. Seine Seele gehörte jenen heiligen Frauen, deren himmliſche Kette eine Zierde fand in der Dame Guyon und in der Krüdener, die „hundert Jahre darauf erſchien", ihren Schlußſtein. Nirgends ſo verſchwenderiſch mit ihren inneren Erfahrungen gibt ſich die Krüdener hin, als in den Briefen an Wegelin; da findet ſie nicht Worte genug, aus dem Brunnen ihrer Entzückung zu ſchöpfen, mit ihm zu preiſen ihre himmliſche Niedrigkeit. Dem Prinzen von Ligne aber, dem nicht „heilige Frauen" es angetan, ſchreibt ſie mitten in den Jahren der Prophetie: „Ehemals gab es Hexen; heute ſchilt man mich Zauberin und warum? Habe ich etwa noch die hübſchen, blauen Augen von ehemals? Ach, hätte ich ſie! Dann wollte ich mich mit Ihnen tröſten, der Sie wiſſen, daß ich mich nie empört habe, außer gegen die Langeweile. In der Politik vollends bin ich ein Turteltäubchen an Unſchuld." Und an Norvins: „Was verlange ich

mehr nach der Eitelkeit der Welt! Man ſagt, ich beſitze alle Gaben, in der Geſellſchaft zu glänzen. Ich brauchte vor kurzem nur Ja zu ſagen, und es heiratete mich ein immens reicher Mann, ein vornehmer Mann, ein Prinz; ich hätte ein elegantes Haus in Paris gehabt, eine Reiſe in Italien. Ich bin immer leidenſchaftlich geliebt worden und bin es noch. Alles, was im Leben verführeriſch ſüß iſt, ſteht mir noch heute zu Gebote. Und auch mein Geiſt iſt nicht arm; ich beſitze alles, um Gnade zu finden ſelbſt vor den Augen der Philoſophen.“ Armes Weib! Mit dem einzigen Anrecht auf Gnade nur von Weiberherzen; denn ihnen allen bleibt ſie ſeelenverwandt, ſie alle weiß ſie zu rühren, mit bewundernswürdigem Takte eine andere vor Königinnen, eine andere vor Kammerzofen. Noch aus Riga knüpft ſie mit dem Fräulein Cochelet an, der Vertrauten der Königin Hortenſe (Mém. de Mademoiselle de Cochelet, II 63 ff.). Es iſt ein Verſuch, den Faden der höheren Geſellſchaft wieder zu faſſen. Mit Gott beginnt die Epiſtel. „Mein Brief,“ ſchreibt ſie, „iſt ernſt und herbe. Das Leben hat mich vieles gelehrt; ich will nichts mehr gemein haben mit Täuſchungen; ich kenne nur eines: Wahrheit; ich müßte eine andere ſein, anders zu reden. Nur in Gott iſt Friede. Die Königin trauert: hätte ich ihr Kronen zu bieten, würde ſie darum glücklicher? Ihre Tugend gleicht dem Meere: nie erſcheint es ſchöner als in Stürmen. Das habe ich von ihr jenem weiblichen Engel geſagt, der nun nicht mehr iſt (der Königin von Preußen). Er hat ſie nicht gekannt, aber er hat mir den Gruß des Friedens an ſie aufgetragen. Beide ſollten leiden, denn beide wurden auserkoren. Und wie geht es der lebenden Dulderin? Iſt ſie geſund? Wo wird ſie den Sommer zubringen? Ich habe hier die junge Kaiſerin von Rußland geſprochen; ſie iſt fromm, ſchön, unglücklich. Ich habe ihr die Königin geſchildert, wie eines jener himmliſchen Geſichte Raphaels, das aller Augen feſſelt. Ich beſaß eine prachtvolle Malachitvaſe, ſie iſt zerbrochen angekommen; ſo wage ich nicht, ſie Ihnen anzubieten. Ich erwarte eine andere aus Moskau; mein Bruder, der den Sommer in den Bädern Aſiens verlebt, ſoll ſie mir ſchicken. Sie erhalten ſie hoffentlich mit dem nächſten Kurier. Erzählen Sie mir, ſobald Sie Muße finden, etwas vom Hofe. Ach, dürfte ich Sie einmal wiederſehen, dürfte ich der Königin jene ehrfurchtsvollen Huldigungen darbringen, jene ritterliche Hingabe des

Mittelalters, wie ich ſie in meiner Othilde geſchildert habe. O, wie würde ſie dieſes Werk lieb gewinnen! Unter dem Segen des Himmels iſt es geſchrieben. Nur darum wage ich zu behaupten: es iſt reich an Schönheiten. Adieu! Adieu! Drücken Sie in meinem Namen voll Ehrfurcht jene königliche Hand ans Herz, die ich mit meinen Tränen zu benetzen dürfte! Tauſend und tauſendmal leben Sie wohl!" Solche Proben gemiſchten Stils halten jedoch den Vergleich nicht aus mit dem Briefe an die Stourdza, einem Muſter harmoniſcher Wirkung doppelter Seelenſtimmungen, voll Taubeneinfalt und Schlangenklugheit. Die Stourdza liebte den Kaiſer mit reiner Liebe mitten unter den Zerſtreuungen, welchen ſie nicht ohne Schmerz fern ſtand. Wie ſie ſchwankte zwiſchen leidenſchaftlicher Liebe und ſchwärmeriſcher Frömmigkeit, mußte ihr Herz getroffen werden von jedem Worte der Krüdener, welche ſie kennen gelernt und durchſchaut hatte und ihr nun ſchrieb: „Aufwärts! Aufwärts in die Höhe; hinan den Berg, den die Götzendiener herabſteigen! Erſt von dem Gipfel hinab in den Ozean der wahren Liebe, du Berufene, die Gott geſetzt hat in ein Volk mit Kindes- und Heldenſeele, ein Volk, das in der furchtbaren Zeit aufſteht, zu ſtreiten für Gott. Von Oſten kommt das Licht! Strahlend geht es auf, ein Tag der Rache für das ſchuldbefleckte Frankreich. Die Lilien ſind verdorben, welche das Sinnbild ſein ſollten himmliſcher Reinheit: der Schnitter kommt, ſie zu ſchneiden. Von Oſten kommt die Schar der Benedeiten! Ich habe geſtanden, ruft ſie aus, auf dem Schemel des Höchſten und habe weit hinausgeſchaut ins Land. In der Gemeinſchaft der Innerlichen, unter vielen heiligen Frauen ſind die Befehle Gottes an mich ergangen. In tiefer Trauerkleidung verbringe ich meine Tage in Gebet und Reden. Männer haben zitternd um mich geſtanden; die Leichtfertigen erbleichten; die Wiſſenskühnen ſenkten die Augen; die Kälteſten wurden warm; haßzerfreſſene Spanier haben mich beſchworen, in ihr Land herabzuſteigen und den Frieden zu verkünden. Ich habe nur eine Aufgabe; alle irdiſche Luſt iſt tot auf ewig. Was ich fange, liefere ich aus den Heiligen Gottes; was ich liebe, liebe ich, um es zu läutern. Nicht wahr, ſüße Freundin, das iſt die Liebe, die ewig gewinnt und nie verliert? Sie haben mir," fährt ſie fort, und darin liegt der Kern des Briefes, „viel vom Kaiſer

geſchrieben, von der Größe und Schönheit ſeiner reinen Seele. Ich kenne ihn ſeit langem. Vor Gott iſt er mir aufgeſchloſſen worden, und ich weiß ſeit langem, ich werde ihn ſehen. Ich habe ihm viel zu offenbaren, denn der Herr hat mir gezeigt, wozu er ihn auserleſen hat. Er wird ſiegen. Ich ſelbſt entſage aller Größe, allem irdiſchen Purpur. Mein Herz gehört nur dem Heilande. — Der Fürſt Golitzyn hat mir tauſend Taler überſchickt für unſeren alten Jung. Ich errate die Hand, die ſich geöffnet, aber ich ſchweige. Möge der Höchſte dieſe Hand ſegnen; mögen die Füße deſſen, der den Frieden bringt, einhergehen vor ihm." „Ich habe," ſchreibt ſie am 4. Februar 1815, „einen Augenblick beſorgt, mein Brief könnte Sie beunruhigen. Ich ſprach darin auch von meiner ehrfurchtsvollen, tiefen Bewunderung für den Kaiſer. Die Hoheit ſeiner Miſſion iſt mir noch neuerdings ſo offenbart worden, daß Zweifel Sünde wäre. Ich bete die Allmacht des Herrn an, der mich, ſein Werkzeug, mit ſeiner Gnade geſegnet hat. Wie wenig ahnt die Welt von den kommenden Dingen! Ja, liebe Freundin, ich habe ihm immenſe Dinge zu offenbaren, und wie auch der Fürſt der Finſternis gegen ihn andringe und zu ſcheiden trachte die, welche ihm von himmliſchen Dingen reden, der Ewige iſt mächtiger und behält den Sieg. Ich ſelbſt bin nichts: ich habe allem entſagt; ich frage nicht nach Gunſt, nicht nach Tadel. Das war es, was ich in jenem Brief ſchrieb. Der, auf welchen Sie geantwortet haben, war zwölf Seiten lang. Haben Sie ihn ganz erhalten? Das iſt eine ſeltſame Frage. Vielleicht auch haben Sie ihn nicht ganz geleſen oder ihn anderen gezeigt. Ich will Ihnen erzählen, was die Königin von Preußen mir ſchrieb: „Haben Sie meinen Brief erhalten? Die Poſtmeiſter und die Meiſter der Poſtmeiſter hätten nichts darin gefunden, als ein Herz, das ganz Gottes iſt.'" Es ſollten dieſe Briefe der Krüdener für Stumpfſichtige mit Kommentaren erſcheinen. So köſtlich iſt jedes Wort berechnet! Wie geſchickt iſt alles angelegt, daß dieſe Briefe dem Kaiſer in die Hand kommen; wie wehmütig anregend und ſchmeichelhaft für ihn ſind die wenigen Worte der Königin von Preußen; wie vorſichtig drängt ſich die Prophetin in die Nähe ſeines Herzens; wie weiß ſie die Saiten ſeiner ſchwärmeriſchen Freundin zu rühren. Und in allen Variationen dasſelbe Doppelthema. „Wir haben hier," ſchreibt ſie, „einen alten Kapuziner aus dem Schwarzwalde; er hat

nur den Armen gelebt und liegt an ſeinen Wunden nieder; ſein einziges Gebet iſt, Gott wolle ihm die leibliche Qual ſeiner Schmerzen ſteigern; dann liegt er mit gefalteten Händen; himmliſche Geſichte gehen ihm auf: er ſieht den Himmel offen und die Engel und der Heiland ſehen auf ihn nieder. Auch Ihnen, ſüße Freundin, ſind die ſchönſten Kronen vorbehalten, zöge nicht die Liebe allen Kronen den Ruhm vor, geliebt zu haben!“ Und am 15. April 1815: „Wir ſind von der überreichen Gnade des Ewigen merklich geſegnet: was in Paris am 20. März geſchah (Napoleon war von Elba eingetroffen), das hatte uns einer aus unſerer Mitte vor drei Monaten weisſagend eröffnet; das aber, was ich Ihnen von den Lilien ſchrieb, hat eine höhere Erleuchtung unmittelbar mir eingegeben. Selbſt die tiefſten und geheimſten Gedanken des Kaiſers, alles was ihn in ſeiner Seele vorbereitet zu dem hohen Beruf, vor dem die Völker ſtaunen werden, alles liegt offen vor dem Blick der unwürdigen Dienerin, die berufen iſt, ihm große Dinge zu verkünden. Ich bin gewappnet gegen Verleumdung; man meint, da ich ſo vieles vorauswiſſe, ſei ich eingeweiht in die politiſchen Händel. Ach, wüßte ich nicht mehr, als was in den Kabinetten vorgeht, wie wüßte ich wenig, wie ginge ich irre in Finſternis!“ Und am 18. Mai: „Wie ſehne ich mich, mit Ihnen zu reden von unſerem vielgeliebten Kaiſer und von dem hohen Beruf, der ihn erwartet. Auch nicht der leiſeſte Zweifel iſt mir geblieben: mir hat der Herr es offenbart, mir, der elenden, unwürdigen Kreatur! Süße Freundin, beten, beten Sie! Die Zeit iſt nahe. Beten Sie für den Erwählten des Herrn! Beten Sie für die arme Freundin, ſie braucht höhere Kraft für ihre heiligen Pflichten; beten Sie! O, wie ahnt die Welt nicht, was alles geſchehen wird!“ Das Öl der Phantaſie brennt aus; aber die Wirkung iſt erreicht. Mit jedem neuen Briefe eilt die Stourdza zum Kaiſer.

Unterdes beginnt der neue Krieg; Alexander verläßt Wien und verlegt ſein Hauptquartier nach Heidelberg. Als er erſchüttert von den Ereigniſſen des Jahres 1812 aus Riga aufbrach, da hatte ihm eine Hofdame, ich weiß nicht, ob die Stourdza, den einundneunzigſten Pſalm in die Hand gedrückt: „Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt.“ An der Grenze hat er ihn tiefbewegt geleſen und Gott ſchien mit ihm zu gehen. Moreau war für ihn gewonnen; ein entſcheidender Sieg wurde er-

fochten. Aber Moreau ſtarb und das Glück wich von den Ruſſen. Da ſah man den Kaiſer tiefgebeugt und erſchüttert; er zog ſich zurück vom Oberbefehl und rief Gott an, für ihn zu kämpfen. Raſch aufeinander folgten die Tage von Kulm, von Großbeeren, von Leipzig. Des Kaiſers Herz wurde dankerfüllt und gottſelig. Es kamen die Feſte von Wien. Aber alle Überwindung der Welt ſtillt nicht die Sehnſucht nach Selbſtüberwindung. Nach den Stunden der Siegesfreude kehrt die Seele ſtille in ſich ein. In ſolcher Einkehr kam der Kaiſer nach Heilbronn. Von der Laſt des Tages ermüdet, fühlt er ſich einſam; er greift zur Bibel; er denkt an die Stourdza, die geiſtvolle Freundin, an die Krüdener, von der ſie ihm vieles erzählt hat; er ſehnt ſich nach frommen Geſprächen; da klopft es und der Fürſt Wolkonski meldet voll Unwillen, eine Frau verlange zudringlich Einlaß: ſie nenne ſich Krüdener. „Madame de Krüdener! Madame de Krüdener!“ ruft der Kaiſer und öffnet die Tür. Sie tritt ihm entgegen; ſie lieſt in ſeinem Auge; ſie fühlt ſich hingeriſſen und weiß nicht zu enden in der Beredſamkeit ihrer Gebete. Einmal nur, ſcheinbar beſtürzt, hält ſie inne und fleht um Vergebung für ihre Kühnheit. Aber er beſchwört ſie, zu ſprechen: ihre Worte ſeien Muſik für ſeine Seele. Drei Stunden iſt ſie bei ihm und heimgekehrt, vergeht ſie vor Seligkeit und findet nur die Worte: „Meine Seele lobſinge dem Herrn! Meine Seele benedeie den Ewigen!“

Wohin nun der Kaiſer reiſt, überall folgt ſie ihm nach. Die Abende vergehen in Gebet und Erbauung; meiſt bezeichnet der Kaiſer die Stellen in der Bibel. Die lange Verkannte iſt gerecht geworden; alles drängt ſich an ſie: die Spötter werden Neophyten des Glaubens. Am 21. Juni bringt ein Kurier die Botſchaft von der Niederlage von Quatrebras und Ligny; der Kaiſer zieht ſich zurück, betet und öffnet den ſiebenunddreißigſten Pſalm: „Erzürne dich nicht über die Böſen; ſei nicht neidiſch über die Übeltäter. Denn wie das Gras werden ſie bald abgehauen und wie das grüne Kraut werden ſie verwelken.“ Geſtärkt begibt er ſich zu ſeinen Alliierten, erhebt ihren Mut, beſchleunigt den Aufbruch der öſterreichiſch-ruſſiſchen Armee und iſt ſiegesgewiß. Unterdes kommt die Nachricht vom entſcheidenden Siege am 23. Juni. Den Abend verbringt er in Gebeten; den Morgen bricht er nach Paris auf. Er wohnt im Elyſée Bourbon. Ins Hotel

Montchenu zieht die Krüdener. Vergebens empört ſich die ſündige Stadt gegen die Prophetin. Talleyrand ſammelt in ſeinen Salons vergebens die liebenswürdigſten Frauen. Nach wie vor erſcheint der Kaiſer abends bei der Krüdener und in der Ferne weint die Stourdza Tränen des Dankes, ſo oft ſie — jetzt ſeltener, als vormals — einen neuen Brief der Freundin öffnet und lieſt: „Wie iſt er groß in ſeiner einzigen Größe, als Chriſt! Wie lehren ſein Glaube, ſeine Milde, ſeine ganze Kindesſeele in all ſeinem Leben die Merkzeichen Gottes erkennen, den er allein liebt und den Heiland. Beten, beten Sie für den Auserwählten des Herrn!“ Am 11. September, ſeinem Geburtstage, hält er die große Revue im Felde von Vertus. Die Krüdener muß ihr auf ſeinen Wunſch beiwohnen. Unter Gebeten reiſt ſie hin und zurück. In politiſchen Dingen freilich bleibt ſie „ein Turteltäubchen an Unſchuld“. Außer den für den Kaiſer nicht unangenehmen Phraſen: „Die Engländer zittern auf ihrer Inſel“; „Das Deutſche Reich ſchwankt in ſeinen Grundfeſten“, variiert ſie unabhängig nur ein Thema: „Die Türken kommen“. Es war eine alte Idee. Aus dem Mittelalter hatte die Verkündigung vom Kommen der Tartaren ſich auf Swedenborg vererbt und ſeine Jünger übertrugen dieſe Weisſagung auf die Türken. Auch an der heiligen Allianz hatte die Krüdener keinen Anteil, als daß ſie unter ſtillen Gebeten horchte, wenn Alexander ihr von ſeinen Plänen erzählte, wie er, in Erinnerung der anbetenden Könige, den Kaiſer von Öſterreich und den König von Preußen zu gewinnen gedenke zu einem heilgen Bunde, der Gott, dem Vater, dem Sohne und dem Geiſte, in Dankbarkeit Ehren bringe. Aber ſo wenig ſie einzugreifen vermochte in den äußeren Gang der Dinge: ihr Selbſtgefühl zitterte vor ſüßer Aufregung unter dem Schleier der Demut. In der Stille durchkoſtete ſie alle Macht der Erde. Denn ſie war nicht eine früh eingeſchloſſene Nonne. Sie hatte genoſſen, was das Leben bietet; ſie war gewandelt unter dem Regenbogenglanz, in dem die himmliſchen Strahlen im Dunſte der Erde ſich brechen; ſie hatte gelebt und geliebt und in der ſtillen Kammer fühlte ſie nacherinnernd durch die Wände des Gemachs den ruheloſen Pulsſchlag des Lebens draußen, das Drängen und Forſchen um ihre Schwelle; ſie glaubt ſie zu vernehmen, alle die zahlloſen Fragen der Neugierde, des Neides, der Bewunderung, und allabendlich, wenn ſie die Lichter an-

gezündet hat und zwiſchen ihren Strohſtühlen erwartend auf und ab geht, wo kein Spiegel ihr Bild zurückwirft, da ſpiegelt ſich in ihrem Herzen der Himmel mit ſeiner Seligkeit — ſie fühlt ſich als Auserwählte Gottes, da ſpiegelt ſich die Erde mit allem Reize des vollſten Machtgefühls — denn der Mächtigſte der Erde kniet demütig unter der Wirkung ihres Gebetes. Sie hat das Höchſte erreicht, wonach ſie zu ſtreben vermochte. Iſt ſie glücklich? Iſt ſie eingekehrt in den Frieden Gottes? Und, als nun der Kaiſer von ihr ſcheidet und Paris verläßt, was bleibt ihr da noch auf Erden, welcher neue Reiz, welche Sorgen, welcher Beruf?

Das Schickſal bleibt ihr die Antwort nicht lange ſchuldig. Schon in Paris waren ihr einmal die Heiligen von Rappenhof ungelegen gekommen. So hieß das Gütchen, welches ſie in Württemberg als Saatkorn des neuen Reichs für die Fontaineſchen Innerlichen angekauft hatte. In welch enger Verbindung ſie ſelbſt zu ihnen ſtand, haben wir geſehen. So durften Fontaine und die Seinen ungeſcheut zu ihr eindringen und die Kummrin hatte weißgekleidet, mit geſchloſſenen Augen in höchſter Ekſtaſe dem Kaiſer den Willen Gottes verkündet: er habe der innerlichen Gemeinde zu Weinsberg dreihundert Gulden zu zahlen. Er hatte nichts gezahlt und die Krüdener vor dieſen Leuten gewarnt.

Nun, als die Rechnung auf den Kaiſer fehlgeſchlagen war, hatte Fontaine die Maske abgeworfen. Seine innerlichen Konventikel, denen Frauen und Mädchen beiwohnten, hatten allmählich ſo äußerliche Wirkung, daß die württembergiſche Polizei ihn Landes verwies und Rappenhof Schulden halber konfiszierte. Der Kaiſer, als er davon erfuhr, war im tiefſten verletzt; die Frau, der er geiſtig, unter Gebeten, ſich hingegeben hatte, ſtand in Gemeinſchaft von Leuten, welche für Zuchthausſtrafen reif waren. Er ließ ſie das wiſſen. Was in ihrer Seele vorging, hat ſie ſtreng verſchloſſen. Nur einige Zeilen der franzöſiſchen Freundin laſſen erraten, wie furchtbar ſie litt. Es war der jäheſte Sturz von der Höhe: angebetet, ſolange der Kaiſer ſie hielt, war ſie nun, als er ſie fallen ließ, preisgegeben dem Schimpf der Menge. Erſt nach wochenlangen Seelenkämpfen war ſie gefaßt. „Ich nehme mein Kreuz auf mich," ſchrieb ſie, „und bin glücklich in Armut und Verfolgung. O, wie furchtbar arm kann man ſein auch mit einer Kaiſerkrone." Sie hatte das Loſungswort deſſen genannt, was ihr

noch übrig war, auf Erden zu genießen: Armut und Verfolgung. Nun kehrte ſie ganz zu ihren Konventikeln zurück; nun ſegnete ſie die Verleumdung, die ſie erlitt; nun hungerte ſie täglich mit den Armen; nun ſtieg ſie ganz hinab in die Mitte der Fiſcher und Zöllner und betete, daß die Tage bald kämen, wo ſie einginge zu den Märtyrern.

Und die Tage kamen. An der badiſchen Grenze, gegen Baſel zu, kauft ſie ein Häuschen, das Hörnlein genannt; dort ſammeln ſich die Armen, die Ausſätzigen, mit ihnen die Faulenzer, die Landſtreicher. Für alle hat ſie Raum, für alle Geld: Tauſende kommen und gehen, das Wort der neuen Lehre zündet in den Gemütern: der Friede Gottes kehrt ein in das Herz, der Unfriede der Welt in die Familien. Die Sparſamen tun ihren Kaſten auf und ihre Kinder hungern, damit die Armen im Hörnlein ſatt werden. Junge Mädchen wallfahren, Empaytaz zu hören, und keine, die ihn gehört, denkt wieder an Tanz und Scherze. Oder die Heiligen wandeln lehrend und bekehrend von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Bald wächſt der Lärm, die Kirche gerät in Aufruhr, die Polizei ſchreit Zeter; man weiſt die Heiligen aus; man verſtößt ſie: ſie ſchütteln den Staub von den Füßen und gehen nach Hauſe, ins Hörnlein. Mißernten kommen ins Land; drei Monate fällt faſt ununterbrochen Regen; das Korn fault auf dem Felde; der Schwarm der Hungernden drängt ſo dicht im Hörnlein, daß man im Freien ſchläft, ißt und predigt. Einmal wird das ganze Haus zur Küche verwandelt; ſiebenhundert Arme lagern auf der Landſtraße und warten auf die Suppe. Der letzte Schmuck wird verſetzt; das Geld aus Livland iſt längſt verſchwunden. Aber es geſchehen Wunder, wie in den Zeiten des beginnenden Heils. „Ich bin ausgewieſen," ſchreibt die Krüdener, „aus Zürich, aber ich habe geredet; das Volk umdrängte mich; Geiſtliche und Studenten erhoben die Stimme und riefen: „Wer wagt ſeine Hand aufzuheben gegen dieſe Frau?"" Der Geiſt der Weisſagung iſt mächtiger in ihr als je. Wie ſie einſt unerſteigliche Höhen erſtiegen iſt, ſo heilt ſie nun durch Gebet unheilbare Kranke. Mit neunzehn Broten, ſo erzählt ſie, und etwas Haferſuppe ſpeiſt ſie unter Gebeten neunhundert Hungrige und alle werden ſatt. Endlich nach den Wundern geht an die Zeit der Verfolgung. Mit Gendarmen wird ſie von Stadt zu Stadt, aus der Schweiz gebracht; mit Gendarmen durch Württemberg, mit Gendarmen nach Preußen, mit Gendarmen

über die ruſſiſche Grenze. Aber unterwegs hält ſie noch oft Reden, im blauſeidenen Kleide, unter dem weißen Schleier, in lebhafter Bewegung des Auges und der Stimme und unter Lobpreiſen Gottes trifft ſie aus Riga in Koſſe ein.

In reichbegabten, feinbeſaiteten Menſchen, wenn ihre Entwicklung nicht im Gleichgang begonnen und weitergeleitet, ſondern öfters bald in plötzlicher Reizung beſchleunigt, bald in Abſpannung gehemmt war, pflegt das Leben nach dem einmal überkommenen Rhythmus bis in das Grab ungleich zu pulſieren. Da iſt kein ruhiger, gleichmäßig-tiefer Fluß; kein ſicheres Bett, keine ſcharfgeſchnittene Sohle: bald geht der Strom reißend mit Schnellen und Stürzen; bald ſeicht, als wollte er in die Erde verrinnen und in die Atmoſphäre aufgeſogen werden mit ſeinem letzten Tropfen. So war das Leben der Krüdener, von Anbeginn bis ans Ende. Nun finden wir ſie wieder, aufgeſcheucht aus dem letzten großen Berufe, dem ſie zu dienen meinte; verfolgt, aber nicht getötet, wie in den erſten Zeiten des Heils; von Gendarmen geplagt, aber nicht aufgenommen in die Reihe der Märtyrer. Einſam in wachſender Ermattung ſitzt ſie auf ihrem Gute in Koſſe. Zwar die Tage vergehen wie draußen, im Umgange mit Innerlichen, in Gebet und Predigt; zwar manchmal noch leuchtet das Auge der Prophetin, wenn in ihrem Hofe Eſten und Letten andächtig ſich ſammeln, wenn ſie inmitten kleiner, weißgekleideter Bauernmädchen, die alle die Hände falten, niederkniet zum Gebet für Leib und Seele geliebter Weſen, oder wenn ſie an den Peipusſee hinausfährt, in die Dörfer der Ruſſen, in welchen ſie beſondere Anlagen ſpürt, innerlich zu werden. Aber immer ſchwächer, immer ſeltener tritt ſolche Feſtfreude ein; immer matter wird das Herz; immer tiefer ſinkt der Blick in die Seele. Unheimlich wird ihr, wenn ſie der vergangenen Jahre denkt. „Gott, mein Gott," betet ſie, „haſt du mich verlaſſen? Iſt das Licht hingegangen über mir gen Abend?" Jetzt erſt ſcheint ſie ſterben zu wollen, um zu leben. Noch einmal freilich geht dem eitlen Herzen ein ſchwacher Morgenſchein auf. Die Griechen erheben ſich. In ihrem Geiſt erwachen die lange vergeſſenen Weisſagungen von den Türken. Hat ſie doch noch das letzte Werk zu tun, das unverſucht iſt: einzugreifen mit weltlicher Wirkung in das Leben der Völker. Sie reizt ſich noch einmal, über die ermattete Spannkraft ihrer Seele. Sie reiſt nach Petersburg, ſie ver-

langt nach dem Kaiſer, ſie predigt, ſie verkündet Gottes Zorn: aufſtehen ſoll die ganze Chriſtenheit, voran der chriſtliche Held, zum Kampf für das auserwählte Volk im Süden. Aber was hat Alexander jetzt mit ihr gemein? Er läßt ſie warnen; er ſchreibt ihr und ſchilt ſie freundlich; dann verbannt er ſie aus der Hauptſtadt. Und nun ſcheint die Zeit der Prophetie beendet: der vierte Akt ſpielt aus. Zwar kehrt ſie zurück nach Koſſe, aber Überdruß überſchleicht ſie; der Körper erkrankt. Eine Geſinnungsfreundin, die Fürſtin Golitzyn, führt ſchweizer Fromme zur Anſiedlung in die Krim und bittet ſie, mit ihr zu reiſen. Sie bricht auf, ſo ermattet, daß ſie die beſchwerliche Landreiſe nicht zu ertragen vermag: auf Barken geht die Reiſe langſam die Wolga ſtromab dem neuen Lande entgegen.

Sammeln wir uns vor dem letzten Akte, dem kürzeſten, aber entſcheidenden. Ein Leben iſt vor uns abgeſpielt, wir ſind ihm gefolgt durch anſcheinend entgegengeſetzte Entwicklungsreihen. Ein Menſchenherz iſt uns erſchloſſen worden, nicht arm an Gaben, reich an Widerſprüchen. Voll Verlangen nach Liebe, ohne Vermögen zu lieben; voll himmliſchen Mitleids, aber ohne die Krone herzlicher Selbſtentſagung; nicht ohne Sehnſucht nach Wahrheit, aber von falſchen Zielen irregeführt, endlos zurückverfallen in die Tiefen der Täuſchung. Es iſt von erſchütterndem Eindruck, in dieſer Weibesſeele lange zu leſen. Von ihren Briefen iſt ſo viel erhalten, daß wir in jede Falte zu blicken vermögen; kein Schleier hilft, keine künſtliche oder krampfhafte Windung: das Verborgenſte ſpricht ſich aus, unendlich klarer, als ſich in Kürze aufdecken läßt. Denn dieſer Fehler haftet allen gedrängten Lebensbildern an, daß das Gute und Große übermenſchlich, das Schwache und Sündliche nicht ohne Verzerrung erſcheint. Und der Fehler verdoppelt ſich, wenn in flüchtigen Zügen aufgedeckt werden die Seelengeheimniſſe einer Frau: vielen iſt es eine Enttäuſchung, wie im Tempel zu Sais. Allein fragen wir uns ernſter: es war doch nicht die Frau, die uns anzog. Wäre ſie vereinſamt geſtanden, eine Anomalie, eine reizende oder unſelige Erſcheinung, die flüchtig in nichts verginge, ſie hätte uns ſolange nicht beſchäftigt. Ihre tiefere Bedeutung wird erfaßt, wenn wir ſie verfolgen in der geheimen Verkettung der Seelenfäden, mit welchen ſie geknüpft iſt rückwärts an die Entwicklung des vorigen Jahrhunderts, — welche nach vorn übergehen in dieſes Jahr-

hundert und ſich immer feiner, aber verwebt wie ein Spinngewebe, herüberziehen in die Gegenwart. In dieſem Zuſammenhange erſcheint uns das Leben der Krüdener, ſo weiblich es ſich im perſönlich Kleinen bewegt, als ein Teil der Geſchichte ſelbſt. In dieſem Sinne ſammelt ſich in ihr, was von den beiden Polen her, von oben und unten, vom Himmel und von der Erde, in alter Gegenſetzung das Herz bewegt und, wollten wir kurz die Summe dieſes Lebens zuſammenfaſſen: es iſt die Offenbarung der Selbſtſucht des Herzens; es iſt zugleich der Kampf, ſolange noch ein Tropfen friſchen Blutes in den Adern rinnt, der Kampf, in welchem das Geſetz des gewöhnlichen Lebens ſich empört gegen das Geſetz der Wiedergeburt, und erſt in dieſem Kampfe wächſt die Sünde zur vollen Größe, zur Heuchelei und zur Sünde. Wann kommt der Friede?

Im Herbſt 1824 langte die Karawane der Frommen in Karaſſu-Bazar an; man richtete ſich friedlich ein, die ſechzigjährige Frau wird gepflegt von allen, die ſie lieben; aber ehe der Winter kommt, verfällt ſie in heftiges Bruſtleiden und qualvoll frißt ein Krebs in ihrem Innern. Vergebens alle Kur, alle Linderung vergebens. Keine Außenwelt ſtört den Frieden, wenn er nun kommt, auch keine ſelbſtgeſchaffene der Einbildung. Nichts iſt geblieben, als die Gewißheit des Todes; die Phantaſie ſtirbt; die Seele kehrt einzig in ſich ein. Nun iſt der Friede gekommen; nun iſt die Wiedergeburt ohne Kampf; denn was kämpfen konnte, hat ausgekämpft; einſt ſollte der Geiſt ſterben, um zu leben: nun iſt der Leib tot, da er noch lebt. Nun wird geopfert, was des Opfers kaum wert iſt. Nun wird ins Gericht gegeben, was längſt gerichtet iſt. Das iſt auch eine Wiſſenſchaft der Wiedergeburt. — Das Zimmer der Kranken ging auf die Straße; vor dem Fenſter ſtanden hohe Bäume. Es gab noch ſchöne Tage im Dezember. Dann ließ ſie das Fenſter öffnen und ſah in die untergehende Sonne. „Liebt, liebt," ſagte ſie oft, „Gott gibt ſich ohne Gebet, ohne Opfer, ohne Lockung denen, die lieben. In der Liebe vergehen die Sünden wie ein Strohhalm in der Glut des Feuers." Es war der letzte Schrei der Erinnerung an das verlorene Eden. Sonſt war ſie umdüſtert von Bußgedanken; ſie beichtete ihre Sünden, ihre Täuſchungen: „O, wie haſſe ich mich," rief ſie aus, „wie verachte ich meinen Leib und meine Seele. Wo ich einſt Gottes Stimme zu hören mich vermaß, da war es Wahn-

witz und frevelnde Eingebung des eigenen Stolzes. Nun habe ich nichts als ſeine Barmherzigkeit. Der Herr erbarme ſich meiner!“ So kam der Friede erſt, da es keinen Preis mehr gab des Kampfes.

Täglich wird ſie ſchwächer. Am 24. Dezember ſind ihre Worte kaum vernehmbar; ſie vermag nicht mehr die Hände zu heben. Als der Name der Dreieinigkeit genannt wird, verlangt nur noch der Blick nach dem Zeichen des Kreuzes. Um zwölf Uhr mit der beginnenden Weihnacht ſtirbt ſie und die Leiche ſetzt man in dem Gewölbe der armeniſchen Kirche bei, um ſie nachmals hinüberzubetten in den griechiſchen Kirchhof der Fürſtin Golitzyn.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Aus baltiſcher Geiſtesarbeit.

Reden und Aufſätze

neu herausgegeben vom Deutſchen Verein in Livland.

V.

Ernſt von der Brüggen.

Dynamit. — Erdboden.

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Baron Ernſt von der Brüggen entſtammte einer der älteſten Adelsfamilien Kurlands. Sein Vater, Oberſtleutnant Axel von Brüggen, der mit Jenny von Liphart vermählt war, beſaß das Gut Laidſen unweit Talſen. Hier wurde Ernſt am 10. November 1840 geboren; er gehörte ſchon durch ſeine Abſtammung Kurland wie Livland an und iſt auch in ſeinem Leben Angehöriger beider Provinzen geblieben. Früh ſchon verließ er das väterliche Haus und erhielt ſeine erſte Schulbildung in der damals ſehr angeſehenen Schmidtſchen Anſtalt zu Fellin und beendete dann ſeinen Schulkurſus auf dem Gymnaſium zu Dorpat. Auf der Landesuniverſität Dorpat ſtudierte Brüggen 1860—1864 die Rechte und abſolvierte ſeine akademiſche Laufbahn mit dem Kandidatengrad. Die Univerſität befand ſich zu jener Zeit in friſchem Aufſchwunge, vor allem übte damals Schirren durch ſeine hinreißenden Vorträge über livländiſche Geſchichte einen tiefgreifenden Einfluß auf die ſtudierende Jugend aus. Nach Abſchluß ſeiner Dorpater Studienzeit ging Brüggen 1865 nach Berlin, wo er ſeine Studien fortſetzte und von dem Geiſte jener politiſch ſo bewegten Jahre lebhaft berührt wurde. Nachdem er ſich einige Zeit in Dresden aufgehalten, kehrte Brüggen in die Heimat zurück. Er faßte dann den Entſchluß, Gutsbeſitzer zu werden, ein Entſchluß, den er nachher oft bereut hat, und kaufte 1869 das Gut Degaizen bei Telſch im Gouvernement Kowno. Aber er hielt es in der litauiſchen Einſamkeit nicht lange aus, übergab die Bewirtſchaftung ſeines Gutes einem Verwalter und begab ſich nach Riga. Brüggen empfand in ſich den lebhaften Trieb zu journaliſtiſcher Betätigung, er ſchrieb mehrfach kleinere und größere politiſche Aufſätze,

die er Georg Berkholz, der allgemein anerkannten Autorität auf dem Gebiete der Publizistik, vorlegte. Berkholz erkannte sogleich das aufstrebende, nicht geringe journalistische Talent in Brüggen und hatte keine Bedenken, ihm die Redaktion der Baltischen Monatsschrift, die er bis dahin geleitet hatte, zu überlassen. Berkholz war in der letzten Zeit seiner Redaktionstätigkeit von den alten bewährten Mitarbeitern verlassen, es hatten sich nur wenig jüngere Kräfte an ihrer Stelle gefunden und es war ihm nur durch die Unterstützung und Beihilfe A. Miaskowskys, des späteren Professors der Nationalökonomie in Leipzig, möglich geworden, die Redaktion zu führen. Brüggen übernahm 1870 die Redaktion mit frischem Mute, er fühlte sich ganz in seinem Berufe, es gelang ihm, neue Mitarbeiter zu gewinnen und die Zeitschrift mit frischem Leben zu erfüllen, er selbst veröffenlichte eine nicht geringe Anzahl politischer Aufsätze in der Baltischen Monatsschrift. Er bekleidete in der ersten Zeit seiner Redaktionstätigkeit, von 1870 bis 1871, auch das Amt des Gehilfen des Sekretärs der livländischen Gouvernementsregierung, gab aber diese Stellung, weil sie sich mit seiner Redaktionstätigkeit nicht vertrug und aus anderen Gründen, wieder bald auf. Man muß anerkennen, daß die Baltische Monatsschrift unter Brüggens Leitung einen kräftigen Aufschwung genommen hat, viele auch heute noch beachtenswerte Aufsätze gebracht und einen gemäßigt liberalen Standpunkt einsichtig vertreten hat. Leider gab Brüggen schon mit dem Schluß des Jahres 1872 die Redaktion der Baltischen Monatsschrift auf und ging nach Berlin; nachdem er seine journalistische Kraft und Befähigung auf einem engeren Gebiet erprobt hatte, trieb es ihn, seine Kräfte auf einem größeren Schauplatze zu verwenden. Er trat 1876 in die Redaktion der damals unter Fr. Zabels altbewährter Leitung stehenden Nationalzeitung, des führenden Organs der nationalliberalen Partei, ein und übernahm die Bearbeitung des Rußland und den Orient betreffenden Teiles. Was er schrieb, zeichnete sich durch Sachkenntnis und politische Einsicht wesentlich vor den Artikeln ähnlichen Inhalts in anderen Zeitungen aus, die inneren Verhältnisse Rußlands waren damals noch den meisten deutschen Journalisten wenig bekannt und was darüber geschrieben wurde, war häufig aus trüben unzuverlässigen Quellen geschöpft. Brüggens Artikel wurden daher sehr geschätzt, er kam durch seine journalistische Tätigkeit

mit den angeſehenſten Politikern der nationalliberalen Partei in perſönliche Verbindung. Dazwiſchen kehrte er auf Urlaubsreiſen immer wieder in die alte Heimat zurück.

In dieſe Berliner Zeit fällt das erſte größere Werk von ihm, „Polens Auflöſung, Kulturgeſchichtliche Skizzen", das 1878 veröffentlicht wurde. Brüggen hat längere Zeit an dieſem Buche gearbeitet und ein reiches Material dafür geſammelt. Er war kein geſchulter Geſchichtsforſcher, er ſchrieb mehr als Geſchichtsfreund, es haben ſich daher manche ſachliche Irrtümer im einzelnen und ſchiefe Auffaſſungen der Verhältniſſe eingeſchlichen, wie der polniſche Hiſtoriker Liske nachgewieſen hat, das Buch bleibt aber im ganzen doch eine ſehr verdienſtliche Arbeit, die über die politiſchen und Kulturzuſtände der letzten Zeiten der polniſchen Republik dem deutſchen Leſer lehrreiche und intereſſante Aufſchlüſſe bietet. Die ſchlimme Mißwirtſchaft auf ſeinem Gute Degaizen nötigte Brüggen ſeine Stellung an der Nationalzeitung 1879 aufzugeben und ſelbſt die Bewirtſchaftung Degaizens zu übernehmen. Drei Jahre bis 1882 hat er dann hier in der litauiſchen Einöde verbracht, ſelbſt alles überwachend und alles leitend, als Landwirt unermüdlich für die Hebung der Erträge des vernachläſſigten Gutes arbeitend und ſich abmühend. Wie ſchwer dieſe Jahre auch waren, ſie brachten ihm doch genaue Kenntnis der landwirtſchaftlichen Verhältniſſe, der Wichtigkeit des Ackerbaues und des Wertes der Bodenkultur ein. Als die Verhältniſſe auf dem Gute geordnet und für die nächſte Zeit geſichert waren, eilte Brüggen wieder nach Berlin und hier erlangte er nun eine ihm zuſagende Stellung im Auswärtigen Amt, es wurde ihm ein bedeutſames Amt im Preßbureau übertragen, das naturgemäß ſeine Zeit und Kraft ſtark in Anſpruch nahm. Mit dem Fürſten Bismarck kam er nur in flüchtige Berührung, dagegen trat er vielfach in nähere Beziehung zum Grafen Herbert, ganz beſonders aber zu dem ſpäteren Statthalter von Elſaß-Lothringen, dem Fürſten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürſt, der nachher einmal die Abſicht hatte, ihn nach Straßburg zu berufen. An der damals beginnenden Kolonialbewegung nahm Brüggen eifrigen Anteil und ſchrieb viele Artikel für Kolonialgründungen von ſeiten des Reiches. 1886 ſollte er zum Legationsſekretär in Tokio ernannt werden, er empfand aber keine Neigung, ſich für längere Zeit von Europa zu ent-

fernen und mußte nun, da er die Ernennung ablehnte, nach preußiſchem Brauche ſeinen Abſchied nehmen; damit verzichtete er auf eine diplomatiſche Karriere in Deutſchland. Brüggen hat es gewiß ſpäter manchmal bedauert, nicht nach Japan gegangen zu ſein; wieviel neue Eindrücke hätte er dort empfangen und wieviel Intereſſantes und Lehrreiches hätte er aus eigener Anſchauung über das Inſelreich berichten können!

Der Heimat hat er auch in dieſer Zeit nicht vergeſſen; durch ſeine Abhandlung „Die agraren Verhältniſſe in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen“ 1883, hat er gegenüber den auch in Deutſchland ſehr häufig vorkommenden, auf Unkenntnis beruhenden falſchen und ſchiefen Vorſtellungen von den Zuſtänden in unſerer Heimat die wirklichen Agrarverhältniſſe der baltiſchen Provinzen eingehend und ſachkundig dargelegt und nachgewieſen. Aus ſeiner vielfachen Beſchäftigung mit der ruſſiſchen Geſchichte ging das umfangreiche Werk „Wie Rußland europäiſch wurde“ 1885 hervor. Auch dieſes Buch hat einen kulturgeſchichtlichen Charakter. Indem Brüggen die gewaltſame, mechaniſche Umwandlung des alten Rußland in ein modernes, mit nachgeahmten europäiſchen Einrichtungen verſehenes Land durch Peter den Großen ſchildert, nähert er ſich in der unverhohlenen Abneigung gegen das Verfahren des großen Reformators merkwürdigerweiſe den Anſchauungen der Moskauer Slawophilen. Jedenfalls zeichnet ſich dies Buch durch eigenartige Auffaſſung und ſelbſtändiges Urteil aus. Nach ſeiner Rückkehr aus Berlin gelang es Brüggen das Gut Degaizen vorteilhaft zu verkaufen und dadurch dieſer drückenden Laſt ledig zu werden.

Seit 1890 hielt er ſich meiſtenteils in Riga auf, wo er beſonders mit dem livländiſchen Landmarſchall Friedrich von Meyendorff in nahem perſönlichen Verkehr ſtand. Dazwiſchen lebte er auch zeitweilig in Berlin.

Schwere körperliche Leiden veranlaßten ihn, mehrere Jahre in Montreux zu verbringen, doch brachte ihm auch der dortige Aufenthalt keine dauernde Geneſung. Trotz ſeines kranken Zuſtandes war Brüggen fortwährend journaliſtiſch tätig; er ſchrieb Artikel für die Zeitſchrift „Unſere Zeit“ unter Fr. Bienemanns Redaktion, veröffentlichte Aufſätze in den Preußiſchen Jahrbüchern und war zuletzt ein eifriger Mitarbeiter an den „Grenzboten“, in denen zahlreiche größere und kleinere

Aufſätze ſozialpolitiſchen, nationalökonomiſchen Inhalts, ſowie Abhandlungen über ruſſiſche Verhältniſſe von ihm erſchienen.

Brüggens letztes Buch erſchien unter dem Titel: „Das heutige Rußland, kulturgeſchichtliche Studien“ 1902. Der gediegene reichhaltige Inhalt und die vorzügliche Form der Darſtellung machen dieſes Buch zu einer der beſten Arbeiten, die aus Brüggens Feder herrühren; es war zugleich ſein literariſches Vermächtnis. Nach langem ſchweren Siechtum ſchied Ernſt Brüggen am 6. Dezember 1903 aus dem Leben. Er ſchrieb raſch und gewandt, ſein Stil war flüſſig und klar, dagegen war ihm die Gabe der Rede verſagt. Unter den politiſchen Journaliſten unſeres Landes nimmt Brüggen eine hervorragende Stellung ein. Sein Scheiden hat eine Lücke hinterlaſſen, die nicht ſo leicht ausgefüllt werden wird. Sein Name wird in der politiſchen Literatur nicht nur unſeres baltiſchen Landes fortleben, mit ihm iſt einer der tüchtigſten Vermittler der Kenntnis oſteuropäiſcher Verhältniſſe in Weſteuropa dahingegangen.

H. Diederichs.

Anmerkung des Herausgebers.

Die beiden in dieſem Heft zum Abdruck gebrachten Studien Brüggens ſind in den Grenzboten 1892 und 1900 erſchienen. „Dynamit“ gibt in großen Zügen das ſozialpolitiſche Programm des Verfaſſers wieder, — die warmen Töne, welche Brüggen in „Erdboden“ anſchlägt, erinnern an W. H. Riehl.

Dynamit.

Archimedes, der große Forſcher, ſoll bekanntlich geſagt haben, er wolle die Erde aus ihren Angeln heben, wenn man ihm einen feſten Standpunkt außerhalb der Erde gebe. Nun, wenn er den feſten Punkt gefunden hätte, und wenn er darauf eine Kraft, die Erde zu bewegen, geſtützt hätte, ſo wäre er der größte Erfinder aller Zeiten geweſen, aber — er hätte ſchleunigſt müſſen gehenkt werden. So paradox das klingt, ſo dürften ſich doch in der gegenwärtigen Zeit der Dynamitbomben einige Leute finden, die Neigung verſpürten, meine Behauptung nicht ſo ohne weiteres von der Hand zu weiſen, ſondern die nachfolgenden Gedanken ernſtlich zu prüfen. Ich denke ſo: wenn Archimedes eine Kraft, ſei es in Form einer Maſchine oder eines Sprengſtoffes oder wie ſonſt, erfunden hätte, durch die die Erdkugel hätte aus ihrem gewöhnlichen Laufe gebracht oder in ihrer Geſamtheit zerſtört werden können, ſo wäre das der gewaltigſte Sieg des Menſchengeiſtes über die Natur geweſen, der uns möglich ſcheint. Aber die Gefahr, daß dieſe Erfindung eines Tages in Wirklichkeit angewandt werden könnte, müßte dazu nötigen, daß die Erfindung ſamt dem Erfinder ſo ſchnell als möglich wieder aus der Welt geſchafft würden. Denn vorläufig ſind deren nur wenige, die ernſthaft die Selbſtvernichtung des Menſchengeſchlechts für das Vernunftmäßige halten, und es gibt noch weniger Leute, die, obgleich ſie ſo denken, bereit wären, es auszuführen. Die meiſten wollen weiterleben und fürchten nichts ſo ſehr, als daß ſie getötet werden, oder gar daß der letzte Tag dieſer Welt herankommen könnte, und dieſe meiſten würden einen ſolchen Archimedes ſamt ſeiner Erfindung mit aller Vernunft henken und vernichten.

Archimedes hat ſeinen Punkt zum Glück nicht gefunden; aber unſer Jahrhundert iſt zu Erfindungen und Entdeckungen gelangt, die mannigfache Naturkräfte in ſolchem Maße dem menſchlichen Willen dienſtbar machen, wie es ſelbſt der kühne Geiſt eines Archimedes ſchwerlich geahnt hat, und wenn wir auch nicht mit Dynamit, Melinit uſw. den Erdball aus ſeiner Bahn werfen können, ſo können wir doch Wirkungen der Zerſtörung damit erzielen, die Leben und Güter der Menſchen in großem Umfange treffen. Die neuen Sprengſtoffe zeichnen ſich zugleich dadurch aus, daß ſie von Übeltätern angewandt werden können mit weit ſtärkerer Wirkung und weit geringerer Gefahr der Entdeckung des Täters, als es bei den früheren Zerſtörungsmitteln möglich war. Der Verbrecher iſt mit ſeiner perſönlichen Kraft weit weniger an dem Verlaufe der Zerſtörung beteiligt als früher, wo zur Erzielung derſelben Zerſtörung ganze Tonnen Pulvers oder ſchwerfällige und zahlreiche Werkzeuge nötig geweſen wären. Die Spur, die der Verbrecher, der mit Melinit oder Dynamit arbeitet, zurückläßt, iſt gering, ſeine Ergreifung und Beſtrafung entſprechend ſchwieriger; mit jeder Verbeſſerung dieſer Stoffe läuft der Verbrecher weniger Gefahr, und in demſelben Maße verkürzt ſich der Weg von der Abſicht zur Ausführung. Wer vor hundert Jahren ein Haus zerſtören wollte, mußte dazu Vorbereitungen treffen und Gewaltmittel anwenden, die kaum geheim bleiben konnten: ein Faß Pulver trägt man nicht in der Hoſentaſche durch die Tür und ohne Pulver hätte es einer ganzen Bande, mit Axt und Stangen bewaffnet, bedurft, um die vier Wände eines Dorfhäuschens umzuwerfen. Heute zieht man eine Sardinenbüchſe aus der Taſche, legt ſie mit angezündetem Faden im Hauſe nieder, geht ſeiner Wege, und das Haus, eine Wohnung von Hunderten von Menſchen, ſtürzt zuſammen. Früher hörte der Förſter im Walde den Knall aus dem Gewehr des Wilderers und ſah den Rauch, und dadurch gewarnt, konnte er den Verbrecher einfangen oder ſich wehren. Jetzt erkennt er kaum den Gegner hinter dem Buſch; auch der Wilderer iſt, mit rauchloſem Pulver verſehen, im Vorteil, wie jeder andere, der heimlichen Mord mit der Feuerwaffe plant. Gerade die ſchwerſten Verbrechen, die gegen das Leben der Mitmenſchen gerichtet ſind, die Maſſenzerſtörung von Menſchen oder Gütern bezwecken, gerade dieſe werden heute ſo leicht bewerkſtelligt wie nie zuvor, und dieſe Leichtigkeit

ebenſo wie die Verminderung der Gefahr der Entdeckung und Ergreifung des Täters mehren die Verſuchung, erleichtern dem Böſewicht den Entſchluß. Vor hundert Jahren wäre es einem Ravachol gar nicht in den Sinn gekommen, ein großes Haus zu zerſtören, um einen darin befindlichen Mann zu töten; die Pulververſchwörung gegen das engliſche Parlament wird noch heute, nach Jahrhunderten, alljährlich als ein Anſchlag von unergründlicher Schrecklichkeit feierlich gebrandmarkt, obwohl es damals zu gar keiner Exploſion von Pulver gekommen iſt. Heute vermag der feigſte Wicht das engliſche Parlamentshaus ſo gut als ein beliebiges anderes Haus in die Luft zu ſprengen, und eben kommt aus London die Nachricht, daß ein ſolches Attentat befürchtet werde. Wie viel leichter ausführbar iſt aber ein ſolches heute als vor zweihundert Jahren! Ja, was iſt heute überhaupt vor der Zerſtörung durch die frevelnde Hand eines einzigen Menſchen, durch den zur Tat werdenden Willen weniger Minuten ſicher? Ein verbrecheriſcher, ein wahnſinniger Menſch kann in einem Nu den Kölner Dom, den St. Peter, ja eine Pyramide Ägyptens vernichten. Der Gedanke iſt unheimlich, grauſig. Denn wir kurzlebigen Menſchen achten die Dauerhaftigkeit unſerer Werke um ſo höher, als wir uns der Vergänglichkeit alles Irdiſchen und unſerer eigenen Kurzlebigkeit bewußt ſind; wir empfinden uns ſelbſt dauernder in unſeren Werken, wir leben in ihnen fort und darum iſt uns heilig, was „grau vor Alter iſt“. Und dieſe unſere höchſten Heiligtümer, ſie ſind heute jedem Buben preisgegeben! Gibt es nicht die allerabſonderlichſten Formen geiſtiger Unregelmäßigkeit? Kann es nicht jederzeit einen weltmüden Touriſten geben, der, bloß um etwas Außerordentliches getan zu haben, den Vatikan ſprengt oder den Louvre? Mir geht aber, aufrichtig geſtanden, der Vatikan oder der Louvre ſelbſt über das ſehr ehrenwerte engliſche Parlament. Was der Wut ganzer Völker, was einer langen Reihe von Jahrhunderten widerſtand, die Schöpfungen von Menſchenhand, an denen wir uns in unſerem menſchlichen Bewußtſein erheben, um ihrer Größe, Dauer und Schönheit willen, um der Kraft des Geiſtes willen, der ſie ſchuf, des Talents, das ſie ausführte, die höchſten Werke der Kultur — ſie ſind heute gefährdet, wie ſie es noch nie waren. Was ehedem nur ein gewaltiges Naturereignis, etwa ein Erdbeben, zu erſchüttern vermochte, das vernichtet heute jeder, der ſich ein paar Zentner

Dynamit verſchafft. Und jeder kann ſich die heute verſchaffen. Was früher der Kraft von Völkern widerſtehen zu können ſchien, iſt jetzt wehrlos dem einzelnen preisgegeben. Schon die Möglichkeit ſo ungeheurer Zerſtörung reicht hin, die gebildete Welt in ſteter Sorge zu erhalten und die Forderung in ihr zu erwecken, daß dieſe Sorge ſo weit als irgend möglich aus ihrem Geſichtskreis entfernt werde. Vielleicht wäre uns beſſer, wenn weder das Pulver noch ſeine ſpäteren Verwandten jemals erfunden worden wären; denn wollte man berechnen, wieviel dieſe Sprengmittel den Menſchen genützt und wieviel ſie zerſtört haben, ich glaube, die Rechnung würde dafür ſprechen, daß wir da ein Danaergeſchenk der Kultur empfangen haben. Freilich, es kommt auch auf den Empfänger an, er kann es nützen oder mißbrauchen. Wir Europäer haben das Pulver zwar nicht zuerſt erfunden, aber ſobald wir es kennen lernten, wurde es ſofort hauptſächlich zu zerſtörenden Zwecken verwandt. Die Chineſen haben es viele Jahrhunderte vor uns gekannt, aber, ſoviel ich weiß, nur in beſchränktem Maße für den Krieg angewandt. Und kaum haben wir Dynamit, Nitroglyzerin, Forcit und wie dieſe Teufelspulver alle heißen, zuſammengebraut, ſo ſind wir Kultureuropäer auch flugs dabei, den möglichſt ſchlechten Gebrauch davon zu machen. Zu allererſt treten dieſe Kraftmittel in den Dienſt des Krieges der Staaten und der Völker gegeneinander; ſodann werden ſie die Waffe im Kampf der Bürger untereinander: die Revolution, die Anarchie greifen ihre Gegner mit dieſen ſo einfachen und ſo verderblichen Waffen an.

Die Gefährlichkeit dieſer Sprengſtoffe und beſonders ihrer Anwendung durch jeden einzelnen gegen unerſetzliche Schöpfungen der Kultur und gegen große Menſchenmengen, ſchon dieſe Möglichkeit müßte uns zu ſchleunigen Mitteln der Vorbeugung greifen laſſen. Nun kommt aber hinzu, daß ſich große Verbindungen von Menſchen zuſammengefunden haben, die der Kulturwelt offen mit dieſen neuen Waffen entgegentreten.

Unſere neuere Kultur zeichnet ſich dadurch aus, daß ſie die Bewegung von großen Maſſen befördert. Auf den weſentlichſten Gebieten des geſellſchaftlichen Lebens iſt dieſe Wirkung im großen bezeichnend für unſere Zeit: ſo in der Produktion, im Verkehr, in der Literatur, in der Kunſt, im Kriegsweſen, in der Politik — jede Bewegung, jedes

Schaffen, jedes Unternehmen geht gleich ins Maſſenhafte, und jeder neue Gedanke — wenn auch neu nur für uns Lebende — trifft alsbald den Geiſt von Millionen, er wirkt heute rund um den Erdball, während ihm geſtern, während vor tauſend Jahren, als er in Rom, in Alexandrien ſchon einmal gedacht wurde, die Mauern der Stadt, die Ufer des Mittelmeeres zur Grenze der Wirkung wurden. Zu allen Zeiten hat der einzelne nach Beſſerung ſeines Lebenszuſtandes, haben die unteren Volksklaſſen nach Mehrung von Beſitz, Recht, Macht geſtrebt, haben ſich die oberen Klaſſen verteidigen müſſen gegen dieſes Andrängen, das ſie in ihrem Beſitz, ihrem Recht, ihrer Macht einengte, bedrohte. Und je höher die Kultur eines Volkes war, um ſo ſicherer und heftiger traten dieſe Kämpfe ein und wurden wieder im Verhältnis zur Kulturhöhe zerſtörend. Denn überall wird die Kultur namentlich von den oberen Volksklaſſen getragen und vertreten, und der gegen dieſe Klaſſen gerichtete Angriff trifft zugleich die von ihnen gehüteten Schöpfungen des Kulturlebens. Selbſt ſo verderbte Herrſcherklaſſen wie die des kaiſerlichen Roms oder Frankreichs im vorigen Jahrhundert oder Englands unter Jakob dem Erſten waren doch die Inhaber und Träger der Kultur ihres Landes, und als ſie geſtürzt wurden, riſſen ſie eine Menge von Schöpfungen hohen Geiſtes und langer Arbeit mit in ihren Fall. Die Moral wandelt eben ihre eigenen Wege, oder vielmehr die Kultur, das materielle und geiſtige Schaffen des Volkes, iſt in ihrem Gange nicht gebunden an gut und böſe, an moraliſchen Auf- oder Niedergang. Sie iſt es ſo wenig, daß viele der erhabenſten Denkmäler der Vergangenheit ihr Entſtehen gerade Geſchlechtern verdanken, die durch das Sinken ſittlicher Kraft bezeichnet werden. Die Wunder des kaiſerlichen Roms, die Schöpfungen des Cinquecento, der Louvre zu Paris, ja die Werke eines Horaz, Ovid, Molière, Shakeſpeare, ſie alle ſproßten keineswegs auf einem Boden empor, der durch die ſittliche Größe ſeiner Bewohner glänzte.

Wo aber die in ihrem berechtigten Streben nach Beſſerung ihrer Lage allzuſehr gehinderten niederen Volksmaſſen zur Gewalt greifen, da überträgt ſich leicht der Grimm gegen die Unterdrücker, der Neid gegen die Reichen, die entfeſſelte tieriſche Wut gegen alles Höherſtehende dem menſchlichen Gegner auf deſſen Beſitz und zuletzt auch auf das, was, wenn es nicht ſein Beſitz iſt, ſo doch der rohen Maſſe geiſtig und

ſittlich zu ihm, den leitenden und herrſchenden Klaſſen gehörig erſcheint. Inſtinktiv erkennt der Pöbel an, indem er eine Vendomeſäule oder die Tuilerien zerſtört, daß dieſe Schöpfungen der Kultur weniger zu ihm, als zu den oberen Klaſſen als Trägerinnen der Kultur des ganzen Volkes gehören. Er meint, indem er gegen Kunſt und Wiſſen anſtürmt, damit fremdes Gut zu treffen, ſeine Gegner in den herrſchenden Klaſſen zu treffen; denn es fehlt ihm das Verſtändnis für die allgemeine, auch für ihn geltende Bedeutung der höchſten Kräfte und Schöpfungen der Kultur. Die Volksrevolutionen haben zwei vorherrſchende Beweggründe, den religiöſen und öfter noch den nackt materiellen. Das niedere Volk erhebt ſich gegen Regierung oder Ariſtokratie meiſt aus materiellen Urſachen; es will etwas Beſſeres in ſeinem Topfe haben, als bisher darin zu finden war, die rohe Maſſe wird wütend für ihren Glauben und für ihren Magen. In beiden Fällen haben Wiſſen und Kunſt wenig mitzureden. Denn die religiöſen Gemeinſchaften haben ſich erfahrungsmäßig zu beiden bald freundlich, bald feindſelig verhalten, und die hungernde Menge achtet beide gering. Der Inſtinkt der Menge ſieht in den Werken eines Malers ſo gut wie eines Profeſſors Gegenſtände des Luxus, und indem er den Luxus berechtigterweiſe mit den herrſchenden Klaſſen in Verbindung ſetzt, richtet er ſeine Angriffe auch gegen die Erzeugniſſe der Kunſt und der Wiſſenſchaft. Noch ſchneller als dieſe fallen andere Güter des Kulturlebens den erregten Maſſen zum Opfer, Recht, Ordnung, Sitte, ſie ſind es, die in erſter Linie dem materiellen Verlangen im Wege ſtehen und daher von der Volksrevolution zuerſt niedergerannt werden. Aber der Kampf auf dieſem zunächſt immateriellen Boden iſt doch in ſeinen Wirkungen ein ſehr anderer, als der gegen Werke von Kunſt und Wiſſenſchaft. Recht, Sitte, Ordnung ſind flüſſig, ſie wechſeln ſtets in Form und Inhalt, und eigentlich hört, auch in den friedlichſten Zeiten, der Kampf um ſie nie auf: die geſamte Tätigkeit von Juſtiz und Polizei iſt eine Verteidigung gegen die auf dieſem Gebiete geſchehenden Angriffe. Dieſe Güter können daher ihrer Natur nach, auch nach einer gewaltſamen Zerſtörung durch eine Volkserhebung, wieder hergeſtellt werden, und ſie werden auch in der Tat immer, wenn auch in geänderten Formen, wieder hergeſtellt infolge des Bedürfniſſes jedes Kulturvolkes, dieſe Grundlagen des Kulturlebens zu ſichern, in welcher

Form es auch geſchehen möge. Geſetz, Ordnung, Sitte erheben ſich alsbald aus dem Aſchenhaufen, auch wenn er ſo groß iſt wie der von 1794. Die materiellen Werke der Kultur dagegen, einmal vernichtet, bleiben verloren für alle Zeit; die von der Wut der Menge hingemordeten Menſchen leben nicht wieder auf. Vor dieſen unerſetzlichen Verluſten hat ſich jedes Volk möglichſt zu ſchützen.

In früherer Zeit haben durch Mißregierung, durch Hunger, durch religiöſen Wahn erregte Volksmaſſen gemordet, gebrannt, große Verwüſtungen angerichtet. Es hat ſoziale Erhebungen gegeben, in denen die mißhandelten Bauern ſich zuſammentaten, um die Schlöſſer zu brechen, um Städte einzuäſchern zur Befriedigung ihrer Rache für erlittenes Unrecht. Aber es hat, wenigſtens in Europa, noch keine Zeit wie die unſere gegeben, wo, ohne die Erhitzung des Blutes durch revolutionäre Erhebung, in ſo weiten Kreiſen des niederen Volkes die Zerſtörung deſſen, was wir als Errungenſchaften unſerer Kultur verehren, zum Ziele kühl denkender, planvoll handelnder Verbindungen gemacht wird. Ja mehr noch: was jederzeit für Verbrechen galt, wird von vielen Tauſenden offen für Wohltat erklärt, von Millionen mit moraliſcher Duldung angeſehen, grundſätzlich, in ſittlichem Bewußtſein werden Mord und Verwüſtung gepredigt und ausgeführt. Vielleicht ließen ſich in dem China des elften Jahrhunderts ähnliche Zuſtände wiederfinden, wie die ſind, zu denen die heutige ſoziale Strömung in Europa hintreibt. Wenigſtens wird erzählt, daß damals die ſozialiſtiſche Idee bis zur Verſtaatlichung von Grund und Boden, Handel, Gewerbe durchgeführt worden ſei, wodurch dann das Land ruiniert wurde. Aber es hieße Perlen vor die Säue werfen, wenn man mit Lehren der Geſchichte gegenüber Volksbewegungen kämpfen wollte, die ſich von dem allgemeinen ſittlichen Boden alles Kulturlebens offen losſagen, indem ſie das perſönliche Eigentum für ein Unrecht erklären und dann im Kampfe gegen dieſes Unrecht zur Rechtfertigung der Zerſtörung von Eigentum und Leben der Beſitzenden gelangen, indem ſie beſtehendes Recht zum Verbrechen und das Verbrechen zum Recht machen. Mag das Streben der unteren Volksklaſſen nach Beſſerung der Lebenslage noch ſo ſehr gebilligt werden, ſo kann doch nimmer als richtiger Weg zu dieſem Ziele der Umſturz der erſten Grundlagen alles geſitteten Volkslebens angeſehen werden. Hier muß das Prinzip feſtgehalten

werden, oder es gibt in aller Welt kein Prinzip. Der heutige Anarchismus ſagt ſich offen los vom ſtaatlichen Geſetz: der Staat hätte wohl ein formelles Recht, das Geſetz ihm gegenüber außer Geltung zu ſetzen — es wäre das nur logiſch. Wer ſich vom Staat und von ſeinem Rechte losſagt, der darf auch nicht mehr auf den Schutz des Staates Anſpruch machen: ſtreng genommen müßte er vogelfrei ſein. Doch fordert die ſtaatliche Moral, daß über die ſtrenge Logik des Rechts hinaus auf die Leidenſchaft des einzelnen wie der Maſſen Rückſicht genommen werde; und hier iſt Leidenſchaft, nicht Vernunft, hier iſt, wenigſtens bei der großen Maſſe der Anarchiſten, rohes Wollen, nicht geordnetes Denken. Schwer iſt es, im einzelnen die Richtſchnur anzugeben, nach der der Staat ſeine Abwehr gegen dieſen offenen Feind zu treffen hat. Wie bei offenem Aufruhr der Unſchuldige mit dem Schuldigen leidet, wie der ruhige Bürger, der ſeines Weges geht, von der Kugel getroffen wird, die dem Empörer galt, und ſich deshalb doch nicht über die ſtaatliche Gewalt beklagen darf, ſo wird in weit größerem Umfange der von Demagogen mißleitete Arbeiter zu leiden haben unter den Schlägen, die der Staat zu ſeiner Selbſtverteidigung zu führen hat. Wie verdunkelt iſt das ſtaatliche Bewußtſein des Arbeiters, der jahraus jahrein predigen hört, er ſei der von Staat und Bürgertum ausgebeutete, rechtloſe Sklave, der ſeine Feſſeln brechen müſſe! Wie abgeſtumpft iſt der Rechtsſinn des einfachen Mannes, deſſen ganzes Rechtsleben im ſittlichen Empfinden liegt, und der jahrelang daran gewöhnt worden iſt, ſeine erſten bewußten Rechtserörterungen von dem Ausgangspunkte der Gewalt aus vorzunehmen und auf dem Boden des ihm vermeintlich durch Staat und Ariſtokratie zugefügten Unrechts reifen zu laſſen! Darf der Staat dieſe wichtigſte Quelle allen Kulturlebens, den Rechtsſinn, trüben laſſen im Namen der Freiheit des Denkens und Redens? Gedankenfreiheit! Ja wenn es auf Erden etwas Ideales gäbe, das in unfehlbarer Reinheit keiner Fälſchung ausgeſetzt wäre! Aber was liegt alles zwiſchen der Gedankenfreiheit, die Poſa fordert, und der, in deren Namen die Zerſtörung gepredigt wird! Wenn der Staat dem Anarchiſten, der ſich von ihm losſagt, nicht alle ſtaatlichen und bürgerlichen Rechte entzieht, ſo muß er ſich um ſo ſtärker gegen den Mißbrauch der dem Anarchiſten gelaſſenen Rechte ſchützen. Er muß das Rechtsbewußtſein des Volkes

vor der Vergiftung ſchützen, gerade wie er Leben und Eigentum vor dem Dynamit zu ſchützen hat, mit den ſtärkſten, nötigenfalls mit gewaltſamen Mitteln.

Man ſetze auf die anarchiſtiſche Propaganda hohe Zuchthausſtrafe, man lege jedem Dynamitpolitiker für den erwieſenen Verſuch den Kopf zwiſchen die Füße und man wird nicht mehr getan haben, als was die Selbſtverteidigung eines Kulturſtaates, was das Intereſſe eines geſitteten Volkes fordert. Hier iſt keine Milde möglich, denn es ſteht allzuviel auf dem Spiele. Vor allem aber muß die Fabrikation von Sprengſtoffen verſtaatlicht, monopoliſiert, jeder Handel damit ſowie der unberechtigte Beſitz ſtreng beſtraft werden. Die unerlaubte Anfertigung dieſer Sprengſtoffe und die Entwendung von Sprengſtoffen muß als Verſuch der Sprengung behandelt und mit dem Tode beſtraft werden. Wird die Tat, auch der allerentfernteſte Verſuch eines mit Sprengſtoff auszuführenden Verbrechens nicht mit der äußerſten Härte geahndet dann wird nichts übrig bleiben, als die Geſinnung, den Anhänger der anarchiſtiſchen Lehre zu ſtrafen: der Staat wird die Losſagung von ſeinem Geſetz mit Entziehung der Staatsangehörigkeit beantworten müſſen. Wenn heute Athanaſios, in den Schluchten des Balkans den Reiſenden auflauernd, bei guter Gelegenheit einige tauſend Goldſtücke erſchnappt, ſo hallt ganz Europa wieder von Entrüſtung, und man hält jedes Gewaltmittel für gut, dieſem Übeltäter den Garaus zu machen. Und welch ein harmloſer Geſelle iſt dieſer Athanaſios ſamt ſeiner bis an die Zähne bewaffneten Bande, und wäre ſie tauſend Strolche ſtark, gegenüber einem Ravachol und den Tauſenden, die zu deſſen Bande gehören! Dort wird Herr Cohn um etwas von ſeinen Schätzen erleichtert — gut, es iſt nicht recht, und kriegt man den Athanaſios, ſo henkt man ihn. Nur daß Athanaſios ſich nicht kriegen läßt, ſich verbirgt und, in harmloſer Tracht den friedlichen Bürger ſpielend, fortan vielleicht ein ſtilles, höchſt ungefährliches Daſein führt. Ein Ravachol, mit einer Blechkapſel bewaffnet, kann den Palaſt Bourbon ſamt allen Deputierten in die Luft ſprengen, ja er kann noch mehr, nämlich Louvre oder Notre Dame de Paris in Ruinen legen, ehe man mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln und in ganz Europa der ungeheuren Gefahr zu begegnen ſucht, die einem Ravachol durch die modernen Sprengſtoffe in die Hand gelegt iſt. Kann man aber etwa

die Börſe des Herrn Cohn oder irgendeines anderen Mannes mit dem Wert vergleichen, den der Louvre für die geſamte kultivierte Welt hat? Kann man die Ziele eines Räubers denen eines Anarchiſten gleichſtellen? Kann man die Gefährlichkeit ihrer Waffen vergleichen? Kann man die Moral des Räubers niedriger ſtellen als die des Anarchiſten, oder die moraliſche Kraft der türkiſchen Regierung niedriger als die der franzöſiſchen Regierung und des Pariſer Schwurgerichts? Kann man, in gewiſſem Sinne genommen, ſagen, die ſtaatlichen Zuſtände ſeien geſicherter, der Schutz von Leben und Gütern größer, der Sinn für Ordnung ſtärker in der Heimat eines Ravachol, als in der eines Athanaſios? Und nach wie vor erklärt ein Ravachol ſeine Tat für eine löbliche, nützliche Tat, die Nachahmung verdiene, und rühmt ſich des Zerſtörens und findet Anhänger, die nicht verfolgt noch dingfeſt gemacht werden, bis auch ſie dies oder jenes auffliegen laſſen. Es wandelt einen bei dieſem Vergleich faſt die Neigung an, ſich aus der Nähe eines Ravachol fortzumachen und einen Athanaſios zum Nachbar zu ſuchen. Weiß wie Wolle erſcheint das Verbrechen im Balkan, und blutrot das in Paris. Athanaſios ſamt ſeinen Geſellen iſt verſchwunden; aber überall in Frankreich, Belgien, in Spanien, in Italien knallt es von Sprengpatronen, die Bande der Dynamitpolitiker iſt ſehr groß und ſehr viel beſſer bewaffnet und ſehr viel zerſtörungswütiger, als es alle Räuberbanden Europas jemals waren. Und dieſe Bande geht frei umher, ruhmt ſich ihres Handwerks, unterhält Zeitungen, und die Welt will ſie im ganzen noch nicht einmal für Verbrecher halten, man unterſucht ganz ernſthaft dieſe Dynamitpolitik nach Für und Wider, und meint, das wäre keine Verbrecherbande, ſondern eine Partei, das wären nicht Halunken, ſondern Politiker!

Wenn ſolche Lammesgeduld die Geſellſchaft unſerer Zeit oder auch nur einen Teil beſeelt, dann verdient ſie wohl auch vom Wolf gefreſſen zu werden; es wäre bald zu Ende mit unſerer Kultur. In den Darlegungen Toquevilles und Taines über die große Revolution hat mich kaum etwas anderes ſo in Erſtaunen geſetzt, als die Lammesnatur der franzöſiſchen Ariſtokratie beim Beginn der Tragödie. Da wird gemordet, geplündert, geſengt und gebrannt und kaum einer der Geſchädigten verteidigt ſich und ſeine Habe. Der Schloßherr öffnet auf die Forderung

ſeiner Bauern die Tore ſeines feſten verteidigungsfähigen Hauſes und läßt es plündern; der kräftige wohlbewaffnete Mann läßt den Pöbel, mit milder, vorwurfsvoller Rede ihn empfangend, in ſein Haus dringen, ſein Weib, ſeine Kinder, ſich ſelbſt mißhandeln, ohne auch nur die Fauſt zu erheben; der junge, geſunde Mann, ja der Offizier reicht einem Dutzend Strolchen die Hände zur Feſſelung dar ohne Widerſtreben; der Hausherr verbietet ſeinen treuen Dienſtboten, die ihn und das Haus verteidigen wollen, eine Hand zu rühren gegen die eindringende Schar, faſt gewiß, zum Tode abgeführt zu werden. Kaum einer, der es vorzieht, ſein Leben ſich ſo teuer als möglich bezahlen zu laſſen, der Manns genug iſt, den Degen zu ziehen, und wenn es dann zum Tode geht, im Kampf für Leben, Familie, Hab und Gut zu fallen. Nachher gehen dann dieſe blutſcheuen, unnatürlich manierlichen Leute mit einer wunderbaren Würde aufs Schafott, eine in vollendeten Umgangsformen entnervte Geſellſchaft, ein in der Treibhausluft des Hoflebens, in geiſtreicher Leckerei, in weicher Formenkultur der kräftigen Luft der Natur entwöhntes, an Willen zum Handeln, an Willen zum Leben erſchlafftes Geſchlecht, zuoberſt der König ſelbſt, dem nicht bloß die Kraft, ſondern auch das Bewußtſein ſeiner königlichen Gewalt fehlte. Wären es kräftige Männer geweſen, dieſe oberen Klaſſen von 1789, wer weiß, ob eine entſchloſſene Verteidigung trotz all der ſchreienden Mißſtände politiſcher und ſozialer Art, die ſich angehäuft hatten, nicht dennoch Staat und Geſellſchaft vor dieſen Orgien der Beſtie im Maſſenmenſchen, die man noch heute manchmal als notwendige und große Epiſode der Weltgeſchichte rühmen hört, gerettet hätte. Freilich, ein Schwächling wie König Ludwig, der kein Blut ſehen konnte, und eine Ariſtokratie, die ihm gleich war, kurz leitende Gewalten, die nur noch von Anſtand, Würde, Milde, von Scheu vor der Gewalt beherrſcht waren, ſie wurden von der geiſtloſen Fauſt und dem unanſtändigen Willen der Maſſen leicht niedergeſchlagen. Nachher machte man aus dem Siege brutaler Naturkraft über krankhafte Verweichlichung weltbewegende Ideenkämpfe, aus dem Fußtritt eines zügellos gewordenen Pöbels erhabene Prinzipien, aus der Sinnloſigkeit der wild gewordenen Herde tiefe Weisheiten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Und noch heute betet ſo mancher dieſen Götzen an, und noch heute kann man die drei Heiligenbilder des Anarchismus von 1793 an allen

Straßen zu Paris prangen ſehen, zum Beweiſe dafür, zu welchem Unſinn ein Volk herabſinken kann, wenn die Staatsformen ſeines Kulturlebens nicht von ſtarken Händen, klarem Bewußtſein und kräftigem Willen gehütet und verteidigt werden.

Gott bewahre uns vor ſolcher Schwäche! Die leitenden Klaſſen wenigſtens, einige Männer wenigſtens ſollten die Erfahrungen der Geſchichte ſich und der Welt zunutze machen. Mit Leuten von dem Schlage der Pariſer Kommunarden von 1871 gibt es kein Paktieren, es muß Gewalt angewendet oder Gewalt erlitten werden.

Man iſt in Paris und anderwärts empört über die Schwäche, die Richter, Anwalt, Geſchworene und zuletzt die geſamte Regierung in und nach dem Prozeß gegen Ravachol gezeigt haben. Mit einigem Recht, wenigſtens gegenüber Regierung, Richter und Anwalt. Allein man darf von dem Durchſchnittsmenſchen nicht mehr als einen Durchſchnittsmut verlangen. Der Geſchworene iſt ein Durchſchnittsmenſch; und man wird vergeblich erwarten, daß er ſeinen Spruch tue genau nach dem Tatbeſtand, wenn dieſer in der Rocktaſche eine Dynamitdrohung mitbringt. Das wäre eine unbillige Erwartung. Selbſt Staatsanwalt und Richter werden ihre Sicherheit einbüßen, wenn man ihnen allein, ohne Geſchworene, den Anarchiſten überliefert. Bleibt es bei dem ordentlichen Prozeßverfahren, ſo wird der Terrorismus der Anarchie die Folge ſein. Vielleicht führt das zu Zuſtänden, wie die waren, die das Vehmgericht ſchufen. Gegen das im geheimen ſchleichende Verbrechen erſteht die im geheimen ſchleichende Rechtſprechung, gleichviel, ob vom Staate geleitet oder vom Bürger ſelbſtändig geübt. Und es wäre des Erwägens wert, ob nicht die Gründung geheimer Orden zur Bekämpfung der Anarchie eine zeitgemäße Handhabe abgeben könnte, um die Gewalt des Staates in dieſem Kampfe zu ergänzen. Die Verantwortung des Staates für die Handlungen der Dynamitpolitiker iſt ſo groß, daß ſie ihn allzuſehr gefährdet. Wenn heute das Rathaus zu Berlin aufflöge, würde die Stellung der Regierung dadurch etwa nicht erſchüttert werden, wie die der franzöſiſchen Regierung durch die letzten Vorgänge erſchüttert worden iſt? Und wäre irgendeine Regierung imſtande, vermöge des Muſters aller Polizeien annähernde Sicherheit dafür zu bieten, daß ſich morgen kein Menſch in Berlin im privaten Beſitz von ein paar Pfund Dynamit oder Nitroglyzerin, oder

wie die interessanten Erzeugnisse der Wissenschaft sonst heißen, befinde? Fliegt dann morgen eine der großen Bierhallen, später noch einiges andere auf, so werden auch bei unserer guten Zucht und Ordnung die Anarchisten nicht mehr gar fern von ihrem nächsten Ziele angelangt sein. Die beste Polizei und die stärkste Regierung vermag, wie die Sprengstoffe gegenwärtig gehandhabt werden, die Sicherheit vor anarchistischem Massenmord und der Zerstörung im großen nicht zu gewähren. Die rohe Gewalt der Masse, zu allen Zeiten in ihrer Erregung gefährlich, wird durch diese Waffen so sehr gesteigert, daß die Waffe ihr um jeden Preis entwunden werden muß. Denn an Erregung wird es der Masse heute nie fehlen, dank den anderen Erfindungen, durch die auch die wahnwitzigsten Gedanken, die leidenschaftlichsten Unternehmungen nach unbegrenzten Fernen in sehr kurzer Zeit und auf große Mengen ihre Wirkung ausüben können.

Zu den im vorigen Abschnitt bezeichneten Gefahren, die in der Energie der modernen Zerstörungsmittel wurzeln, kommt hinzu, daß leider wenig Aussicht vorhanden ist, daß die wesentlichen Ursachen der Gärung in den Massen, die zu den anarchistischen Ausbrüchen führt, werden entfernt werden. Die neue soziale Gesetzgebung ist der Ausdruck des Bestrebens einer pflichtbewußten Regierung, nicht bloß der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, sondern den Leiden der untersten Klasse Abhilfe, wenigstens Linderung zu bringen. Doch kann sich keine Regierung in der Hoffnung wiegen, jemals das Ideal des idealen Sozialdemokraten zu verwirklichen, das doch wesentlich darin besteht, einen Zustand zu schaffen, worin es keine leidende, keine entbehrende unterste Klasse, keine von dem Verdienst des Tages lebende, von Kapitalisten und Aristokratie abhängigen Arbeitermassen gäbe. Am wenigsten geeignet, sich diesem Ideal zu nähern, ist der Industriestaat. Hier liegt es in dem grundlegenden System der Volks- und Staatswirtschaft, daß sich große und schwankende Kapitalmengen anhäufen in den Händen einzelner, und daß sich ihnen gegenüber große und abhängige Arbeitermassen zusammenballen. Das Volk, dessen Hauptarbeit eine industrielle ist, arbeitet notwendig und zum großen Teil für die Ausfuhr, für andere Völker. Der moderne Verkehr verpflanzt die

Möglichkeit induſtrieller Produktion ſehr ſchnell in Länder, die bisher nur von fremder Induſtrie lebten. In früherer Zeit wachte der Staat eiferſüchtig darüber, daß die Fertigkeiten des eigenen Volkes nicht von anderen Völkern erlernt, daß die eigenen Kenntniſſe nicht auswärts verbreitet würden. Wo die Weberei blühte, ſuchte man keinen Weber aus dem Lande zu laſſen, wo die Waffenſchmiede berühmt waren, ſuchte man zu verhindern, daß Waffenſchmiede zum Nachbar zögen, um ihre Kunſt dort zu lehren. Vor dreihundert Jahren wäre man wohl nicht wie heute beſtrebt geweſen, in China Fabriken zu errichten und damit den gelehrigſten Nachahmern, den begabteſten Technikern der Welt die Mittel aufzudrängen, die eigene Ausfuhr europäiſcher Waren nach China in dieſem ungeheuren Abſatzgebiet entbehrlich zu machen. Damals hätte man ſich auch gehütet, die beſten Geſchütze der Welt aus der eigenen Werkſtatt in Eſſen an alle Staaten, die ſie wünſchten, verkaufen zu laſſen; man hätte auf den aus dem Verkauf nach auswärts dem Herrn Krupp und der unter ihm arbeitenden Menge zufließenden Gewinn verzichtet, um ſich die Überlegenheit der eigenen Geſchütze über fremde möglichſt lange zu erhalten. Heute iſt man darin ſorgloſer, man iſt auch weniger imſtande zu verhindern, daß irgendeine Erfindung oder Entdeckung ſofort Eigentum aller kulturverwandten Völker werde.

Eine Folge dieſer Fähigkeit freier und ſchneller Verbreitung der induſtriellen Produktionsmittel iſt, daß ſich die Sicherheit und Stetigkeit der Abſatzgebiete vermindert haben. Jahrhundertelang beſaßen die alten Kulturſtaaten Europas das Monopol der Induſtrie für Oſteuropa, Amerika, einen Teil Aſiens, jahrhundertelang hat England zäh und rückſichtslos ſein Monopol der Fabrikarbeit nicht nur gegenüber ſeinen Kolonien, ſondern auch Spanien, Portugal, der Türkei gegenüber feſtgehalten, was ihm hauptſächlich die Möglichkeit gewährte, große Reichtümer, aber auch eine außerordentliche Arbeitermenge in ſeinen Grenzen anzuhäufen. Die Monopoliſierung der induſtriellen Produktion in dieſem Sinne iſt in neuerer Zeit geſchwunden, und an ihre Stelle iſt das eifrige Beſtreben der Staaten getreten, ſich möglichſt ſchnell und möglichſt vollſtändig induſtriell ſelbſtändig zu machen; das heißt: jeder Staat ſucht die Induſtrie bei ſich aufs lebhafteſte zu fördern und die Einfuhr induſtrieller Erzeugniſſe zu beſchränken. So ſchließt ſich Rußland

land seit Jahrzehnten industriell immer mehr ab, so hat Nordamerika ziemlich plötzlich durch die neueste Zollpolitik aufgehört, der offene Markt für alle Fabrikate Europas zu sein. Ein Beschluß der Regierung irgendeines Landes der fünf Weltteile, auf den unsere Regierung keinerlei Einfluß hat, kann plötzlich den verderblichsten Einfluß auf Hunderttausende, ja Millionen deutscher Bürger üben, weil sie bisher von dem Verkauf ihrer Fabrikate an jenen Staat lebten und nun ihres Absatzes beraubt worden sind. Solche Wirkung auf einige Staaten Europas haben wir vor kurzem bei Gelegenheit der Mac Kinley-Bill erlebt. Der Gang der Entwicklung zum Industriestaat führt zur Anhäufung von Reichtümern, aber auch zu erschütternden Rückschlägen und zu sozialen Mißständen, die unter Umständen die Wohltat des aufgehäuften Geldes aufwiegen können. Ja ich meine, daß ein Volk, das sich vorwiegend von Industrie nährt, sich ungesund nährt und stets einer tödlichen Krankheit ausgesetzt ist. Es gleicht dem Schmarotzer: fehlt oder verschwindet der fremde Körper, von dem es zehrt, so geht es zugrunde. Und heute bemühen sich die fremden Nährkörper sämtlich, so schleunig als möglich zu verschwinden.

Ein gesundes Verhältnis, scheint mir, wäre es, wenn die Industrie eines Landes ihren Schwerpunkt im Lande selbst, im Absatz daheim hätte und die Ausfuhr nur in zweiter Reihe stünde. Von dem Augenblick an, wo die Industrie ohne die Ausfuhr nicht mehr lebensfähig wäre, wo der Überschuß an Fabrikaten, der ohne Ausfuhr unverkäuflich bliebe, so groß wäre, daß der überwiegende Teil der industriellen Anlagen und Arbeiter dadurch zugrunde gerichtet würde, von diesem Augenblick an hört die Industrie auf, eine Wohltat des Landes zu sein und wird eine Gefahr. Es ist wie eine Hypertrophie eines Organs; eine Stockung des Blutumlaufs kann den ganzen Körper gefährden.

Zu dieser sozial-wirtschaftlichen Gefahr gesellt sich aber eine andere, die im Fall eines Krieges eintreten kann. Ein Land wie England ist zum größten Teil auf die Einfuhr von Nährmitteln von außen angewiesen. Sobald England von fremden Mächten zur See blockiert werden kann, ist es vom Verhungern bedroht. Die vier Millionen Menschen Londons, ein paar Wochen von der Zufuhr zur See abgesperrt, müssen einer Lage anheimfallen, in der die fürchterlichsten Beispiele von entfesselter Leidenschaft, die jemals bekannt geworden sind,

in Schatten geſtellt werden. Aber auch Deutſchland, von der See abgeſperrt und mit Öſterreich verbunden im Kampfe gegen Rußland, wäre heute in einer verzweifelten Lage trotz ſeiner Kriegskraft. Denn unſere Induſtriebevölkerung findet, von Jahr zu Jahr anwachſend, von Jahr zu Jahr weniger ausreichende Nährmittel im eigenen Lande.

Dieſer äußeren Gefahr ſucht England vorzubeugen durch Stärkung ſeiner Kriegsflotte, jener inneren Gefahr, daß der Induſtrie der Abſatz gebrechen könnte, durch unermüdliche Erweiterung ſeines Kolonialbeſitzes. Auch Deutſchland hat ſeit zwölf Jahren begonnen, ſich nach neuen Landerwerbungen umzutun. Doch hat es bisher kein Kolonialland gefunden, das ſeiner Induſtrie erheblichen Abſatz bieten könnte, noch auch ſolches, wohin der Teil ſeiner Bevölkerung auswandern könnte, der bisher in der Heimat aus irgendwelchen Gründen kein Genügen mehr fand. Solch ackerbauendes Kolonialland könnte es nur durch einen Krieg, eine Eroberung erwerben. Die Landbevölkerung drängt wie anderwärts, ſo auch bei uns, den Städten zu, und hier verwandelt ſie ſich großenteils in induſtrielle Bevölkerung. Das übermäßige Angebot induſtrieller Hände reizt das Kapital zu neuen induſtriellen Unternehmungen und fördert ſo noch mehr die über das geſunde Maß hinausgehende Maſſenproduktion von Waren, die erſt einen Markt ſuchen müſſen und, wenn ſie keinen finden oder einen verlieren, ſoziale Mißſtände und ſtaatliche Gefahren hervorrufen. So wächſt der induſtrielle Waſſerkopf bedenklich an und die Beine werden immer dünner, der Brotacker, von dem ſich das Stadtvolk nähren ſollte, wird im Verhältnis zu der Menge der Verzehrer immer ungenügender.

Man hat längſt erkannt, daß das Volkswohl bei weitem am ſicherſten auf der Grundlage des Ackerbaues ruht. Es wäre überflüſſig, heute noch den längſt gelieferten Beweis zu wiederholen, daß die Geſundheit des einzelnen wie der Maſſen am beſten in den einfachen Verhältniſſen des Landlebens mit ſeiner friſchen Luft, ſeiner einfachen Koſt, ſeiner Gleichmäßigkeit, ſeiner perſönlichen und geſellſchaftlichen Ruhe erhalten wird. Dieſe Geſundheit hat dann auch die Stetigkeit, die Dauerhaftigkeit, die erhaltende Kraft zur Folge, die zu allen Zeiten und allerorten die Landbevölkerung vor den Städtern ausgezeichnet hat. Wenn Entwicklung und Leitung der Kultur vornehmlich in der Hand der Städter liegt, ſo hat das Landvolk die beſſere Be-

fähigung zu ihrer Erhaltung. Ein ſtädteloſes Land wie Rußland bleibt in der Kultur zurück, ein Volk von Städtern wie England oder Belgien iſt der Gefahr ausgeſetzt, das Gleichgewicht von Bedürfniſſen und Mitteln der Befriedigung plötzlich zu verlieren und in heftigen Erſchütterungen den Gang ſeiner Kultur auf lange hinaus zu unterbrechen. Ein ſtarkes Übergewicht des Landvolkes iſt die beſte Gewähr für geſunde und geſicherte ſoziale Verhältniſſe. Aber der heutige Berliner weiſt mit Stolz auf die Hunderttauſende hin, die in Berlin zuſammengepackt ſind, und überall in Deutſchland ſchwellen die Dörfer zu Städten, die Städte zu Großſtädten an. Städtiſcher Geiſt und ſtädtiſche Bedürfniſſe wuchern hinaus aufs platte Land und ziehen den Landmann magnetiſch vom Pfluge fort in die Werkſtätten, die bunten Straßen, die erleuchteten Bierhallen, die Schauſpiele der Stadt. Vielfach und dauernd ertönt die Klage, daß es auf dem Lande an Händen mangele, während die Städte von Arbeitern ſtrotzen, die oft keine Arbeit finden. Das Ergebnis iſt, daß immer mehr die Beſchaffung der wichtigſten Lebensbedürfniſſe, der Nährſtoffe, fremden Ländern und Völkern überlaſſen wird. Daraus folgt weiter, daß Deutſchland in wachſendem Maße gerade in den unentbehrlichen Erzeugniſſen von Fremden abhängig wird, während dieſe Fremden ſich beliebig von dem Bedürfnis nach den weit eher entbehrlichen Erzeugniſſen Deutſchlands befreien können. Unſere Lage nach außen verſchlechtert ſich mit dem Überhandnehmen unſerer Induſtrie trotz der durch ſie herbeigeſchleppten Geldmengen, die überdies an ſich nicht zu den dauerhafteſten Werten gehören.

Es gab eine Zeit, wo ſich unter dem Bundſchuh der verknechtete und mißhandelte Bauer zu Mord und Brand erhob wider die Herren. Wie heute der Landmann mit Schrecken auf die wilden Maſſen der ſtädtiſchen Arbeiter blickt, die nur gewaltſam von der Erhebung zurückgehalten werden, ſo erſchien dem damaligen Stadtbürger der Bundſchuh als etwas Unerhörtes. Denn in dem ſtädtiſchen Weſen herrſchte Ruhe und Ordnung, Recht und Geſetzlichkeit, obwohl es an Reichtum und aufſtrebender Kultur keineswegs fehlte. Aber die ſtädtiſche Arbeit war wohlgeordnet, das Gemeinweſen ſelbſt handhabte die öffentliche Gewalt, die unterſte Klaſſe der Arbeiter war beſchränkt in der Zahl, und durch die geſetzlichen wie phyſiſchen Hinderniſſe in der Bewegung des Volkes

wurde das Anſtauen der Maſſen vermieden. Vor allem hatte die rohe Maſſe nicht die heutigen Mittel der Zerſtörung in der Hand, der Bürger aber war ihr in den Waffen überlegen. Niemals hat die ſtädtiſche Arbeit bei uns ſo geblüht wie zu jener Zeit, und niemals iſt die ſoziale Ordnung der Städte feſter geweſen. Die ſtädtiſche Produktion hatte zwar ihren Abſatz auch außerhalb des Weichbildes, außerhalb des eigenen Staates, ſogar außerhalb des Reiches; aber nur zum kleinen Teil wurde für ferne Länder gearbeitet, in der Regel fand die Ware ihren Markt im Reiche ſelbſt. Dieſes Gewerbe des Mittelalters ſtand in geſundem Verhältnis zum geſamten Volk und war lange Zeit hindurch das geſündeſte Glied am Körper des Reiches. Erſt die Großinduſtrie der Neuzeit ermöglichte den verhängnisvollen Umſchwung: daß die Knechtung des Arbeiters vom Lande in die Stadt zog, daß der Landarbeiter ein freier, geſund lebender Mann und der Fabrikarbeiter der gefeſſelte, verkommende Knecht der Dampfmaſchine wurde. Stadtluft macht frei, ſagte der alte Rechtsſpruch; in anderem Sinne kann es heute heißen: Landluft macht frei. Je weiteren Umfang die Induſtrie eines Landes annimmt ohne entſprechende Erweiterung des eigenen Verbrauchs der Ware, um ſo bedrohlicher muß die anwachſende ſtädtiſche Arbeitermaſſe der ſozialen und ſtaatlichen Ordnung werden. Entweder wir erwerben neue ackerbautreibende Länder, oder wir ſchränken unſere Induſtrie ein und befördern die Auswanderung der überſchüſſigen Kräfte; das wären die Mittel, das Mißverhältnis zwiſchen Fabrikvolk und Landvolk ſich nicht weiter vergrößern zu laſſen. Jedenfalls ſollte der Staat, das Reich ſich hüten, ohne Vermehrung des eigenen Ackerbaues wie bisher es für ſeine heilige Aufgabe zu halten, der weiteren Entwicklung der Exportinduſtrie bei uns mit allen Kräften beizuſtehen und noch mehr als bisher uns von den Bedürfniſſen Rußlands, Nordamerikas oder Chinas abhängig werden zu laſſen. Die Induſtrie kann in hoher Blüte ſtehen, ohne doch das Übermaß zu erreichen, von dem ab ſie Schmarotzer wird in dem bezeichneten Sinne, abhängig von dem Willen und dem Leben eines fremden Volkes. Man wird mir vielleicht entgegenhalten, bei uns ſei ja kein Ravachol, kein Anarchismus vorhanden. Ich meine jedoch, daß, da wir eine Sozialdemokratie haben, wir auch den Anarchismus haben werden. Wer an das Evangelium Bebels glauben kann, der kann auch an das Evangelium des Anarchis-

mus glauben. Denn die gesunde Vernunft und der gebildete Verstand haben mit diesen sozialistischen Theorien nichts zu tun. Solange vom Stein bis zum Elefanten nicht die Gleichheit, sondern die Ungleichheit in allem herrscht, wird auch der Mensch die Herrschaft der Kraft über die Schwäche, die Unterordnung des einen unter den anderen in der Wirkung wohl mildern, in Schranken halten, aber sie selbst nie aufheben können. Herren und Knechte sind nicht durch die Bosheit der Menschen geschaffen worden, sondern durch die göttliche Weltordnung. Wenn das die Sozialisten eine Unordnung nennen, so stimmt es freilich damit zusammen, daß sie den Schöpfer dieser Ordnung auch gleich mit verwerfen; aber die Ordnung zu ändern vermag niemand. Nicht Vernunft und Kultur schufen die sozialen Theorien, sondern Leidenschaft, Wille, der Trieb nach Genuß, Besitz und Herrschaft. Und dieser Trieb schreitet, wenn weder befriedigt, noch durch stärkeren Willen zurückgedrängt, von der Theorie des Sozialdemokraten sicherlich fort zu der Theorie des Anarchisten, von dem gesetzlichen Mittel zu dem gewaltsamen Mittel. Die Befriedigung ist unmöglich, also bleibt nur die Niederhaltung übrig.

Ein dauernd wirksames Gegengewicht gegen die sich organisierenden Massen würde ich nur in der Organisation der oberen Klassen sehen. Nur seit die Macht der Stände gebrochen ist, seit alle politische Macht vom Staat und alle soziale vom Kapital aufgesogen wurde, seit die Gliederung des Volkes verschwand, ist die niedere Masse dem Demagogen überantwortet worden und zur gefährlichen Macht gelangt. Besonders gründlich hat Preußen mit der alten Gliederung des Volkes aufgeräumt. Der Soldat, der Staatsdiener hier, der Arbeiter dort, diese beiden Gruppen haben Organisation und Macht für sich, und sie suchen heute nach einer Verständigung. Wenn die Hauptsorge des Staates eine längere Zeit hindurch darin bestehen wird, Heer und Arbeiter zufrieden zu stellen, so wird den Gewinn der Arbeiter haben, aber auf Kosten des ganzen Volkes und seiner Kultur und seiner Zukunft. Für die anderen wird es zu enge werden in einem Staate, der sich Schritt für Schritt weiter wird gezwungen sehen, die Volksarbeit staatlich zu organisieren, um sie nicht ganz in die Hand des Handarbeiters geraten zu lassen. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen geht ihrem Abschluß entgegen. Inzwischen bringen die Streiks der Bergleute die Gefahr

nahe, daß eines Tages Verkehr und Induſtrie im ganzen Reiche wegen Kohlenmangels ſtill ſtehen. Dieſe Gefahr iſt ſo groß, daß der Staat, wie er heute iſt, die Kohlengruben wird verſtaatlichen und den Abbau mit militäriſcher Disziplin betreiben müſſen. Es ließe ſich auch denken, daß, wenn das Abſtrömen des Landbauern in die Städte weiter fortſchreitet und der Acker verödet, wiederum der Staat gezwungen ſein wird, ſeine Gewalt einzuſetzen, um den Landbauer am Leben zu erhalten, d. h. er wird den Ackerbau verſtaatlichen müſſen. Auch kann man ſich denken, daß ein fortgeſetzter Kampf der Staaten um ihre induſtrielle Unabhängigkeit, wie ſie heute verſtanden wird, den Abſatz unſerer induſtriellen Waren ſo ſehr ins Stocken bringen würde, daß Millionen unſerer Fabrikarbeiter brotlos werden und daß dann wieder der Staat die Organiſation der Induſtrie an ſich reißen müßte, um einer weiteren gefährlichen Überproduktion vorzubeugen. Damit wären wir an dem Hauptziel angelangt, das ſich die Sozialdemokratie in ihrer Theorie geſetzt hat, wie denn der ganze Weg von der Verſtaatlichung des Verkehrs an bis zu der des Ackerlandes und der Fabrik der iſt, auf dem man den Sozialiſten zum Gefährten haben kann.

Ich meine überhaupt, daß es eitel ſei, vom Staate die Rettung vor dem Sozialismus zu erwarten. Der Staat mag helfen, aber die Hauptarbeit müſſen die oberen, die gefährdeten Klaſſen ſelber tun.

Der Staat iſt an ſich kein Gegner des Sozialismus; ſiegt heute der Sozialismus, ſo wird ſein Staat äußerlich weſentlich dieſelben Formen zeigen, wie der republikaniſche oder monarchiſche, inſofern als auch er ſeine Geſetze, ſeine Geſetzgeber, ſeine Beamten haben wird und ſicherlich auch ſeine Soldaten. Was der Sozialismus anſtrebt, iſt ja gerade, daß alle Volksarbeit, alles Volksleben ſtaatlich geregelt werde. Je ſtärker nun unſer heutiger Staat iſt, um ſo mehr iſt er geneigt, alles ſelbſt zu regeln. Unſer Staat iſt vermöge ſeines vortrefflichen Heeres und des gleich tüchtigen Beamtentums ſehr ſtark und zeigt längſt die Neigung, ſeine Kräfte im bürgerlichen Leben arbeiten zu laſſen, oft mehr als nötig wäre. Es iſt nun natürlich, daß dieſe beſtorganiſierten, gewaltigen Körperſchaften: Beamtentum und Heer, ſogleich zu Hilfe gerufen werden, wenn irgendwo eine Schraube los iſt, und daß ſie ſtets bereitwillig den Schaden auszubeſſern ſuchen. Gerade die Tüchtigkeit der Staatsorgane, gerade die Pflichttreue unſerer Beamten

trägt dazu bei, daß die Vielregiererei um ſich frißt wie Schwamm. Es iſt ſoweit gekommen, daß vom Keller bis zum Firſt kein Winkel und kein Nagel in unſeren Häuſern mehr außer dem Bereiche des Staats- oder des Gemeindebeamten liegt: der Beamte iſt faſt mehr Hausherr bei mir, als ich ſelbſt. Denn dem Staat hat auch die Gemeinde das Vielregieren abgelernt. Das iſt die heutige Ordnung, und ordentlich geht es bei uns ja freilich her, nur daß ein Mann, der gern ſeiner eigenen Weiſe nachlebt, leicht vor lauter Ordnung ſeine menſchliche Freiheit und Natur nicht mehr wiederfindet. Dieſes Eindringen des Beamtentums in alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens iſt ſozialiſtiſchen Geiſtes, ſo monarchiſch oder kommunal es auch ausſehen mag, es iſt das Zurückdrängen der Perſönlichkeit durch den Maſſenwillen, die Allgemeinheit, das Aufſaugen des Einzelintereſſes durch das Geſamtintereſſe. Wir graben ſtaatlich von oben her die Ungleichheiten ab und arbeiten ſo von oben her dem Sozialismus in die Hände, der dasſelbe von unten her tut.

Indem wir den bezeichneten Weg der Verſtaatlichung der Arbeit gehen und auf ihm durch den Sozialismus ſelbſt vorwärts gedrängt werden, meinen wir, den Sozialismus zu bekämpfen, und die oberen Klaſſen beeifern ſich, dem Staate die Mittel zur Abwehr des Feindes zu mehren. Allein dieſes ſelbe Anwachſen der ſtaatlichen Macht in dem vermeintlichen wie in dem wirklichen Kampfe gegen den Sozialismus trägt doch wieder dazu bei, das ſozialiſtiſche Weſen im Staate zu fördern. Selbſt die großen vorbeugenden Geſetze über Altersverſorgung, Unfallverſicherung, Frauen- und Kinderarbeit uſw. verpflichten den Staat zu einem Eingreifen, einem Mitwirtſchaften in der Volkswirtſchaft, das den ſozialiſtiſchen Geiſt im Staate weiter entwickeln muß und den gewollten Nutzen, wenigſtens im Hinblick auf den ſozialdemokratiſchen Gegner, vielleicht aufheben wird. Je weiter dem Staat der Kampf gegen den Sozialismus überlaſſen bleibt, um ſo ſozialiſtiſcher wird der Staat werden. Beamte hier, Arbeiter dort werden alle öffentliche Macht an ſich ziehen und den dazwiſchenliegenden Kern des Volkes aufzehren, der Stamm wird hohl, die Krone bricht, und der Sozialismus behält das Feld. Wenn ſich eine Regierung dauernd bloß auf das Heer, die Beamten und die unterſte Volksklaſſe ſtützt, ſo werden über lang oder kurz die Maſſen herrſchen. Wir haben in Deutſchland

viel Partikularismus, Lokalgeiſt, Heimatsſinn, Gemeindebewußtſein; der Leipziger ſteht für Leipzig ein, der Holſteiner für Holſtein, der Bayer für Bayern, auch der Deutſche für Deutſchland, ſofern es von außen bedroht wird. Aber wenn wir uns nach einem Gemeinſinn innerhalb des Reiches umſehen, der eine gewiſſe Gruppe von Reichsbürgern zuſammenfaßte, ſo finden wir, von den politiſchen Parteien abgeſehen, nur etwa drei ſolche umfaſſende Verbände: das Heer nebſt der Marine, die Beamten, die Arbeiter. In den einzelnen Staaten dasſelbe Bild. Der Soldat iſt durchdrungen vom Korpsgeiſt, der Beamte auch. Jeder Fähnrich, jeder Gemeine iſt ſtolz auf ſein Regiment, hat das Bewußtſein, dahin zu gehören, ſteht dafür ein, findet darin den Quell ſeiner ſtändiſchen Ehre. Der Beamte fühlt ſich als Mann ſeines Reſſorts, als Teil einer feſten Körperſchaft; er verkehrt, wenn er Poſtbeamter iſt, vorwiegend mit Poſtbeamten, mit Juriſten, wenn er zum Richterſtande gehört, er wahrt die Geheimniſſe des kollegialen Lebens, er wird von dem Korpsgeiſt getragen, der in ſeiner Behörde gebietet, ob ſie nun im Rathauſe oder in der Wilhelmſtraße von Berlin ſitzt. Muſtert man nun, von hier anfangend, die anderen Berufsklaſſen der Bevölkerung von dem genannten Geſichtspunkte aus, ſo wird man lange die Stufen hinuter zu wandern haben, ehe man überhaupt wieder etwas wie Korpsgeiſt findet. Der Student hat ſein Korpsleben, von der Börſe ſagt man, daß ſie ein eigenes Leben führe; im ganzen iſt es eine faſt zuſammenhangsloſe Menge, die ſich allenfalls Sonntags mit Geſangsbändern und Gewerksſchleifen ſchmückt. Zuletzt kommt man zum Fabrikarbeiter und findet einen ſtark entwickelten Gemeinſinn, mehr Korpsgeiſt, als in all den Zwiſchenſchichten bis zu den in dem Soldaten- und Beamtenſtaate Preußen oberſten beiden Menſchenklaſſen hinauf.

Die Begriffe von Ständen und Zünften erregen das Blut noch heute bei vielen, und gerade den Gebildeten. Obwohl von dieſen niemand unter der Übermacht ſolcher Körperſchaft zu leiden gehabt hat, weil ihre Macht längſt gebrochen und ſie nur in unbedeutenden Abbildern der früheren Herrſchaftsformen fortleben, ſo haben doch Schule und Tradition den Widerwillen der Gebildeten gegen ſie wach erhalten, dennoch wird Ähnliches geſchaffen werden müſſen, wie es unſer Mittelalter hatte, wenn wir unſere ſozialen Zuſtände befeſtigen wollen.

Schwache Anſätze zur Organiſation des Gewerbes ſind vorhanden: Schneider und Zimmerleute, Eiſeninduſtrielle und Fabrikanten von Chemikalien haben ihre Vereine, ihre Satzungen; bricht ein Streik aus, ſo tun ſich die gefährdeten Fabrikherren zuſammen zur Abwehr. Aber kampffähig, ſtets gewappnet, wie ſie ſein müſſen gegenüber den heutigen feindſeligen Arbeitermengen, ſind ſie nicht, und ebenſowenig ſind ſie dazu fähig, innerhalb des Gewerbes Organiſation der Arbeit und Disziplin im Geſchäftsleben durchzuführen. Aber gerade hier müßte die disziplinare Machtvollkommenheit weſentlich vom Gewerbe ſelbſt, nicht vom Staate ausgeübt werden. Der Staat vermag dem Einzelintereſſe, der Perſönlichkeit nicht gerecht zu werden, er erdrückt ſie. Nur der Stand kann es, die Zunft, die Klaſſe, die Berufsgenoſſenſchaft, kurz die ſoziale Gliederung. Wenn die Eiſeninduſtrie in geſchloſſenen Verbänden der einzelnen Staaten geordnet, unter Leitung eines von den Verbänden beſchickten Reichstinges, oder wie man nun eine ſolche oberſte Amtung nennen will, vertreten wäre, wenn der Ting die Gewalt hätte, die Produktion zu regeln, eine Überproduktion niederzuhalten, gegen das „ſchlecht und billig“ anzukämpfen, Klagen der Arbeiter anzunehmen, zu unterſuchen, zu entſcheiden, wenn er den Fabrikherrn zwingen könnte, Mißlagen ſeiner Arbeiter abzuſtellen, wenn er die Ausführung deſſen, was die neuen Arbeiterſchutzgeſetze bezwecken, in der Hand hielte, wenn er auf Abſatz und Marktverhältniſſe Einfluß hätte, wenn er die Konkurrenz deutſcher Eiſenwaren untereinander in Schranken hielte, wenn er für die Ausübung ſeiner Gewalt dem Staat verantwortlich wäre, ſo würde die Eiſeninduſtrie ſicherer daſtehen, der Fabrikant ſich wohler befinden, der Eiſenarbeiter weniger Grund zu Klagen haben, weniger der Mißleitung durch Volksſchwätzer und Ehrgierige ausgeſetzt ſein. Wenn der Ackerbau in gleicher Weiſe bis zum Ting der deutſchen Bauergutsbeſitzer hinauf organiſiert würde, ſo könnte er ſeine Intereſſen nach oben und unten beſſer wahren als jetzt, wo er von der Induſtrie oft über den Haufen gerannt, im Reichstage von Leuten, die oft mehr perſönlich-ſtändiſche als Ackerbaupolitik treiben, übel vertreten iſt. Wenn die Tinge der Gewerbe, als Vertreter der ſchaffenden Arbeit einander nahe ſtehend, naturgemäß in einen gewiſſen Parallelismus, um nicht zu ſagen Gegenſatz zum Geldkapital gerieten, der ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die Börſe ſichern müßte, ſo könnte das dem

Giftbaum nur heilſam werden. Der Staat aber fände in ſolchen Körpern eine mächtige Stütze, er fände den Rettungsanker.

Der Beamtenſtaat iſt ſehr leiſtungsfähig, wenn die Beamten gut ſind; das zeigt Preußen und mancher andere deutſche Staat. Der Beamtenſtaat iſt unfähig zur ſegensreichen Leitung eines Kulturvolkes, wenn die Beamten ſchlecht ſind; das zeigt Rußland. Iſt der Beamtenſtaat ſtark durch ein tüchtiges Beamtentum, ſo wird er durch die im Laufe der fortſchreitenden Verzweigung und Verfeinerung des Kulturlebens ſich mehrenden Anforderungen an Organiſation, Leitung im einzelnen, Aufſicht, geſetzliches und adminiſtratives Eingreifen zur Ausdehnung ſeiner Machtſphäre gedrängt und hält dieſes Machtgebiet wirklich feſt; er wird immer mehr Alleinherr im Volksleben, und indem ſeine Aufgaben zuletzt unerfüllbaren Umfang annehmen, indem er auf den ſozialdemokratiſchen Boden gerät, gerät er in Widerſpruch mit ſeinem eigentlichen Zweck, er wird nicht mehr zum Förderer, ſondern zum Hemmnis des Volkslebens. Ein Beamtenſtaat wie Rußland, mit einem untüchtigen Beamtentum, reißt allerdings die Macht, den Einfluß immer weiter an ſich; aber die untüchtigen Beamten ſind nicht fähig, die lebendige Macht der zweckvollen Leitung des Volkslebens feſtzuhalten, ſie fließt ihnen wie Waſſer durch die Hände. Mit unverſtändiger Hand behandeln ſie den zu pflegenden Baum, ſie ſchneiden viel und ſcharf an ihm herum, aber der Stamm gedeiht nicht, ſondern daneben ſchießen wilde Triebe auf. In Rußland wird für alles und jedes ſofort ein Geſetz gemacht und ein Beamter dazu geſtellt; nachher läßt der Beamte ruhig das Gras des grünen Lebens über das Geſetz wachſen, zum Segen des Volkswohls, das ſonſt an Geſetz und Beamten längſt erſtickt wäre. In den Händen des ruſſiſchen Beamten bleibt dann die nackte Gewalt zurück, die eigentliche, lebenſpendende Macht entſchlüpft ſeiner Hand. Bei uns iſt die Fabrikation von Paragraphen ebenfalls im Schwange, aber indem der Beamte den Paragraphen mit Pflichteifer und Verſtändnis anwendet, indem er ihn lebendig erhält, erhält und erweitert er zugleich nicht die bloße Gewalt, ſondern die organiſche Macht des Staates. Denn „was man nicht nutzt, iſt eine ſchwere Laſt", und unter dieſer Laſt ſeufzt Rußland. Dort aber ſchlüpft die geſunde Vernunft leicht durch die Maſchen des ſtaatlichen Netzes und rettet, wenn auch entſtellt, die Macht der Gewohnheit und Volksſitte,

die ſonſt ſämtlich vom Staat verſpeiſt würden. Bei uns hat der Staat mehr Achtung vor dem traditionellen natürlichen Volksleben, aber wo er es packt und zwingt, da ſetzt er ſeinen Willen an die Stelle der Gewohnheit des Volkes, er vollbringt wirklich, was der ruſſiſche Tſchinownik nur ſcheinbar tut. Dieſer zerſtört, ohne zu bauen, unſer Staat zerſtört und baut Neues; und damit mehrt er ſeine Macht auf Koſten der freien Bewegung des Volkes, zweckvoll zwar und verſtändig, aber doch zwängend und engend.

Wollen wir Staat und Reich vor dem ſozialen Zuſammenbruch und dem Anſturm der Maſſen retten, wollen wir ihm Dauerhaftigkeit geben, ſo wollen wir ihm nicht alle öffentliche Macht aufbürden, ſo wollen wir ihn möglichſt auch von dem entlaſten, was ihn ſchon heute gefährdet. Wir ſind bereits in einer Lebensfrage an die Grenze der ſtaatlichen Macht gelangt. Einkommenſteuer mit Selbſteinſchätzung, Kapitalſteuer, das ſind Zeichen dafür, daß der Staat nicht weiter imſtande iſt, die wachſenden Geldbedürfniſſe durch die Hände des Beamtentums allein zu befriedigen. Konnten Einkommen und Kapital von ſeinen Dienern allein gefaßt werden, der Staat von heute würde ſich ſchwerlich an das Gewiſſen und den Willen des einzelnen wenden, um ſein Geld zu bekommen; das iſt die Art des „Rackers“ nicht. Der Staat iſt eiferſüchtig für ſeine Macht und ein Beſſerwiſſer in allen Dingen; aber mit dem Verſtaatlichen von allerlei Volksarbeit, mit dem Aufſaugen aller öffentlichen Aufgaben wächſt das Geldbedürfnis ins Maßloſe und der Staat gewinnt es über ſich, nicht mehr bloß zu befehlen, ſondern an das gute Gewiſſen der Menſchen zu appellieren. Freilich mit Strafandrohung für Hinterziehung, mit amtlichem Beſchnüffeln der Taſchen aller Bürger, aber doch mit Aufopferung ſeines Allmachtsbewußtſeins. Ich könnte mir wohl denken, daß dieſe und manche andere Staatsſteuern beſſer aufgehoben wären, in Rückſicht ihrer Anlage und Erhebung in den Händen von großen Berufsverbänden, als in denen des ſtaatlichen Beamtentums. Vor Alters ſteuerten die Stände in runden Summen zum Staatsſäckel. Warum ſollten heute die Tuchmacher, die Leinweber, die Uhrmacher uſw. in der angedeuteten Weiſe zu Körperſchaften geſchloſſen, nicht bloß Gemeinde-, ſondern auch Staats- und Reichsſteuern innerhalb ihres Gewerbes umlegen und aufbringen können? Warum ſollten die Kohlen-

bergleute, die Droſchkenkutſcher, die Steinmetzen, die Arbeiter der verſchiedenen Gewerbe nicht gleichfalls ihre Steuern umlegen und aufbringen können? Warum ſollte ſelbſt die Börſe nicht dasſelbe tun, obwohl hier mehr als anderwärts die Mitwirkung und Kontrolle des Staates am Platze wäre? Wäre es nicht denkbar, daß ein Reichstag, in dem die Dinge aller Gewerke ihre natürliche Vertretung hätten, beſſer die Steuergeſetzgebung handhaben könnte, als ein Reichstag, der bloß aus Vertretern redender und hörender Maſſenverſammlungen beſteht? Wäre es für den Einzelſtaat nicht heilſam, zwiſchen ſich und den wählenden und ſteuerzahlenden Maſſen Körperſchaften zu haben, die ihn und ſeine Beamten den Blicken ein wenig verdeckten, die ihn zugleich in die Lage ſetzten, das Heer ſeiner Beamten zu verringern und damit ſozuſagen die Angriffsfläche an ſeinem Leibe einzuſchränken?

Weil die in den Streiks zutage tretende Organiſation der Arbeiter, z. B. in den Kohlengruben, für die Volkswirtſchaft und die äußere Sicherheit des Staates bedrohlich wird, ſucht man jetzt dieſe Organiſation zu hindern durch ſtaatliche Gewalt, gelegentlich ihr entgegenzuwirken durch zeitweilige Vereinigung der unmittelbar betroffenen Induſtrieherren. Man wird die Organiſation auf dieſem Wege nicht dauernd niederhalten, ſondern nur immer gewaltſamer, aufrühreriſcher, wilder machen. Es wäre, wie mir ſcheint, beſſer, wenn der Staat offen die Organiſation der Arbeitermaſſen ſelbſt betriebe, aber zugleich auch die ſoziale und gewerbliche Organiſation der Arbeitgeber. Man helfe den Arbeitern ſich verbinden, aber man ſetze ihnen nicht den Staat entgegen, ſondern Verbände der Arbeitgeber. Mögen die beiden eigentlichen Gegner ihren Kampf ausfechten mit den Mitteln, die mit Geſetz, Ordnung und Sicherheit von Perſon und Beſitz verträglich ſind; erſt die Ausſchreitung oder die Gefährdung anderer Intereſſenkreiſe rufe den Staat herbei. Überſchreiten die Verbände der Arbeiter ſchon gegenwärtig die nationalen Grenzen, ſo können die Verbände der Arbeitgeber dem Beiſpiel folgen, und ſie werden es, ohne die Hilfe der ſtaatlichen Waffen gelaſſen, notgedrungen tun müſſen. Vielleicht ſehr zum Vorteil des internationalen Friedens. Wendet ſich dann die Wut der Dynamitbanden, wie vorauszuſetzen iſt, in erſter Reihe gegen die Verbände, das Leben und Eigentum der Arbeitgeber, ſo iſt es nur in der

Ordnung, daß dieſe den erſten Stoß auszuhalten haben und nicht der Staat, nicht die Träger der Staatsgewalt, nicht nationales Eigentum, nicht die Heiligtümer des Volkes. Der Staat kommt erſt in dem Augenblick ins Treffen, wo die verbrecheriſche Handlung beginnt.

Provinzialordnung, Kreisordnung, Gemeindeordnung, kurz die territorialen Verbände vermögen bei der heutigen Energie des Verkehrs und dem über den ganzen Erdball reichenden Zuſammenhange den Berufsintereſſen nicht gerecht zu werden. Einem Kreistage kann man nicht zumuten, ſich über die Lage des Strumpfwarenmarktes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Urteil zu bilden oder die Lohnſätze in dieſem Gewerbe feſtzuſetzen. Das vermag am beſten ein Berufsverband, eine korporativ geſchloſſene Berufsgenoſſenſchaft. Soll aber eine ſolche Körperſchaft wirkſam die Intereſſen des Gewerbes regeln, ſo muß ſie Macht beſitzen über Herren und Arbeiter ihres Gewerbes. Die Gewerbefreiheit, wie ſie heute beſteht, müßte fallen. Aber der Zwang, der darin läge, wäre federleicht zu tragen gegenüber dem Deſpotismus, dem wir zuſteuern, wenn es bei der heutigen Ordnung bleibt. Wird der ſoziale Kampf bloß zwiſchen den Dynamitpolitikern und dem Staate weitergekämpft, ſo kommen wir zu unerträglicher Unfreiheit, ſei ſie nun heutiger ſtaatlicher Ordnung oder künftiger ſozialiſtiſcher Ordnung.

Erdboden.

Das moderne wirtſchaftliche Leben konzentriert ſich mehr und mehr in der reinen Geldwirtſchaft. Der maßlos anſchwellende Papierkapitalismus drückt alles Perſönliche unter die Herrſchaft der Zahl und des materiellen Erfolges hinab, er will von den Imponderabilien in der Volkswirtſchaft nichts wiſſen, und die Wiſſenſchaft, die man Nationalökonomie nennt, weiß von ihnen oft nur wenig. Die moderne Nationalökonomie hat zum weſentlichen Objekt ihrer Forſchung das materielle Volksleben, nicht das geſamte Kulturleben, nimmt aber in der öffentlichen Meinung die Autorität einer wiſſenſchaftlichen Leiterin des Volkslebens in weiterem Umfange in Anſpruch, als ihr gebührt. Da auf der materiellen Grundlage auch die ideellen Bedürfniſſe des Volkes ihre Befriedigung ſuchen, da materielle und ideelle Intereſſen überall aneinander grenzen und ineinander übergreifen, liegt der Nationalökonomie die Verſuchung nahe, ihr materielles Gebiet auf Koſten des ideellen Gebietes vorzuſchieben und dadurch ſehr wertvolle und ſehr empfindliche Seiten des Volkslebens einem unpaſſenden Maßſtabe zu unterwerfen. Dieſe jüngſte aller Wiſſenſchaften, der man noch vor ein paar Jahrzehnten den Eintritt in den Muſentempel überhaupt verwehren, den Namen einer Wiſſenſchaft nicht gewähren wollte, hat ſich eine Menge von Schablonen und Schlagworten geſchaffen, die oft auf Dinge angewandt werden, auf die ſie gar nicht oder doch nur höchſt einſeitig paſſen. Zu dieſen Dingen gehört der Erdboden, oder wie der gebräuchliche, aber ſehr unhandliche Ausdruck lautet: der Grund und Boden.

Der Erdboden iſt ein Kapital einmal der ſtaatlichen Gemeinſchaft,

3*

die darauf gegründet iſt, und weiter des einzelnen, inſofern, als er an Teilen des Erdbodens das Eigentumsrecht erworben hat. In dem Ausgleich dieſer beiden Anſprüche untereinander liegt weſentlich die Aufgabe der ſtaatlichen Agrarpolitik. Die Beziehungen ſowohl eines Volkes als des einzelnen zum Erdboden ſind verſchieden, je nach der Seßhaftigkeit, der Kultur des Volkes. Der Nomade hängt nur loſe an ihm, der ſeßhafte Ackerbauer verwächſt mit ihm um ſo feſter, je länger und mehr Arbeit er auf ihn verwandt hat. Der Kommunalbeſitz der alten Zeit, wie er noch heute z. B. in Rußland geläufig iſt, oder wie er etwa in dem Zukunftsſtaat der Sozialdemokraten gedacht iſt, bindet den Ackerbauer ſittlich weit weniger an die Scholle als der Perſonalbeſitz; der bloße Beſitz im rechtlichen Sinne weniger als das volle Eigentum. Je intenſiver der Boden bebaut worden iſt, je mehr Arbeit und Sorge der Bebauer in ihn hineingelegt hat, um ſo feſter wird das Band. Dieſes Band iſt zu einem Teil ein materielles, nämlich die Erlangung der Früchte, der Zinſen von dem Kapital, des materiellen Nutzens. Es iſt zum anderen Teil ein ſittliches, nämlich die tief im menſchlichen Gemüt liegende Liebe zum Erdboden. Dieſe Liebe iſt in ihrem letzten Grunde ebenſo myſtiſch, unerklärlich, als das übrige Gemütsleben des Menſchen, aber ſie iſt vorhanden, ſo gut wie die ihr verwandte Liebe zur Heimat. Sie wird verſtärkt durch Gewohnheit und Tradition der Geſchlechter, ſie wird verſtärkt durch Arbeit und Mühe, ſie geht über in die Liebe des Schöpfers zum Geſchöpf. Der Mann, der ein ödes Stück Land erwarb, ſeine Hütte baute, den Wald rodete, den Boden brach, die Gräben zog, der Jahr um Jahr ſeinen Acker verbeſſerte, ſeine Anpflanzungen wachſen, ſeine Frucht ſchwerer werden ſah, er hängt an ſeinem Werk, und er liebt ſeinen Erdboden, und was darauf wächſt und ſteht, von ganzer Seele, oft ſtärker als irgend etwas anderes, ja mehr als das eigene Leben, und wird ihm ſeine Scholle genommen, muß er fort, ſo geht er nicht ſelten hin und erhenkt ſich, wie uns unlängſt Herr von Polenz in einem ſeiner Romane geſchildert hat.[1]) Und wie der einfache Bauer, ſo der Großbeſitzer, ſo der Majoratsherr der durch Familienbande von Jahrhunderten an die Scholle gefeſſelt iſt. Dieſes geheimnisvolle Band des Gemüts iſt eine der ſtärkſten

[1]) Polenz, Der Büttnerbauer.

ſittlichen Kräfte im menſchlichen Leben und eine der natürlichſten und geſundeſten Kräfte. Neben ihr verliert das andere Band, der materielle Nutzen, gar ſehr an Bedeutung. Und doch rechnet die Wiſſenſchaft, die dem Volkswohl dienen will, hauptſächlich mit dieſem Bande, ſehr wenig mit der ſittlichen Kraft, die aus dem Erdboden ſteigt. Der Nationalökonomie iſt es hauptſächlich um den materiellen Nutzen zu tun, den der einzelne oder den Staat und Volk aus dem Kapital des Erdbodens ziehen. Verzinſung! darauf kommt es an.

Wenn ich ein nationalökonomiſches Buch zur Hand nehme, und wenn mir dann daraus immer deutlicher dieſer Hauch der Entſeelung des Erdbodens entgegenweht, dann lege ich es gern fort, es iſt für mich abgetan, weil ihm das Verſtändnis für die Volksſeele ſelbſt abgeht. Ohne dieſes Verſtändnis aber iſt jede volkswirtſchaftliche Theorie einſeitig und gefährlich. Und dennoch wird der Verfaſſer eines ſolchen Buches ſchwerlich die ſittliche Bedeutung des Erdbodens leugnen, ſobald man ihm die Frage ſtellt: Iſt es für den Charakter des Menſchen einerlei, ob er ſein Vermögen im Erdboden oder in Aktien hat? Haben hunderttauſend Mark im Kaſten denſelben ſittlichen Wert wie ein Landgut? Unſere nach Erwerb gierige Zeit vergißt im Eifer nur zu leicht die Bedeutung der Imponderabilien im Volksleben. Die Erträge ſteigern, alle Kräfte der Menſchen wie des Landes aufs äußerſte ausbilden und ausnutzen, das iſt das Ziel des nationalökonomiſchen Ehrgeizes. Aber es iſt nicht der ganze Zweck des Volkslebens, und deshalb geht ein Volk einen Irrweg, wenn es ſich auf die Bahnen des ausſchließlichen oder zu ſehr vorherrſchenden Erwerbs leiten läßt.

Auch der Geizhals liebt ſeinen Beſitz, aber niemals hat man den einen Geizhals genannt, der ſeinen Landbeſitz liebte. Der Geizhals liebt ſein Geld, ſein Papier oder ſein Gold, er ſitzt über ſeinem Kaſten, er zittert für ihn, er dient ihm, er hungert, er ſtirbt im Hunger für ihn. Und noch hat man ſich immer mit Verachtung, mit Ekel von dem Manne gewandt, der doch ſein volles Empfinden, ſeine ganze Leidenſchaft dieſem Beſitz zuwandte. Darf man neben ihm den Bauern nennen, der ſeinen Acker beſtellte, während in ſeinem Hauſe der Hammer des Auktionators dieſen ſelben Acker dem Wucherer zuſchlug, und der ſich dann lieber erhenkte, als daß er ſeinen Erdboden verließ? Oder den Edelmann, der zuſammenbricht, weil er von der Scholle muß,

worauf er durch viele Jahre von früh bis ſpät geſorgt und geordnet hat, worauf Eltern und Voreltern geſeſſen haben? Und wenn auch dieſer lieber das Leben läßt als den Beſitz — entblößt man nicht trotz allem im ſtillem wenigſtens das Haupt vor dieſem Bauer und dieſem Edelmann? Warum wohl? Eben weil ſie durch eine tief ſittliche Leidenſchaft zu einem Geſchick von höchſter Tragik geführt wurden. Darf man neben ihnen den anderen Mann nennen, der doch auch nur von der Leidenſchaft für ſeinen Beſitz erfüllt war und an ihr zugrunde ging? Und wenn nicht, was macht denn den gewaltigen Unterſchied, wenn nicht die Natur des Beſitzes? Der Geldkaſten iſt eben nicht der Erdboden; die Liebe zu ihm verengt, erniedrigt, die Liebe zu dieſem kräftigt, erhöht, ja veredelt den Menſchen. Beide hängen mit allen Faſern der Seele an ihrem Beſitz, aber den Mann, der nie jemand um einen Heller betrog und zuletzt über ſeinem Golde verhungerte, nennt man mit Abſcheu; und dem Manne, der dem Nachbar heimlich einige Quadratruten Land abpflügte und zuletzt ſich erhenkte, weil er vom Beſitz wegmußte, widmet man tiefe Teilnahme. Das iſt immer und überall ſo geweſen bei ſeßhaften Völkern; wer aber davon nichts verſteht, der will uns klar machen, es ſei das ein eitles Vorurteil, denn im Grunde ſei es ja doch nur die heftige und berechtigte Liebe zu Vermögen und Beſitz, was beide in den Tod trieb, und dabei kommt es auf Art und Natur des Beſitzes gar nicht an. Das iſt die Weisheit des Jobbers oder des Wucherers, der den Bauern aus ſeinem Beſitz getrieben hat, oder — eines falſchen Propheten.

Man hört oft ſagen, wir brauchten einen kräftigen Bauernſtand. Daß ein kräftiger Landedelmann ein ebenſo nützlicher Staatsbürger ſei, vergißt man hinzuzufügen oder leugnet man, und doch iſt es ſo. Kräftig und nützlich ſind freilich beide nur dann, wenn ſie feſt auf der Scholle ſitzen und mit etwas von der hingebenden Liebe, von der oben die Rede war, die Scholle pflegen und bearbeiten. Der Landedelmann, der ſeinen Beruf nicht in dieſer Arbeit ſucht, der ſein Gut verpachtet oder verwalten läßt, weil er kein Intereſſe an der Landwirtſchaft hat und lieber in einem ſtädtiſchen oder einem anderen Berufe ſeine Kraft betätigt, der gehört nicht aufs Land und ſoll den Erdboden einem anderen abgeben, der beſſer hingehört. Er gehört ebenſowenig dahin als der Geldmann, der einen Teil ſeiner Schätze darauf verwendet, ein

Landgut zu erwerben, auf dem er des Sommers den Landedelmann ſpielen kann, oder der es kauft, um ſichere Rente daraus zu ziehen. Für dieſe hat der Erdboden keine ſittliche Bedeutung, er iſt ihnen nicht viel mehr als der Geldkaſten, oder das Landgut ſinkt zur Villa herab. Ein Landadel, der nicht ſelbſt auf ſeiner Scholle arbeitet, hat kein Recht, ſich darüber zu beklagen, daß er von dem induſtriellen, dem Börſenkapitaliſten aus dem Beſitz gedrängt wird. Sie taugen beide nicht für den Beruf des Landbeſitzers, und verſöhnend ſpricht nur zugunſten des Landedelmannes die Anhänglichkeit an einen Boden, der ihm durch Arbeit und Beſitz der Vorfahren geheiligt worden iſt; denn auch dieſes iſt eine ſittlich gute Macht. Wo auch ſie fehlt, da iſt der Landedelmann, der Großgrundbeſitzer ſelber zum Geldmann und ſein Landgut zur Ware geworden.

Der Bauer iſt ſtetiger, feſter auf der Scholle, weil er weniger imſtande iſt, einen anderen Beruf zu ergreifen, und weil er in perſönlicher Arbeit ſicherer als der Großbeſitzer mit dem Erdboden verwächſt. Und ohne Zweifel bleibt das Volk am eheſten auf die Dauer kräftig und geſund, das einen kräftigen Bauernſtand zum Grundſtein hat. Das iſt nur möglich, wenn der Erdboden dem Bauern in dauerndem und ſtetigem Beſitz erhalten bleibt. Das erkennt die Wiſſenſchaft ja auch längſt an. Hat ſie aber nach Kräften dafür geſorgt, daß der Staat dieſe Stetigkeit ſchaffe, erhalte?

Nichts trägt ſo den Charakter des Immobils an ſich als der Erdboden. Aber wenn dieſer Charakter im natürlichen Sinne auch nicht erſchüttert werden kann, ſo doch im ökonomiſchen Sinne. Je ſtärker die Geldwirtſchaft um ſich greift, um ſo mehr wird der Erdboden, wird der Landbeſitz in ſeinem immobilen Charakter bedroht. Geſetz und Recht ſtellen ſich auf die Seite des mobilen Kapitals und verwiſchen den ethiſchen Unterſchied, der für das ganze Volk wie für den einzelnen zwiſchen mobilem Kapital und Erdboden beſteht. Mobiliſierung des Erdbodens, das iſt die unheilvolle Tendenz unſerer Zeit. Und wer den Erdboden nur als Geſchäftsmann anſieht, muß ſo reden und handeln; wer aber auch den immateriellen Gütern ihr Recht gibt, dürfte ſeine Hand nicht der Mobiliſierung des Erdbodens leihen.

Überall, wo ſich der Bauer frei ausleben, ſich ſein Recht ſelbſt ſchaffen kann, da ſucht er halb inſtinktiv den Erdboden feſt an die

Familie zu binden. Nicht bloß, wie der Mann des mobilen Kapitals vielleicht meint, aus berechnendem Eigennutz für die Erhaltung der Familie, ſondern auch aus Anhänglichkeit an den Erdboden. Und um den Hof dem Geſchlecht zu erhalten, vererbt er ihn an den Sohn nicht nach der Forderung gleicher Teilung unter den Kindern, ſondern ſo, daß ein Sohn in der Lage iſt, den Hof möglichſt unverkleinert dem Geſchlecht zu erhalten. Aber das aus der Denkweiſe des ſtädtiſch-kommerziellen Lebens erwachſene Recht fordert Gleichheit in der Erbteilung der Brüder oder Geſchwiſter, und ſo wird denn das Anerbenrecht übel angeſehen und der Bauer in Schranken gewieſen. Wollte man aber den Bauernhof nicht bloß auf ſo und ſo viel tauſend Mark einſchätzen, ſondern ſeinen ethiſchen Wert für den Bauernſtand und das geſamte Volk mit in Rechnung ziehen, dann müßte man das Anerbenrecht fördern, ſoweit das Gewiſſen des Volkes, des Bauern ſelbſt es nur zuläßt.

Andere Feinde des Bauern ſind der Großbeſitz und das Geldkapital, die den Bauernhof, nachdem er vom Juden ausgewuchert worden iſt, vom Bauern oder vom Wucherer aufkaufen und in den Großbetrieb auffaugen. Das Geſetz hat im Namen des Liberalismus das Bauernland wie den Bauern unter das gemeine Zivilrecht geſtellt. Und wie das gemeine Erbrecht nicht für den Hofbauer paßt, ſo auch das gemeine Sachenrecht nicht für das Bauernland. Wie hat man gegen die Latifundien gewettert! Hat man ſich aber entſchloſſen, zwiſchen Großbeſitz und Bauernland einen feſten Strich zu ziehen, der die Aufſaugung des Bauernlandes durch den Großbeſitz geſetzlich verhindern würde? Nein, man hat es nicht getan, weil Großbeſitz und mobiles Kapital ein gemeinſames Intereſſe haben, die Mobilität des Erdbodens zu erhalten, und dann auch der leeren Theorie zuliebe, die keinen Unterſchied zwiſchen Bauern und Nichtbauern rechtlich feſtlegen will. Und die größere Schuld mag hierbei den Großbeſitz treffen, von dem man eher den weiteren Blick erwarten kann in dieſen Dingen. Er hätte im eigenen Intereſſe an der geſetzlichen Sicherung des Bauern im Oſtelbiſchen Lande arbeiten ſollen. Er wäre dann beſſer gerüſtet gegen den heutigen Anſturm der Theoretiker des Geldſackes, die von der Vernichtung alles Großbeſitzes ſo viel, ja bis zur Rettung Deutſchlands und zur Löſung der ſozialen Frage erwarten.

Sonderbare Schwärmer! Sie wollen genaue Rechner, Realpolitiker ſein und gleichen doch eher denen, die vor hundert Jahren meinten, mit Hilfe der Guillotine alle Menſchen zu Gleichheit und Freiheit und Brüderlichkeit zu führen. Wenn nun das letzte Rittergut zerſchlagen, oder deutlicher geſprochen, der letzte Edelmann guillotiniert ſein wird, was dann? Wird dann der Bauer zum Zweikinderſyſtem greifen, um ſeinen Beſitz nicht zerſplittern zu laſſen? Und wenn nicht, wo werden die gelehrten Herren dann wieder Rittergüter hernehmen zum Verteilen an die jüngeren Bauernſöhne? Und wenn der letzte Hektar in Deutſchland auf den höchſten Ertrag geſteigert ſein wird, wird dann die Gefahr der agrariſchen Kriſen nicht auch auf das höchſte Maß geſteigert ſein? Dieſe Leute wiſſen eben nicht, was Erdboden iſt. Sie haben keine Wurzel in ihm und kennen den Landbauer nicht, noch die ethiſche Seite des Volkslebens. Ihr Humanismus iſt Mammonismus, in ihnen wird man zum Menſchen erſt, wenn man Geld erworben hat. Noch neulich riet eine große Zeitung (die Frankfurter vom 31. März 1900) dem Landarbeiter, dem es ſchlecht geht, „dorthin abzuwandern, wo er erſt ein Menſch würde — in die Stadt, ins Induſtriezentrum".

Dieſe abſtrakten Sozialpolitiker und beſonders die Philoſophen der Finanz und der Goldwährung ſind unheimlich wie Hegel, man verſteht ſie nicht oder mißverſteht ſie, und wenn man ihren wolkenhohen Abſtraktionen andächtig zuhören will, muß oft der Glaube die Vernunft erſetzen. Aber man ſtaunte ſie an, wie man Hegel anſtaunte — eben wegen ihrer Unverſtändlichkeit, und ſo finden ſie Anhänger und werden praktiſch wirkſam. Denn die große Menge läßt ſich gern durch Zahlen leiten. Es wird zum wirtſchaftlichen Ideal, den Erdboden bis zum höchſten Maß und bis in die letzte Scholle hin auszunutzen. Ein ſolcher Zuſtand aber kann wohl das Ergebnis harter Notwendigkeit, aber gewiß nicht ein an ſich wünſchenswertes Ziel ſein. Den Ertrag des Erdbodens aufs höchſte zu ſteigern darf und ſoll der einzelne, der Landmann anſtreben. Aber vom Geſichtspunkte des Volkswohls aus ſind Zuſtände wie in Belgien oder in England nicht wünſchenswert, trotz allen Reichtums. Die von den Geldphiloſophen ſo geprieſene „Landenge", die den Landarbeiter zum Fabrikarbeiter machen ſoll, bedeutet für ein Volk den Mangel an dem Nötigſten, an der Notdurft. Übervölkerung heißt auch bei dem größten Reichtum jedesmal Maſſen-

elend und wird trotz ſozialer Reformen und ſozialiſtiſcher Revolutionen jedesmal Maſſenelend bedeuten, wenn nicht heute, ſo morgen. Eine Handelsſtockung, ein Krieg, und der induſtriell-kommerzielle Bau kracht in allen Fugen, Tauſende von Menſchenleben geraten in Gefahr. Landenge iſt Übervölkerung. Das natürlich-geſunde Streben des Landvolkes geht nicht in die Stadt. Die Söhne verlaſſen den väterlichen Hof am liebſten, um einen eigenen Hof zu gründen, der Ackerknecht ſpart, um ein Stück Land zu kaufen. Wo das fehlt, da iſt das Wachstum des Volkes in der Wurzel gehemmt. Die heutige Entvölkerung des platten Landes zugunſten der Städte iſt eine Erſcheinung, die vorübergehen wird. Sobald die Aufnahmefähigkeit der fremden Märkte nachläßt, oder ſobald unſer Handel durch einen Krieg bedroht werden wird, muß der induſtrielle Verdienſt ſtocken und ein Teil der Arbeitermenge zum Landbau zurückkehren. Aber dieſe Beweglichkeit des Landmannes dient ſo wenig wie die heutige Wanderarbeit zur Erhaltung eines geſunden Volkscharakters. Auf der Stufe unſerer gegenwärtigen Kultur bedürfen wir zum geſunden Fortſchreiten nicht der Landenge, ſondern der Erweiterung unſerer Landesgrenzen. Aber wie man den Erdboden mobiliſiert, ſo auch den Landmann, den Ackerbauer. Und wo, wie in Oſtelbien, die Landwirtſchaft durch dieſe Mobiliſierung des Ackerknechts in eine ſchwierige Lage gerät, da denkt man zu helfen, indem man auch dort die Induſtrie vermehrt. Das iſt homöopathiſche Heilmethode in der Volkswirtſchaft, ein fragwürdiges Unternehmen. Niemals wird die Induſtrie oder das Geld den ſittlichen Wert des Erdbodens für den Volkscharakter erſetzen. Und dieſer Wert ſchwindet, je weiter ſich das induſtriell-kommerzielle Nomadentum ausbreitet. Nicht darauf kommt es an, dem Arbeiter die vorteilhafteſte Arbeitsgelegenheit zu verſchaffen, ſondern darauf, daß er zufrieden und glücklich lebe. Das deckt ſich durchaus nicht, außer für den heimatloſen Juden. Und weil der Jude meiſt den ſittlichen Wert der Heimat und der Scholle nicht verſteht, deshalb taugt er nicht als Sozialpolitiker und volkswirtſchaftlicher Führer für unſer Volk.

Und endlich der Wucher. Je weiter der Bauer von der Naturalwirtſchaft fort zur geprieſenen reinen Geldwirtſchaft übergeht, um ſo komplizierter, ihm ſchwerer verſtändlich und handlich werden die wirtſchaftlichen Manipulationen. Der tüchtigſte Bauer iſt oft dem ſimpelſten

Juden nicht gewachſen, wo es um Geld, Handel, um Schein und Hypothek und Wechſel geht. Gäbe uns die Statiſtik über die Fälle Auskunft, wo der Bauer vom Juden von der Scholle getrieben wurde, ſo vermute ich, daß ſich die Sozialdemokraten bei dieſen jüdiſchen Dorfwucherern für Tauſende von neuen Jüngern ihrer Lehren zu bedanken hätten. Die Geldgier wird dem Bauern und ſeiner Liebe zum Boden ſo lange überlegen ſein, ſolange das Geſetz nur zwei Menſchen von gleichem Recht ſich hier einander gegenüberſtehen ſieht, ſolange der ſittliche Gehalt des Erdbodens nicht zugunſten des Bauern in die Wagſchale geworfen wird. Immobiliſiert muß der Erdboden werden, von Schulden und privatem Hypothekenweſen ſo fern gehalten wie möglich, und dem jüdiſchen Wucherer müßte ein „Hände weg!“ zugerufen werden. Aber Freiheit nennt man's, und Knechtung durch das Geld iſt es.

Wer unfähig iſt, den ſittlichen Gehalt der Mutter Erde zu ſpüren, zu verſtehen, der wird auch ſchwerlich wiſſen, was die Heimat iſt. Denn was dem Landmann die Scholle, das iſt dem Volk die Heimat. Beiden iſt der Erdboden mehr als bloß die Quelle des Geldes, des materiellen Nutzens. Je mehr ein Volk induſtriell, kommerziell wird, um ſo mehr löſt es ſich vom Boden ab und verliert am Gefühl des Heimatbodens, das unvollkommen nur erſetzt wird durch ſoziale Wurzeln, durch Nationalität, Sitte, Arbeit. Vielleicht ſcheidet uns nichts ſo ſehr von dem Juden, als daß er die ſittliche Kraft des Erdbodens nicht kennt, und daß er heimatlos iſt. Das iſt der Fluch, der auf Ahasver laſtet. Er iſt der Vertreter des Geldes, des mobilen Beſitzes, der nomadiſierende Geſchäftsmann, den ſchon vor Jahrtauſenden ſeine Propheten vor dem Landbau warnten, weil er ſich ſchlecht verernte. Es iſt das Volk, von dem nach Jeremias (XIV, 16) der Herr ſpricht: „Sie laufen gern hin und wieder, und bleiben nicht gerne daheim.“ Und weil umgekehrt dieſes Volk heimatlos iſt, deshalb geht es faſt völlig im Geldgeſchäft auf. Ich glaube ſogar erfahren zu haben, daß der Jude, der ſich längere Zeit auf ſeinem gepachteten Acker plagte, etwas von dem Charakter verlor, den wir ſeinem Volke zum Vorwurf machen. Oder plagte er ſich eben nur deshalb auf ſeinem Acker, weil ihm perſönlich dieſer Charakter weniger zu eigen war? Wer mag's genau ergründen!

Wir ſind induſtriell und kommerziell geworden, und es wäre ver-

geblich, ſich dagegen zu ſträuben, daß der Staat dieſer Wandlung vor allem Rechnung trägt. Aber wir wollen nicht eine Werkſtatt wie England werden, wir wollen den Erdboden nicht vom Kapital in Latifundien zuſammenziehen laſſen, und ebenſowenig ihn mobiliſieren laſſen für Wucherer und Theoretiker des Geldes. Gerade dem ſtürmiſch hereinbrechenden Triebe nach induſtriell-kommerziellem Wachstum müſſen wir ein geſteigertes Intereſſe für die Erhaltung geſunder Volkskraft im Landvolke, ſowohl Großbeſitzer wie Bauern, entgegenſetzen. Gerade dem alles auf den materiellen Maßſtab herabſetzenden Geiſte unſerer Zeit gegenüber dürfen wir nicht die idealen Güter mit in den Strudel reißen laſſen. Und eine ideale Kraft ginge verloren, wenn unſer Volk in dem Fluß des heutigen Verkehrs- und Wanderlebens an der Liebe zum Erdboden einbüßte. Es iſt nicht wahr, daß der Erdboden ein Kapital wie ein anderes ſei, es iſt nicht wahr, daß der Ackerbau ein Erwerb wie jeder andere ſei. Gegen den mobiliſierenden, entſeelenden, verſtändnisloſen Anſturm der Geldmacht hat der Landmann den Anſpruch auf ſtaatlichen Schutz, ſoweit er ſich nicht ſelbſt ſchützen kann. Freilich nur der Landmann, dem der Erdboden mehr iſt als bloßes Geſchäftskapital. Wer vom Erdboden nur Coupons ſchneiden will, gehört nicht aufs Landgut, ſondern an die Börſe.

Lippert & Co. (G. Pätz'ſche Buchdr.), Naumburg a. S.

Aus baltiſcher Geiſtesarbeit.
Reden und Aufſätze
neu herausgegeben vom Deutſchen Verein in Livland.

VI.

Hermann von Samſon.

Gregor von Helmerſen.

Als Einleitung:
Hermann von Samſon-Himmelſtjerna als Schriftſteller.

Von
Gregor von Glaſenapp.

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorbemerkung.

Das vorliegende Heft bringt einen Aufſatz von G. v. Glaſenapp über H. v. Samſon und einen von H. v. Samſon über G. v. Helmerſen. Die erſte Arbeit iſt eine zuſammenhängende Würdigung Samſons, die Glaſenapp für unſer Sammelwerk verfaßt und in die er weite Partien ſeines früheren Aufſatzes über Samſon (Balt. Mon. 1903, Heft 2) hineingenommen hat. Das Urteil der Geſchichte über Hermann v. Samſon iſt noch nicht fertig. Aber in jedem Falle iſt es an der Zeit, nachdem ſolange in unſerer Heimat nur die ablehnenden Stimmen über dieſen geiſtreichen Mann Gehör gefunden haben, nun einmal ernſtlich auf einen ebenſo tiefdringenden als wohlwollenden Beurteiler Samſonſcher Lebensarbeit wie Glaſenapp zu achten. So kann die Grundlage für eine wirklich fruchtbare Kritik Samſons gelegt werden. Möge dazu dieſes Samſon-Heft beitragen. Die zweite Arbeit: Samſon über Helmerſen iſt ein Abdruck aus der Balt. Monatsſchr. 1903, Heft 9. Sie führt ja freilich nicht in die eigentümliche Weltanſchauung Samſons ein, zeigt aber, wie ſehr Samſon anderen hervorragenden Männern die Verehrung und Anerkennung zu zollen verſtand, die ihm ſelber leider verſagt blieben.

Hermann von Samſon-Himmelſtjerna als Schriftſteller.

Von **Gregor von Glaſenapp.**

Nec sine ira nec sine studio.

Denen zunächſt, die das Große vollbringen, ſtehen die, die ſolche Leiſtung als groß erkennen und dann auch freudig anerkennen; wer aber keines von beiden vermag, fährt klanglos zum Orkus hinab.

Darum möge es — ſo bitte ich — ein Prüfſtein für die Lebenskraft unſeres baltiſchen Deutſchtums ſein, ob wir wenigſtens jetzt, wo einer der bedeutendſten Livländer, Hermann v. Samſon, von uns geſchieden iſt, fähig ſind, in unſeren Herzen die dankbare Anerkennung für ſein Wirken zu wecken, die ihm ſein Lebenlang verſagt geblieben war; ein Prüfſtein — meine ich — „damit nicht ſchon Zeitgenoſſen ſchreiben mögen das letzte Blatt der livländiſchen Geſchichte".

Doch nicht eine Würdigung *der* Schrift H. v. Samſons, aus der die obigen Worte zitiert ſind („Wetterleuchten" 1873), vermag ich den Leſern vorzulegen, noch überhaupt ſeiner außerordentlich fruchtbaren und vielſeitigen publiziſtiſchen Tätigkeit. Seine politiſche und landwirtſchaftliche Wirkſamkeit und ſeine Verdienſte um den Bauerlandverkauf in Livland muß ich mir ebenfalls aus Mangel an Sachkenntnis zu beſprechen verſagen. Ich will nur verſuchen, nach einer kurzen Skizze von Hermann v. Samſons Lebensgange, an der Hand ſeiner größeren Hauptwerke eine Charakteriſtik ſeiner ethiſchen Reformgedanken und der ihnen zugrunde liegenden Lebensphiloſophie zu geben; — teils deshalb, weil man bloß auf dieſem Wege zu dem bleibenden Kern ſeines Weſens durchdringt, deſſen äußere, gelegentliche Kundgebungen bisweilen faſt

zwiſchen Extremen zu ſchwanken ſchienen; teils und hauptſächlich, weil Samſons Leiſtungen auf dieſem Gebiete, auf dem der Soziologie und angewandten Moralphiloſophie all ſein ſonſtiges Wirken überdauern werden oder wenigſtens es zu überdauern verdienen.

Die Familie, der Hermann v. Samſon entſtammt, iſt ſeit 400 Jahren und 9—10 Generationen in Livland anſäſſig und hat dem Lande eine Reihe hoher Würdenträger und verdienſtvoller Beamter geliefert. Man braucht nur den Generalſuperintendenten Hermann v. Samſon (1579—1643) zu nennen, dem im Jahre 1640 der Zuname „von Himmelſtjerna“ verliehen wurde; ſein Urenkel Claudius Hermann (1713—1754) war Wendenſcher Landrichter; und deſſen Sohn Carl Guſtav, Erbherr auf Urbs (1750—1825), der Urgroßvater unſeres Schriftſtellers, war livländiſcher Landmarſchall und Landrat. — Geboren am 29. September 1826 auf dem väterlichen Gute Urbs im Werroſchen Kreiſe und Anzenſchen Kirchſpiel als der älteſte einer langen Reihe von Geſchwiſtern, bezog H. v. Samſom 1845 die Univerſität Dorpat, wo er in vier Jahren das Studium der Naturwiſſenſchaften mit dem Kandidatengrade abſolvierte. Als Landsmann der „Livonia“ nahm er lebhaften Anteil am korporellen Leben und an den Debatten über ſtudentiſche Intereſſen; und damals nannte ihn nicht unzutreffend ein uns bekannter Kommilitone (den „Fauſt“ variierend) — „die Kraft, die ſtets das Gute will und ſtets das Böſe ſchafft“. Nicht als ob H. v. Samſon im Guten wenig zuſtande gebracht hätte; aber im Vergleich zu ſeiner gewaltigen, raſtlos wirkenden Schaffenskraft fällt das Ergebnis doch ſo aus, als ob er ſich zu einem nicht geringen Teile an ſeiner eigenen Glut verzehrt hätte. — Aus Dorpat zog Hermann v. Samſon an die Univerſitäten Berlin und Leipzig und abſolvierte darauf von 1850—1853 das damals ſo berühmte Pariſer Polytechnikum (école centrale etc.) als diplomierter Zivilingenieur, heiratete eine Pariſerin und war, nachdem er ins Vaterland zurückgekehrt, mehrere Jahre in St. Petersburg Direktor einer Tapetenfabrik. Im Jahre 1860 kehrte er nach Livland zurück, heiratete nach dem Tode ſeiner erſten Frau zum zweitenmal und übernahm noch bei Lebzeiten ſeines Vaters, Robert Napoleon v. Samſon, das Stammgut Urbs, widmete ſich der Landwirtſchaft, in einigen kleineren Ämtern auch dem Landesdienſte und beſonders der Arbeit an der Kaiſ. Livl. Ökonomiſchen Sozietät

als ſtändiger Sekretär, als Mitglied und ſchließlich als Ehrenmitglied. Von 1875—1876 erbaute er die Eiſenbahn von Dorpat nach Taps und nahm bis zum Jahre 1887 in Dorpat ſeinen Aufenthalt. — Es war ſchon früher, im Juli 1881 in Werro, im Park, in einer Geſellſchaft von Landwirten, als der Schreiber dieſer Zeilen Hermann v. Samſon zum erſten Male ſah. Einer der anweſenden Herren, Baron Ungern aus Karſtimois, ſprach gerade davon, daß Woldemar v. Bock, der bekannte Politiker und Schriftſteller, in Deutſchland zum Katholizismus übergetreten ſei. „Ja," ſagte Hermann v. Samſon mit einem leichten Seufzer, „eine ſchöne, ſchätzenswerte Kraft! nur leider nicht immer verwertbar; mitunter in ſeiner Unbändigkeit übers Ziel hinausſchießend." — „Du ahnungsvoller Engel, du!" hätte man wiederum bei dieſer unwillkürlichen Selbſtkritik mit Fauſt flüſtern können.

Das Erbgut Urbs mußte Samſon im Jahre 1887 verkaufen; denn — reich an Geſchwiſtern und reich an Kindern aus zwei Ehen — war er nie dazu gekommen, eigenen Mammon zu ſammeln. Er ſiedelte nach Deutſchland, nach Freiburg i. Br. über, ſtudierte eingehend die badiſche Landwirtſchaft und war literariſch tätig. Schon in Dorpat hatte er, etwa 1883, die meiſterhafte Überſetzung des vierbändigen Romans von Doſtojewski, „Die Brüder Karamaſow", vollendet; ſie iſt in zwei Auflagen in Deutſchland erſchienen. — Manches von dem, was Samſon damals in Baden ſchrieb, iſt in verſchiedenen Zeitſchriften gedruckt worden, das meiſte jedoch ſcheint als Manuſkript in Deutſchland zurückgeblieben zu ſein, da man bei der damaligen ſtrengen politiſchen Zenſur nicht verſuchen durfte, es nach Rußland zu bringen.

Nachdem H. v. Samſon ſich ſein Leben lang viel mit Philoſophie beſchäftigt hatte, mit Kant und Schopenhauer, Fechner und Wundt — den Idealiſten Schelling ebenſoſehr wie die Materialiſten ablehnend, nachdem er auch gelegentlich an dem ruſſiſchen Philoſophen (?) Kawelin vernichtende Kritik geübt hatte —, ließ er jetzt, 1894, in Leipzig bei Duncker und Humblot ſeine Ethik anonym erſcheinen unter dem Titel „Die Sittlichkeitslehre als Naturlehre"; es war die theoretiſch entwickelte poſitive Grundlage ſeiner ſittlichen Weltanſchauung.

„Nach manchem Disputieren und Grübeln," erzählte er einſt dem Schreiber dieſer Zeilen, „ging ich einmal im Schwarzwalde ſpazieren;

da war es mir plötzlich, als ob es in mir über dies Problem licht wurde; ich zog mein Notizbuch heraus und ſchrieb die Hauptſache von dem, was in dem kleinen Werke ſteht, wie nach Diktat, nieder!“ — So war der Anfang von Samſons Sozial-Philoſophie entſtanden. Die Folgen, die ſich aus ſeinem Moralſyſtem nach der negativen Seite ergeben, d. h. der Aufbau deſſen, was danach zu verwerfen und zu den Verirrungen zu rechnen iſt, hat der Verfaſſer viel ſpäter in ſeinem (in Rußland verbotenen) Buche „Anti-Tolſtoi“ (1904) niedergelegt. Zwiſchen beide Werke fällt das, was wohl ſchon in Freiburg innerlich herangereift war, jedoch erſt nach ſeiner Rückkehr nach Dorpat 1901 vollendet und gedruckt wurde, nämlich die beiden umfangreichen Hauptwerke:

„Die gelbe Gefahr als Moralproblem“, Berlin 1902, und
„Die Waſſerwirtſchaft als Vorausſetzung und Bedingung für Kultur und Friede“, Neudamm 1903.

Hier in Dorpat, wo Samſon den Abend ſeines vielbewegten Lebens verbrachte und wo er den 20. Januar 1908, hochbetagt, doch faſt bis zu ſeinem Ende noch geiſtig und körperlich rüſtig, geſtorben iſt, ſind auch ſeine letzten, zum Teil wohl noch ungedruckten Werke entſtanden; ſo z. B. ein Vortrag im Dozentenverein über „Geiſtige Entropie“ und vor allem die „Geiſtesfreiheit“, die man als Epilog zur Trilogie ſeiner eben aufgezählten drei größeren Werke anſehen kann; während die „Sittlichkeitslehre“ zu ihnen gewiſſermaßen den Prolog bildet.

Sanft, ohne Qualen und Beunruhigungen und ohne Grauen vor jenem Lande, aus dem kein Wanderer zurückkehrt, iſt dieſer raſtloſe und ſchaffensfrohe Arbeiter hinübergeſchlummert.

Während jener letzten Jahre in Dorpat geſchah es auch, daß H. v. Samſon, auf wiederholte Bitten des Schreibers dieſer Zeilen, eines ſeiner alten Manuſkripte, das nahezu 20 Jahre auf dem Gute Kurriſta (Kirchſpiel Oberpahlen) bei ſeinem Schwager in einer Scheune gemodert hatte, aufſuchen ließ, wieder abſchrieb und herausgab: es waren ſeine genialen „Rhythmik-Studien“ (erſchienen in Riga bei N. Kymmel, 1904). Der Wert der in ihnen zum erſten Male nachgewieſenen Regeln — oder rhythmiſchen Geſetze —, nach denen ſeit ſo vielen Jahrhunderten die Verſe in allen romaniſchen Sprachen betont werden, beginnt jetzt allmählich bei den Philologen Anklang zu

finden. Die oberſte Autorität auf dem Gebiete der Metrik und Rhythmik, Profeſſor Sievers in Leipzig, hat ihre große Bedeutung (in einem Briefe an den Schreiber dieſer Zeilen) anerkannt; auch die italieniſchen Gelehrten geben allmählich nach, obzwar ſehr widerwillig. Es iſt auch zu toll! — früher war es doch ein Italiener — der Columbus — geweſen, der das Kunſtſtück mit dem Ei zuſtande gebracht hatte; und jetzt mußte für die Italiener dazu aus Livland ein Deutſcher kommen.

Ja, ein Deutſcher durch und durch, und der Typus eines germaniſchen Ritters war Hermann Claudius v. Samſon-Himmelſtjerna auch ſchon in der äußeren Erſcheinung: hochgewachſen, blond, ſchlank und von ſehr kräftigem, ebenmäßigem Gliederbau, länglichem Kopfe, energiſch hervortretendem Kinn und freundlichen hellblauen Augen. — Geiſtigem Streben und hohen würdigen Zielen iſt die unermüdliche Arbeit ſeines ganzen Lebens, ſeine rückſichtsloſe Offenheit, ſein Scharfſinn und ſeine glänzende Begabung gewidmet geweſen. Dabei war er ſchlicht und anſpruchslos in ſeinem Auftreten und ſeiner Lebensweiſe; beinahe der einzige Luxus, den er ſich erlaubte, waren drei ſchöne, lebensgroße Büſten, die in ſeinem Schlafzimmer auf einem Schrank ſtanden: in der Mitte Molière, rechts von ihm Schopenhauer und links Mirabeau: ſo hielten die drei weißen Geſtalten der Poeſie, der Politik und der Philoſophie Wacht über dem Schlummer einer edlen, aber auch ſeltſamen und ungewöhnlich leidenſchaftlichen Seele.

Freilich, im gewöhnlichen Verkehr, in der Konverſation, wo Samſon mit feinſtem Takte, immer dem Milieu, in das er geraten war, ſich anpaſſend, nachſichtig, ſanft und langſam redend (da er früher etwas geſtottert hatte) ſtets reich an Ideen und Unterhaltungsſtoff ſich zeigte: — wer hätte da in jenem gleichmütigen, ruhigen alten Herrn dieſen Feuerbrand vermutet! Aber ſchon jede briefliche Kontroverſe, noch mehr jede literariſche Fehde — mochte es ſich dabei um „Politiſche Gedanken“ oder um die „Paßfrage“, um „Rindertuberkuloſe“ oder „Auguſt Weismanns biologiſche Theorien“, oder um „Jeſuitenmiſſionen“ handeln — ſie offenbarte die Glut einer Leidenſchaftlichkeit, die ſich ſelbſt zu überſtürzen drohte; und das gab leider bisweilen dem Gegner, ſelbſt wenn er nur ein hohler Schwätzer und Samſon gegenüber eine runde Null war, einen Schein des Übergewichts. — So ſchreibt er

z. B. einem Freunde (den der Schreiber dieſer Zeilen etwas kennt) eines Tages unter anderem: „Sie metaphyſiſch angeduſelter Richter!“ und einen Tag darauf mit liebenswürdiger Offenheit einen zweiten Brief, wo er „bittet, gegen ſolche Exzeſſe des Temperaments bei ihm Nachſicht zu üben; er könne ſie leider trotz ſeiner 77 Jahre, trotz aller Bemühungen und Vorſätze nicht immer vermeiden uſw.“ — Wie hätte man auch je ſich gekränkt fühlen dürfen von dem, dem es immer nur um die Sache, um das, was er für die Wahrheit hielt, nie um das Geltendmachen der eigenen Perſönlichkeit zu tun war! Und jeder Brief Hermann v. Samſons iſt ſchon um ſeiner Handſchrift willen wert aufbewahrt zu werden: ſo charakterfeſt, eigenartig und unvergleichlich ſind dieſe ſchönen, ſteilen Schriftzüge.

Allein, auch an Samſon war nicht nur die ebenmäßige Handſchrift etwas, was ſich ſtets, bei allem Wechſel der Gemütsbewegung gleich blieb; auch für dieſe vulkaniſche Natur gab es gewiſſe leitende Richtpunkte des Denkens und Strebens, die von jeher und immer feſtſtanden und ihm ſchließlich, obzwar verhältnismäßig ſpät, ermöglichten eine ſorgfältig erwogene, zuſammenhängende Anſchauung darüber auszuarbeiten, wie die Welt iſt, und wie ſie ſein ſollte, und das alles in ſeinem großen Lebenswerke, der oben genannten Trilogie, nebſt Prolog und Epilog, niederzulegen (Sittlichkeitslehre; Waſſerwirtſchaft; Gelbe Gefahr; Anti-Tolſtoi; Geiſtesfreiheit).

Bei der Beſprechung dieſes Werkes, der die nachfolgenden Zeilen dienen ſollen, wird aus gewiſſen Gründen mehr von den Tatſächlichkeiten die Rede ſein, als von den abſtrakten Grundlinien des Weltſyſtems, das ihnen die Baſis liefert; mehr von den Abwendungsbeiſpielen aus der Kulturgeſchichte und Soziologie, als von den philoſophiſchen Prinzipien, die, alles beherrſchend, dennoch ſelbſt beim Verfaſſer der Werke mehr im Hintergrunde des Bewußtſeins bleiben; oft mehr vom Leſer aus ihren Wirkungen erſchloſſen als vom Verfaſſer ausdrücklich anerkannt werden. Die gewiſſen Gründe beſtehen darin, daß H. v. Samſon, offenbar aus ſeiner Studienzeit, wo ja die Fichte-Schelling-Hegelſche Philoſophie faſt alles abſtrakte Denken beherrſchte, eine prononcierte Abneigung, ja ein Vorurteil gegen jegliches Nachbehalten hatte, was ſich den Titel Philoſophie, Tranſzendenz und Metaphyſik gibt. Die überſpannten, für alle, auch die ſittlichen

Intereſſen des Menſchenlebens gänzlich unbrauchbaren Begriffsdichtungen jener drei Philoſophen hatten dem nach Klarheit ringenden Kopfe ein für allemal ſolchen Widerwillen eingeflößt, daß er, einzig auf der konkreten Wirklichkeit fußend — ganz ohne Philoſophie, Religion, Metaphyſik glaubte auskommen zu können. Und da doch ſchließlich auch ſeine Welt- und Lebensanſichten, wie die eines jeden Denkers, über die empiriſche Realität hinaus in aller Stille nach hypothetiſchen Ergänzungen trachteten; — ſo kam es, daß Samſon für ſeine Sprödigkeit der Nemeſis des Genius der Philoſophie verfiel; daß er einer — faſt möchte man ſagen latenten, nur zur Hälfte bewußten, bisweilen vielleicht unkontrollierten Lebensphiloſophie huldigte: — einerſeits die erhabenſte, reinſte und ſelbſtloſeſte Moral lehrend und fordernd — und dabei doch andererſeits jede Frage nach einem über das Irdiſche hinausgehenden Lebenszweck ablehnend. So geht's mit den geheimen, uneingeſtandenen Liebſchaften! Es wäre Samſon vorgekommen, als ertappte er ſich auf einer Untreue gegen ſich ſelbſt, wenn er unverſehens ſeine Weltanſchauung nach Art der Philoſophen in ſyſtematiſcher Form hätte abfaſſen wollen. — Daher werden wir das, was an ihr unausgeſprochen geblieben, ja, vom Verfaſſer ſelbſt vielleicht nicht ganz bis zu Ende gedacht worden, aus dem Zuſammenhang des Ganzen zu ergänzen verſuchen. —

In der „Waſſerwirtſchaft" wird zum Erweiſe deſſen, daß die wirtſchaftlichen, ſozialen und ethiſchen Schäden, an denen die moderne europäiſche Kultur in beſorgniserregender Weiſe krankt, im letzten Grunde auf der Perverſität der jetzt üblichen Waſſerwirtſchaft beruhen, dieſe letztere charakteriſiert.

Man pflegt nach mehr oder weniger lückenhaften Beobachtungen die Mengen der atmoſphäriſchen Niederſchläge zu beſtimmen und die ermittelten Quantitäten in Verdunſtungs- und Aufſaugungsteile und in abzuführende Waſſervolumina zu zerlegen; und, uneingedenk des Diktums des Galilei: „Den Sternen vermag ich ihren Lauf anzuweiſen, nicht aber dem Waſſertropfen", glaubt man in der Landwirtſchaft ſich mit der frommen Mahnung Vergils (Georgica, I, 104) beruhigen zu ſollen: „Umida solstitia atque hiemes orate serenas, agricolae", im übrigen aber die berechnete und nicht ſofort vom Boden aufgeſaugte Waſſermenge ſowie den Inhalt der Flüſſe und Bäche möglichſt ſchnell

auf dem möglichſt geraden Wege abführen zu müſſen. Durch Kanäle, Gräben, Drains und Flußregulierungen geht all das koſtbare Waſſer, das „belebende Blut der Landwirtſchaft“, in beſchleunigtem Tempo und ſtärkſtem Gefälle dem Meere zu, anſtatt daß man es möglichſt zurückhalten, ſammeln und nicht nur die direkten Niederſchläge, ſondern auch das Waſſer der Flüſſe zur Verteilung und Verwertung für alle auf jeden Acker, ja ſchließlich, wo es nötig iſt, auf jedes einzelne Beet hinleiten ſollte.

Bei den jetzigen verkehrten Zuſtänden haben ja gewiß den Bewäſſerungseinrichtungen, beſonders in den kälteren Breiten, zuerſt umfaſſende Entwäſſerungen voranzugehen; denn jetzt wechſelt Überfluß an Waſſer (Überſchwemmung) mit der Dürre, die beſonders zu einer gewiſſen Zeit im Anfang des Sommers das Keimen der Saat und die erſte Entwicklung der jungen Pflanze hindert — ein Schaden, den ſpäter auch reichlicher Regen nicht mehr gutmachen kann. Durch richtige Wirtſchaft bekommt der Menſch auch dort, wo die eigentlichſten atmoſphäriſchen Niederſchläge ganz fehlen, das geſamte verfügbare Waſſer — ſei es von Flüſſen hinzugeführt, ſei es das mit Schöpfrädern oder Rotationspumpen heraufgeholte Grundwaſſer — in ſeine Gewalt; ihm droht weder jemals Dürre noch Überſchwemmung; denn Baſſins und Kanäle ſorgen für Verteilung der überſchüſſigen Waſſervolumina; und, vorausgeſetzt, daß auch fleißige Düngung der Felder mit dem Bewäſſerungsackerbau Hand in Hand geht, laſſen ſich dem Erdboden unſeres Planeten (der jetzt zu einem großen Teil wüſt liegt) ſo enorme Erträge an Cerealien und anderen der Nahrung dienenden Produkten abnötigen, daß beiſpielsweiſe Frankreich — ein Land, das heutzutage mehr von eingeführtem als von ſelbſterzeugtem Korn lebt — bei gehöriger Bewäſſerung nach dem Urteil erfahrener Fachmänner das Vierfache ſeiner jetzigen Bevölkerung ernähren könnte. Jetzt iſt das Waſſer der Flüſſe nur denen, die direkt an ihnen leben und Teile des Ufers beſitzen, zugänglich, und auch ſie werden allenthalben darin beſchränkt, es zum Beſten des Ackerbaus zu verwerten, denn die heutige Waſſergeſetzgebung geht immer noch davon aus, das Waſſer vor allem der Schiffahrt (und anderen Kommunikationszwecken), ferner dem Handel und der Induſtrie vorzubehalten, die alle drei doch immer nur Mittel zum Zwecke ſind, während der Ackerbau allein, als eigentlicher „Nähr-

vater des Landes", Selbſtzweck iſt; und ſelbſt in den neu zu erbauenden großen Kanälen ſcheint die Staatsweisheit vor allem nur Transportſtraßen zu erblicken. Der Verfaſſer verhehlt es ſich deshalb auch nicht, welche Mächte es ſein werden, von denen man tatſächlich (nur nicht eingeſtändlich) im Weſten Europas den ſtärkſten Widerſtand bei der Durchführung allgemeiner rationeller Ackerbewäſſerung zu erwarten hat; er ſpricht daher (Waſſerwirtſchaft S. 34) von dem „Überwiegen gewiſſer einflußreicher Mächte der Induſtrie und des Handels, die von einer naturwidrigen und ungeſunden Entwicklung zu Schädlingen — zum Nachteil des Landbaues, dieſes vornehmſten Gewerbes — herangezüchtet worden ſind!" Man kennt die Raſſe! Jetzt entſchließt ſich Deutſchland wohl z. B. zu drückenden Maßregeln gegen Einſchleppung der Rinderpeſt, nicht aber zu Maßnahmen, welche die Vieheinfuhr überhaupt überflüſſig machen würden — zum Kampf gegen die ſchlimmſte der Seuchen, gegen ſtändigen Mangel an heimiſchen Nahrungsmitteln. Denn das iſt freilich bei unſeren jetzigen Verhältniſſen die eigentümliche Seite der Bewäſſerungseinrichtungen, daß ſie nur dann gelingen können, wenn ſie in großem Maßſtabe, unter Inbetrachtnahme ganzer Flußgebiete wahrhaft wirkſam auszuführen ſind, daß ſie alſo bloß durch den Staat oder doch *mit* dem Staate in Angriff genommen werden können. Dort dagegen, wo, wie in Valencia, ſeit Jahrhunderten, ja ſeit Jahrtauſenden dieſe koſtbaren Einrichtungen beſtehen, ſind ſie in „Urzeiten" natürlich nicht anders als durch private Initiative geſchaffen worden.

Um hierin Wandel zu ſchaffen, um an Stelle der jetzigen perverſen Waſſerwirtſchaft des weſtlichen Europa eine rationelle zu begründen, bedarf es nun vor allem einer den verſchiedenen lokalen Verhältniſſen angepaßten Waſſergeſetzgebung, durch deren beſtändige Befolgung im Laufe der Generationen der ganzen Bevölkerung des einzelnen Stromgebietes (oder welche waſſerwirtſchaftlichen Einheiten ſich ſonſt ergeben mögen) die richtige Beherrſchung, Verteilung und Benutzung des Waſſers zur zweiten Natur werden müßte. Eine ſolche Geſetzgebung, ein neues Waſſerrecht, läßt ſich nicht a priori ausdenken, noch aus dem Stegreif fabrizieren und der Bevölkerung aufzwingen; ſie müßte auf dem Studium des Gewohnheitsrechts beruhen. Dies Gewohnheitsrecht läßt ſich nur dort erforſchen, wo, wie in Valencia, Damaskus, einem Teil

von Kurdiſtan und Armenien, in Chiwa, in einigen Gegenden Perſiens und beſonders im ganzen „Himmliſchen Reiche“, noch jetzt uralte Bewäſſerungsanlagen verwaltet werden und der Segen dieſer Einrichtungen zutage tritt. Da nun ſchwerlich Kapitaliſten, die doch meiſt auf hohe Verrentung und raſchen Umſatz ihrer Einlagen ausgehen, zu einem ſolchen langatmigen Unternehmen zu bewegen wären, ſo müßte dieſes Werk des Studiums der Waſſerrechte — ein wahres Friedenswerk — womöglich ein internationales Unternehmen ſein. Und ſo tritt denn der Verfaſſer mit dem Antrage vor: Das deutſche Reich möge die Initiative ergreifen zur Errichtung eines internationalen Inſtituts mit dem Zwecke der Erforſchung und Sammlung der Bewäſſerungsgewohnheitsrechte und der Bewäſſerungsgeſetzgebungen.

Dem Leſer muß es nach dieſen notgedrungen kurzen Ausführungen überlaſſen bleiben, ſich an der Hand der nun in der „Waſſerwirtſchaft“ folgenden intereſſanten Studien zu informieren über das Verhängnis „perverſer Waſſerwirtſchaft“ in Polyneſien und ferner im griechiſchen und römiſchen Altertum, wie auch bei manchen anderen Völkern, wo ſie ebenſo verkehrt angefangen wurde und daher im Verein mit anderen kulturfeindlichen Mächten — der Spaltung in herrſchende und dienende Stände — zum ſchlechten Ende führen mußte. Über Rom und Latium ſei bemerkt, daß ſeine vielen Aquädukte nur der Zufuhr von Waſſer zum Baden und Trinken dienten, während die Entnahme des Waſſers für den Landbau ſogar unter Strafandrohung verboten war und die Agrikultur eigentlich aus einem Raubbau ohne die gehörige Düngung beſtand, obgleich man ſpäter unter dem Kaiſer Auguſtus, wohl mehr von ſeiten der Dichter, einen der angeblichen Aborigener Könige als „Erfinder“ der Düngung unter dem prächtigen Namen „Sterculius“ vergöttlichte. „Beim Mangel an Dung hat aber,“ bemerkt der Verfaſſer, „die verſpätete Beſinnung auf den mythiſchen Sterculius moutarde après diner bleiben müſſen.“

Mit völliger Klarheit dürfte ſich aus Vorſtehendem ergeben, daß bei richtiger Waſſerwirtſchaft der Boden Europas unverhältnismäßig größere Mengen an Getreide, Futter, Flachs, Vieh und allen landwirtſchaftlichen Produkten liefern müßte als bis jetzt, und daher kein europäiſcher Staat nötig hätte, die unumgänglichſten Lebensbedürfniſſe aus anderen Ländern einzuführen und, um ſie bei ſeiner Unterproduktion

an Notwendigem kaufen zu können, alle ſeine Kräfte zur Erzeugung und zu immer neuem Hinzuerfinden von Induſtrieprodukten anzuſpannen, ſie dann, wie auch ſeine Luxusartikel, den anderen, den kornproduzierenden Staaten aufzunötigen, oder gar, wie die Beiſpiele lehren, Kriege anzufangen — Kriege, bei denen es ſich doch immer — wie ſchön auch die dabei verſchwendeten Phraſen klingen — immer nur, wie in der Fabel vom Wolf und Lamm, um Beraubung des Schwächeren handelt und wo der Sieger darauf ausgeht, die Bewohner anderer Staaten durch auferlegte ſogenannte „Kriegskoſten“ zur Sklavenarbeit für ſich zu nötigen.

Um dieſe Tatſachen mit dem früher aufgeſtellten kardinalen Satze, daß die Waſſerwirtſchaft Bedingung für Kultur und Friede ſei, noch deutlicher zu verbinden, ſei der Ausſpruch des Konfuzius erwähnt: „Erſt mache das Volk reich und dann belehre es,“ und jetzt dem Verfaſſer ſelbſt das Wort gegeben („Waſſerwirtſchaft“ S. 54): Überall, heißt es, wo der Menſch von den dringendſten Sorgen um die leibliche Exiſtenz ſich befreit und Muße gewonnen hat, über ſeine Beziehungen mit der Außenwelt nachzuſinnen — überall ſind an Stelle der unmöglichen Vorſtellungen vom Anfang und Ende der Dinge durchs unbefriedigbare Denkbedürfnis kindliche Allegorien gebildet worden von „Erſchaffung der Welt“ und von ihrem „Untergange“ — Allegorien, an denen mit erſtaunlicher Zähigkeit auch dann noch feſtgehalten wird und die auch dann noch für wirkliche Geſchehniſſe gehalten werden, wenn die Fähigkeit, ihr kindlich-phantaſtiſches Weſen zu durchſchauen, ſchon längſt erlangt worden iſt. Wie gar viele von denen, die im Grunde ſie als einen „Ungedanken“ erkennen könnten, beruhigen ſich noch heute bei der unvollziehbaren Vorſtellung, vor 5849 Jahren ſeien „Himmel und Erde“ erſchaffen worden, ſowie bei der ebenſo unvollziehbaren Vorſtellung: mit allem, was drum und dran iſt, würden ſie nach einem beſtimmten Programm wieder „untergehen“, wenn gewiſſe Bedingungen dazu ſich erfüllt haben werden! Die unerträglich abſolute Lücke hinſichtlich der Fragen nach dem Woher? und Wohin? wird eben gleichſam weggetäuſcht durch Verhängen mit einem Schleier, wie durchſichtig dieſer auch ſei. Bei aller Unfaßlichkeit aber ſowohl ſeines Ausgangspunktes wie auch ſeines Zieles iſt dennoch im tatſächlich raſtlos ſich vollziehenden Prozeſſe des Werdens das Streben nach Gleichgewicht,

nach Ausgleichung der Gegenſätze, nach Wiedererlangung der Ruhelage überall unverkennbar. In der Welt der relativ gültigen Verhältniſſe, in deren Mitte wir ſtehen, hat dasjenige, was ſich andauernd erhält, als das — relativ — Vollkommene, als das — relativ — Muſtergültige zu gelten . . . Und wenn wir nun fragen: Unter welchen Bedingungen kann etwas dauernd beſtehen? ſo tritt uns der Gleichgewichtſatz der rationellen Mechanik in ſeiner vollen Geltung entgegen; er beſagt: nur dann und nur ſo lange beharrt ein Körper in der Ruhelage und nur dann und ſo lange beharrt er in ſeiner Bewegung, wenn die Summe der auf ihn einwirkenden Kräfte ſich im Gleichgewicht befindet mit der Summe der von ihm ausgehenden entgegengeſetzt gerichteten Kräfte. Dieſer für die ſinnfällige Welt unbedingt gültige Satz findet in der Welt geiſtigen Geſchehens ſein nicht minder gültiges Analogon — gleichſam ſeine Überſetzung ins Geiſtige — und er lautet hier alſo: die geiſtigen (intellektuellen wie moraliſchen) Fähigkeiten beharren auf der Stufe ihrer jedesmaligen Ausbildung, ſobald und ſolange die Summe der unabweislichen Bedürfniſſe im Gleichgewicht ſteht mit der Summe der Mittel zu ihrer ſelbſtändigen Befriedigung . . .

Freilich weiß der Verfaſſer wohl, wie viel ſich darüber ſtreiten läßt, welche Bedürfniſſe dem Menſchengeſchlecht oder einem beſtimmten Bevölkerungsteil mit Recht für wirklich unabweislich zu gelten haben. Einen abſoluten Standpunkt, von dem aus ſich dieſe Frage entſcheiden ließe, gibt es gar nicht; und neuauftretende, ja künſtlich neuerzeugte Bedürfniſſe ſtören leicht das bereits erlangte Gleichgewicht; ſie ſtellen ſich zum Gleichgewichtſatz in Widerſpruch, müſſen als krankhafte und naturwidrige zurückgewieſen und bekämpft werden. Doch wird man dem Verfaſſer zugeben, daß von allen Bedürfniſſen am weitaus wichtigſten das Verlangen nach Nahrungs- und ſonſtigen Lebensmitteln iſt, kann dieſes von einem Volke aus eigenen Mitteln dauernd ſelbſtändig befriedigt werden, ſo beharrt es friedlich während unbegrenzter Zeitläufte auf ſich gleichbleibendem geiſtigem Entwicklungsniveau; nach geſchehener und abgewehrter Störung ſeiner Ruhe kehrt es ohne erhebliche Veränderung zu ſeinem vormaligen Dauerzuſtande zurück, oder aber es wurde beim Eintreten bleibender Erſchwerung der Lebensbedingungen veranlaßt, einen neuen Gleichgewichtszuſtand anzuſtreben,

und es erlangte dieſen, ſei es durchs Erwerben neuer Mittel zur Befriedigung der Bedürfniſſe, ſei es durch Herabſtimmung dieſer letzteren; im erſteren Falle ſchwang es ſich auf höhere Entwicklungsſtufe empor, im letzteren verfiel es der Degenereſzenz. — Man denke ſich ein Volk, ſagt der Verfaſſer, das in der Lage und gewohnt iſt, den unabweislichſten aller Bedürfniſſe, denen nach Nahrungs- und ſonſtigen Lebensmitteln aus eigenen ſelbſtändig beſeſſenen und ausgebeuteten Quellen in voller Unabhängigkeit zu genügen, ſo iſt nicht abzuſehen, aus welchem Grunde es dieſe ihm zu freier Verfügung ſtehenden Befriedigungsmittel vernachläſſigen und warum es darauf ausgehen ſollte, anderer Hilfsquellen, die in fremdem Beſitz ſich befinden und ihm gutwillig nicht überliefert werden würden, ſich gewaltſam zu bemächtigen? So wenig wird ein ſolches in Selbſtgenügſamkeit zufriedenes Volk gegen ſeinen Nachbar einen Angriffskrieg unternehmen, wie auch ein Steinblock ſeine Ruhelage nicht verlaſſen kann, ohne durch eine äußere Gewalt fortgerückt zu werden. Und wie der Steinblock die ganze ihm eigene Schwere dem äußeren Angriff entgegenſetzt, ſo wird auch das Volk, das die Segnungen der Selbſtändigkeit genießt, die ganze Macht ſeines konſervativen Beharrungsvermögens etwaigen Verlockungen zu einem Angriffskriege entgegenſetzen und zur Abwehr eines feindlichen Angriffs geltend machen. Ein ſolches Volk, das die Arbeit nicht als durch einen Fluch auferlegte Laſt anſieht, ſondern als eine ſelbſtverſtändliche Lebensaufgabe freudig ausführt — es findet im friedlichen Daſein die Muße, ſeine geiſtigen Befähigungen derart auszubilden, daß ſie zur Bewahrung ſeiner Selbſtändigkeit geeignet ſeien. Wie nach außen, ſo lernt es auch in ſeinem Innern Frieden zu halten, ſoziale Störungen zu beſeitigen, mögen ſolche von allzu ſtramm auftretender abſolutiſtiſcher Tendenz herrühren oder von auflöſend demokratiſchen Bewegungen; es lernt ſich den Frieden einer wohlgeregelten Familie zu bewahren und die als „Vater und Mutter“ waltende Obrigkeit zu achten und ihr gutwillig zu folgen. Dem einzelnen werden zu bindender Norm nur ſolche Regeln geſtellt, die fürs Erdenleben friedliches Zuſammenwohnen gewährleiſten; im übrigen bleibt es dem freien Ermeſſen überlaſſen, wie ein jeder zu Fragen, die über das Leben hinausreichen, ſich ſtellen wolle.

Ein Volk, das von eigenen Mitteln zu leben vermag und dem es

um äußeren und inneren Frieden zu tun iſt, — ein ſolches Volk muß notwendig die Denkfreiheit achten und muß religiöſe Duldung üben und verlangen. — Es iſt einleuchtend, daß alſo geartete friedliche Denkart an ſich keinen geiſtigen Stillſtand bedingt, daß ſie keinerlei geiſtige Arbeit ausſchließt und daß ſie nicht hindert am Aufſtreben zu den erhabenſten Höhen auf den Gebieten der Erkenntnis und Moral, der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Wenn nun in einem ſolchen zu Friedfertigkeit erzogenen Volke infolge Anwachſens der Bevölkerung die Nahrungs- und ſonſtigen Lebensmittel nicht mehr ausreichen wollen, ſo wird nicht ſein erſter Gedanke ſein, den nötigen Zuſchuß ſich gewaltſam und in Unfrieden von außen zu verſchaffen, ſondern allem zuvor wird es darauf ausgehen, durch Vervollkommnungsmethoden die eigenen Hilfsquellen reichlicher fließen zu machen, und es wird lernen, den Ackerbau entſprechend der Volksvermehrung auszudehnen, zu vervollkommnen und ausgiebiger zu geſtalten; zugleich wird es erkennen, wie im Intereſſe des Friedens unter allen Gewerben dem Landbau der Vorrang einzuräumen ſei. Und im Laufe der Entwicklung zu immer dichterer Beſiedlung des Landes gelangend, wird das friedfertige Volk die Segnungen des Nebeneinanderwohnens ſo ſehr zu ſchätzen lernen, daß es unter Umſtänden vorziehen wird, ſelbſt auf Koſten der Bewegungsfreiheit und mit Aufopferung der Erholungs- und Mußepauſen ſich noch näher aneinander zu drängen oder aber in friedlichen Ausfluten über die Grenzen der Heimat auswärtige Kolonien zu gründen und dort, im Anſchluß an ſeinesgleichen die Eigenart zu bewahren, anſtatt in heimiſche und unbeſiedelte Wildniſſe ſich zu zerſtreuen.

In dem anderen umfangreichen Werke, der „Gelben Gefahr als Moralproblem", ſchildert der Verfaſſer als Beiſpiel eines ſolchen fleißigen, weiſen und glücklichen Volkes die Chineſen. Da auch bei dieſem Werke wohl nur die wenigſten aus dem Publikum aus dem Titel den Inhalt ahnen werden, ſo möchte ich den Kern deſſen, was die ſo feſſelnd geſchriebene und beherzigenswerte Schrift im einzelnen Punkt für Punkt nachweiſt und dem kulturſtolzen Europäer zuruft, kurz ſo formulieren:

1. Die gelbe Gefahr iſt jetzt vorhanden und bedroht die Zukunft unſeres Erdteils; ſie hört aber auf, für euch eine Gefahr zu ſein, ſo-

bald ihr Europäer ebenſo fleißig, einig, genügſam, friedfertig und ſittenrein werdet, wie die Chineſen es längſt ſind.

2. Alles, was ihr Europäer jetzt vor den Chineſen voraus habt an Technik, Kriegstüchtigkeit und ſogenannten Kulturerrungenſchaften, können die Chineſen in einem Menſchenalter einholen. Was dagegen die Chineſen an ihrem in fünftauſend Jahren erarbeiteten Charakter und Intellekt beſitzen — ſeht zu, wann ihr euch dieſes Zuchtprodukt erwerbt!

Ich glaube mit dieſen Worten nicht weſentlich oder vielleicht auch gar nicht über das, was der Verfaſſer meint, hinausgegangen zu ſein. China hat ſich ja auch, wie der Verfaſſer durch Belege erhärtet, früher weder dem Verkehr mit anderen Staaten verſchloſſen, noch iſt es von den anderen Völkern gehaßt und verachtet worden. Das Verdienſt jedoch, im Abendlande Verachtung und Haß gegenüber den gelben Zopfträgern geſät und bei dieſen allgemein verbreitete und tiefwurzelnde Abneigung gegen die weſtlichen Teufel hervorgerufen zu haben — dieſes Verdienſt gebührt beſonders den modernen weſteuropäiſchen und amerikaniſchen Miſſionaren, „den Sendboten des Friedensfürſten und des Heilands der Liebe, deſſen Evangelium ſie mit der Donnerſtimme der Kanonenboote predigen, und die, von der Habgier des abendländiſchen Kommerziums als Wegmacher vorgeſchoben, nicht müde werden, die heiligſten Empfindungen der Chineſen zu verhöhnen, Unfrieden in die Familien hineinzutragen, Verbrecher und Empörer zu ſchützen, den Gang der Juſtiz zu hemmen, die Autorität der Staatsbeamten zu untergraben, einen Staat im Staate zu bilden.“ — Hiernach unterliegt es keinem Zweifel, daß die ſchmerzlichen Erlebniſſe der „chineſiſchen Wirren“ nichts anderes ſind als Strafen der unerbittlichen Nemeſis — gereifte Sturmesernte von Jahrzehnte hindurch geſtreuter Windesſaat. Allein die von der Hand in den Mund lebende „Realpolitik“ der abendländiſchen Staatskunſt hat ſich durch weitſchauende, geſchweige denn moraliſche Erwägungen nicht beirren laſſen; entſprechend ihrem leitenden Grundſatz, nach dem Macht Recht ſchafft, hat ſie mit überwiegenden Gewaltmitteln zu prunken, hat die Koſten der Vergewaltigung ſich durch den Vergewaltigten entſchädigen zu laſſen, hat „Garantien“ dafür ſich geben zu laſſen, daß gegen fernere Vergewaltigung keine Auflehnung vorkomme und hat ſchließlich der glor-

reichen Taten ſich zu rühmen . . . Indeſſen wird doch mancher Geſchäftsmann, wenn er an die Politik der Zukunft denkt, über das Verhältnis zwiſchen den ſicheren Unkoſten und dem fraglichen Gewinn ſich ſeine Gedanken machen —: ob es ſich wohl verlohne, nach weiteren zehn Jahren wiederum Blut und Leben der Söhne zu opfern, zahlreiche Millionen aus dem Fenſter zu werfen, Induſtrie und Handel empfindlich zu ſtören, der Geſchäftsmann wird ſich fragen, ob es nicht rätlicher wäre, gegen die Wiederkehr ähnlicher koſtſpieliger Störungen die „Garantien" ſelber zu liefern, etwa indem man aufhörte, die Störungen ſelber zu provozieren und dadurch für den Handel nützliche Beziehungen anzubahnen? Allerdings bedarf es, wie der Verfaſſer bemerkt, zum Anerkennen begangener Fehler eines gewiſſen moraliſchen Mutes; und gerade weil es ſich ſo verhält, iſt bei dieſer Beurteilung Chinas der Verfaſſer des Beifalls jedes Leſers ſicher, deſſen Pulſe noch für Gerechtigkeit und nicht für „Realpolitik" ſchlagen. So mächtig auch dieſe Realpolitik ſich heutzutage durchſetzt, „victrix causa diis placuit sed victa Catoni" muß es auch von Samſon heißen. Denn man mag ſich winden und Phraſen drechſeln wie man will, dieſer gelben Gefahr und orientaliſchen Frage gegenüber gibt es doch nur zwei Standpunkte, die man einnehmen kann — den moraliſchen oder den cyniſchen. Soll man nicht angeſichts des in Peking für den Freiherrn von Kettler errichteten Denkmals mit dem Dichter Schack ausrufen:

Deutſche Mutter, verhüll dein Geſicht;
Nicht mit marmornen Platten,
Mit dem Lorbeer auf Gräbern nicht
Sühnſt du die dräuenden Schatten.

Zur „Waſſerwirtſchaft" zurückkehrend, zitieren wir jetzt die Schilderung, die der Verfaſſer von einem Volke (oder vielmehr allen Völkern) entgegengeſetzten Naturells entwirft.

„Die Geſchicke aber eines Volkes, das nicht gelernt hatte, ſich ſelbſtändig zu genügen, haben ſehr anders ſich geſtalten müſſen, ſobald bei ihm Mangel an Nahrungs- oder ſonſtigen Lebensmitteln ſich einſtellte — in verhängnisvollem Maße ward nun ſein Friede geſtört, der innere ſowohl wie der äußere; mit elementarer Macht mußte der Kampf ums Daſein einſetzen; nicht mehr regelt nun der Menſch ſein

Leben nach freier Wahl, nur den Mahnungen der Vernunft gehorchend, ſondern er unterliegt demſelben blinden und ehernen Geſetz, dem die unvernünftige Kreatur unterworfen iſt — dem Rechte des Stärkeren. Mit „Natur"notwendigkeit, um der Selbſterhaltung willen, ſtürzt ſich nun der Starke auf den Schwachen und zwingt dieſen, die Quellen zum leiblichen Daſein vorwiegend zu ſeinem, des Starken Nutzen auszubeuten. Die Gaben der Natur ſtehen nicht mehr einem jeden, der ſie im Schweiße ſeines Angeſichts erwerben mag, gleichmäßig zur Verfügung, denn bald waren ſie von den Starken in Monopolbeſitz genommen und nur um den Preis der Knechtſchaft den Schwachen zur Nutzung überlaſſen worden. Zur Befeſtigung aber der Knechtſchaft werden Klaſſen, ja ſelbſt Kaſtenunterſchiede erſonnen und durch ſtrengſte Geſetze geregelt; und um dieſen Heiligung und unverbrüchliche Sanktion zu verleihen, lehrt die Religion, daß die Arbeit, infolge eines Fluches, als Strafe für begangenen Frevel zu verrichten ſei,[1]) daß nicht in erſter Reihe „Friede auf Erden und den Menſchen Wohlgefallen", ſondern allem zuvor perſönliches ewiges Heil in einem Jenſeits zu erwerben und eigener ewiger Verdammnis und Qual zu entgehen ſei. Unbedingter Gehorſam ſei dem Prieſter geſchuldet, der über die Heilsanſtalten verfügt und dadurch mächtiger iſt als die Gottheit ſelbſt. Das Prieſtertum muß ſich, bewußt oder unbewußt, zum Selbſtzweck werden; und um unter allen Umſtänden herrſchend zu bleiben und jeden weltlichen Armes Schutz zu genießen, muß es als oberſtes Gebot hinſtellen: „Unterwerfung unter die Obrigkeit, die Gewalt hat." Gedankenfreiheit und religiöſe Duldung ſind mit dieſem Syſtem unvereinbar.

Wohl nicht ſo ſehr im Intereſſe des Geſamtweſens, als vielmehr zur Sicherung ihrer Herrſchaft bekleiden die Starken das Volksoberhaupt mit glänzenden Hoheitsrechten und erheben den Herrſcher zu, für den gemeinen Mann unnahbarer, ja faſt übermenſchlicher Höhe, von der herab alsdann die Geſamtheit des Volkes, die Schwachen ſowohl wie die Starken, als gleich willenloſe Knechte, deſpotiſch gehandhabt werden. Nicht unmittelbar und nicht in fortlaufender Entwicklung wird dieſer Gipfel des Entwicklungs- oder beſſer Entartungsprozeſſes

[1]) Das gilt nur von einer einzigen Religion, der israelitiſchen.

erreicht, ſondern in mannigfachen inneren Kämpfen, in denen abwechſelnd je einer mit dem anderen verbündet, den dritten zu überwältigen trachtet; unter mehr oder weniger geregeltem und gleichſam rhythmiſch verlaufendem Ringen gelangt man zu Ariſtokratie, Monarchie, Demokratie, Ochlokratie, Diktatur, Deſpotie — zu Syſtemen, die ſich jedesmal als unhaltbar erweiſen, nachdem überall die erlangte Macht weniger zur Förderung und Sicherung des Gemeinwohls als vielmehr zum Nutzen ihres Inhabers und ſeiner Schützlinge gebraucht wurde. Vergeblich iſt verſucht worden, durch „konſtitutionelle Verfaſſungen“ gleichſam Waffenruhe zwiſchen den um die Präponderanz ringenden Faktoren herzuſtellen; der allerſeits zum Prinzip erhobene Zwiſt mußte fortwirkend jede gedeihliche Beſtrebung lähmen und immer wieder ſchließlich zu offenem Ausbruch gelangen. Im inneren Kampf und in gegenſeitigen „Friktionen“ verzehrte ſich die Volkskraft, ſo daß ſie, trotz vorübergehender Erfolge der Regierenden und Staatslenker, trotz hoher Blüte der Wiſſenſchaften und Künſte äußerem Anſturm ſchließlich nicht gewachſen war und ihm erliegen mußte. — Außer dem Unfrieden im Innern unterliegt das Volk, das nicht gelernt hat, ſich ſelbſt zu genügen, noch anderer Gefahr: hat ſein Mangel an Nahrungsmitteln eine gewiſſe Höhe erreicht, ſo wird es von elementarer Gewalt getrieben, ſich auf den glücklicheren Nachbar zu ſtürzen, um ihn zum Liefern des Unentbehrlichen zu zwingen. Es bleibt ſich im Grunde gleich, ob ſolcher Angriff in verhüllter, gleichſam verſchämter Weiſe geſchieht oder aber mit mehr oder weniger brutalen Mitteln. Ob unter Regierung der Freiheit eines jeden, Herr in ſeinem Hauſe zu bleiben und es nach Belieben zu öffnen und zu ſchließen, und unter Poſtulierung einer abſoluten Verkehrsfreiheit durch „offene Tür“ Handelsverträge erzwungen und nicht verlangte, ja mit Abſcheu zurückgewieſene Waren aufgezwängt werden, um den Gegenwert in Nahrungs- und ſonſtigen Lebensmitteln zu erlangen (in welchem Falle die ganze Politik des Volkes ſich in den Dienſt der Induſtrie und des Handels ſtellen muß, unter Vernachläſſigung des Landbaues), oder aber ob ein friſcher und fröhlicher Angriffskrieg in Szene geſetzt wird, zu welchem immer ein ſchicklicher Vorwand ſich gefunden hat und zu welchem immer von der Prieſterſchaft der Segen des Himmels herabgerufen und zugeſichert worden iſt — im einen wie im anderen Falle wird im elementaren

und brutalen Kampfe ums Daſein vom Starken über den Schwachen Gewalt ausgeübt. Der Schwächere, der in dieſem Kampfe unterliegende Teil, wird in ſeiner Entwicklung gehemmt; ſeine ungenutzt bleibenden oder nur einſeitig in Anſpruch genommenen Fähigkeiten verkümmern — er verfällt der Degenereſzenz. Aber auch der ſiegende Teil kann demſelben Schickſal auf die Dauer nicht entgehen; der kräftigenden Arbeit mehr oder weniger entwöhnt oder zu einſeitiger Ausbildung ſeiner Fähigkeiten veranlaßt, entwickelt ſich der Starke zum Typus jener Ameiſenart, die, ohne von Dienenden gefüttert zu werden, nicht leben kann; und nachdem er unter vorwiegender Inanſpruchnahme ſeiner geiſtigen Kräfte dieſe überanſtrengt hat, nachdem er in wildem Konkurrenzkampf in beſtändiger Unruhe erhalten worden iſt, bildet ſich in ihm ein neuraſtheniſcher Zuſtand der Überreiztheit aus, der dem Entſtehen ſittlicher Auswüchſe und perverſer Leidenſchaften geeigneten Boden darbietet und ſchließlich ihn, den urſprünglich Starken, zum tatſächlich Schwachen degradiert. Vergeblich bemühen ſich nun Wiſſenſchaft und Kunſt in der geſunkenen Nation das Streben nach ſelbſtgefertigten Idealen zu wecken; vergeblich predigen Moralphiloſophie und Religion innere Erneuerung — was unter dem Wüten beſtändiger Klaſſenkämpfe die Wunder der Induſtrie und des Handels bewirken, es flößt nicht Weisheit ein, ſondern erzielt nur Steigerung des Wohllebens und der Bedürfniſſe: Wohlleben auch um den Preis geringer Anſtrengung zu erlangen. Lebens- und Staatskunſt müſſen weichen vor der Unlösbarkeit des ſozialen Problems. So werden auch in einem begabten und urſprünglich leiſtungsfähigen Volke, das nicht gelernt hat, ſich ſelbſtändig zu ernähren, durch die unerbittliche Logik der Tatſachen, auch in ihrem Grunde hoffnungsreiche Keime in der geſunden Entwicklung gehemmt und ſchließlich zum Degenerieren geführt.

Aus dieſer Schilderung laſſen ſich vor allem die vergangenen Schickſale des Römerreichs ableſen, wie ſie auch ſchon von römiſchen Denkern und Dichtern in der Hauptſache richtig vorauserkannt und prophezeit worden ſind; es iſt, als ob man die Verſe des Petronius Arbiter aus ihnen heraushört (Satirae, cap. 119 seq.) und den Schlußvers des Eumolpus:

Factum est in terris quicquid Discordia jussit!

Wie viele zukünftige Völkerſchickſale ſind nicht mit der von dem Verfaſſer konſequent durchgeführten Darſtellung zugleich gezeichnet, wie viele der jetzigen und einſtigen Großmächte können ſich darin wie in einem Spiegel ſehen?

Nun verhehlt ſich jedoch H. v. Samſon nicht, daß die Bewäſſerungskultur, wenn ſie auch zu einigem Zuſammenwirken der Menſchen erzieht, vor Übervölkerung ſchützt und ſo zum Erlangen dauernd friedlicher und glücklicher Zuſtände die unerläßliche Vorbedingung bildet, doch zum Bewahren des Glücks noch einer weiteren Bedingung bedarf, nämlich gewiſſer geiſtiger bzw. moraliſcher Eigenſchaften. Daher weiſt der Verfaſſer auch eingehend nach, daß überall da, wo die Waſſerwirtſchaft trotz der Ungunſt der äußeren politiſchen Verhältniſſe ſich wirklich dauernd erhalten hat und noch heute beſteht, die Bevölkerung, die ſich dieſer Wirtſchaft befleißigt, — obzwar, wie in Damaskus und Chiwa, mitten in ein Syſtem kulturmordender Mißwirtſchaft hineingeſtellt, — ſich durch eine beſonders widerſtandsfähige Moral auszeichnet.

Die vernünftige Waſſerwirtſchaft ſchützt alſo nicht an ſich ſchon den Menſchen, der doch mit der Wahlfreiheit eines ſittlichen Weſens ausgerüſtet iſt, vor dem Ablenken auf unheilvolle Bahnen. Jene notwendig zu poſtulierende andere Bedingung, die einem Volke zu ſtellen iſt, beſteht in der unveräußerlichen moraliſchen Befähigung zu friedlicher Behauptung der Selbſtändigkeit des einzelnen ſowohl wie des Staatsganzen, bzw. in der Befähigung zur ſelbſttätigen, nötigenfalls mit Opfern aller Art und mit den Waffen der Selbſtverteidigung zu erlangenden Befriedigung des unabweislichen Bedürfniſſes nach ſolcher zwiefacher Selbſtändigkeit.

Ohne materielle Unabhängigkeit, wie ſie allein die rationelle Wirtſchaft gewährleiſtet, wird, wie jedem einleuchtet, auch die geiſtige Unabhängigkeit (die Freiheit des Denkens) und die moraliſche Unabhängigkeit (die Gewiſſensfreiheit) nicht lange dauern. Aber nur wo von jeher an dieſen beiden oberſten Lebens- und Kulturprinzipien — der perſönlichen und ſozialen Selbſtändigkeit — unbeirrt feſtgehalten wird, nur dort darf ein Volk erwarten, daß ihm ungeſtörte glückliche Dauer vergönnt ſein werde. Denn nicht aus einem Kampfe ums Daſein, nicht aus der erbitterten Konkurrenz zwiſchen den einzelnen Individuen, Ständen, Gemeinden, Staaten geht wahre Kultur und Geſittung her-

vor, ſondern aus richtiger Erkenntnis der Solidarität der menſchlichen Intereſſen — aus der gegenſeitigen Hilfeleiſtung, Schonung und Förderung.

Um dieſe Sätze des Verfaſſers, die ſich den heute noch geltenden Anſichten vom „Kampf ums Daſein“ und der „Erhaltung des Paſſenden“ als kulturerzeugenden Mächten entgegenſtellen, richtig zu verſtehen und um ihn nicht als Moralphiloſophen zu den Utilitariern zu rechnen, hat man einige Ausführungen im Auge zu behalten, die er in ſeiner „Sittlichkeitslehre als Naturlehre“ gibt. — Die Beobachtung eigener und fremder Handlungen regt den Menſchen allenthalben zu Werturteilen über dieſe Handlungen an; und als Maßſtab des dabei zu findenden moraliſchen Wertes einer Handlung gilt uns ihre Beziehung zum Wohl und Wehe nicht des Handelnden ſelbſt, ſondern zu dem anderer Menſchen. Das eigene Wohl des Handelnden iſt für die moraliſche Beurteilung ſo gleichgültig wie das Ein- und Ausatmen und andere Leibestätigkeiten. Je nachdem, ob das Wohl anderer Menſchen durch ſie gefördert wird oder nicht, gilt uns die Handlung für gut oder böſe, erregt ſie Wohlgefallen, alſo ein Luſtgefühl oder Mißfallen und ein Unluſtgefühl. So äußert ſich in alledem ein dem Menſchengeſchlecht innewohnender ſittlicher und ethiſcher Trieb. Dieſer Trieb des Menſchen iſt darauf gerichtet, das Wohl von ſeinesgleichen zu fördern, und um dieſes Ziel zu erreichen, um die Widerſtandskraft gegen die Ungunſt äußerer Einflüſſe zu vermehren und den Sieg im aufgedrungenen Kampf ums Daſein zu ſichern, iſt, wie jedem klar ſein wird, nichts ſo wirkſam wie die Vergeſellſchaftung, d. h. die Vereinigung der Individuen zu gegenſeitiger Schonung und Unterſtützung und gegenſeitigem Schutze.

Dieſer ſittliche Trieb des Menſchen, der ſo gut wie die Inſtinkte der animaliſchen Welt ſelbſtändig iſt und keiner Einflößung, Einſetzung, Beglaubigung, Beſtätigung und Unterſtützung durch die Religion bedarf, iſt zunächſt gerichtet auf die Ermöglichung höherer, exiſtenzfähigerer Formen der Lebewelt und ſchließlich auf die Erhebung der Menſchheit zu höherer Geſittung. Es iſt im Grunde ein und derſelbe Trieb, der in der Tierwelt die Ausbildung der ſozialen Inſtinkte bewirkt und in der menſchlichen Geſellſchaft die „Sitten“, und der dem Menſchen als geiſtiger Vorgang, als Regung des ſozialen Gewiſſens

(als eines „Bewußtſeins von der Sitte") bewußt wird, ſich ihm ſchließlich als ſittliche Weltordnung darſtellt. Somit iſt das ſoziale Gewiſſen das Organ zur Wahrnehmung der ſittlichen Weltordnung.

Auf dieſe Grundgedanken läßt ſich die gewiß achtunggebietende Moralphiloſophie des Verfaſſers reduzieren, deren Durchführbarkeit und faktiſche Geltung bei einem großen Teil der Menſchheit er in jenen beiden anderen Werken, in der „Waſſerwirtſchaft" und in der „Gelben Gefahr" zu zeigen verſucht hat. Die Waſſerwirtſchaft lehrt dazu die materiellen Vorausſetzungen; das Werk über China bringt Belege bei aus den Tatſachen der Geſchichte.

Die Einwände, die man geneigt ſein wird, gegen die praktiſche Verwendbarkeit dieſer Ideen zu erheben, werden mit der Frage beginnen, wie weit ſich im Völkerleben die Friedlichkeit mit der Kampftüchtigkeit und Kampfbereitſchaft vereinigen laſſen und wie weit dem odiöſen Grundſatz: „si vis pacem, para bellum" gehuldigt werden ſoll? Die neueſte Geſchichte Chinas und die ältere Geſchichte des Inkareiches in Peru rechtfertigen die Frageſtellung, doch erledigt ſich der Einwand einfach dadurch, daß bei vollſtändiger Durchführung der vom Verfaſſer verfochtenen Lebensprinzipien eben die Gründe wegfallen, um derentwillen die einzelnen Staaten ſich jetzt anfeinden; niemandem iſt dann mehr „die Planke zu ſchmal". Die zweite Frage iſt, ob nach Löſung des Magenproblems, nach leichterer Beſchaffung der „unabweislichen" Lebensbedürfniſſe, die dann der Menſchheit übrigbleibende freie Zeit und freie Kraft von einem großen und zwar von einem wie großen Teil der „anthropoiden Zweifüßler, die das eherne Epitheton homo sapiens" ſchmückt, auch zu menſchenwürdigen Dingen benutzt werden würde? Die jetzt meiſt bei den oberen wie bei den unteren Klaſſen der Bevölkerung ſtattfindende erbärmliche Vergeudung dieſes ſogenannten Kulturreſtes an freigewordener Zeit und Kraft drängen zu einer ſolchen Frage; doch der Verſuch ihrer Löſung führt uns an Abgründe der Betrachtung. Wird der Menſch, der jetzt die ihm geſchenkte freie Zeit zur Steigerung des Luxus und Wohllebens verwendet, jemals irgendwo zu edleren Zwecken ſie brauchen? Auch ſchon der leiſeſte Verſuch einer Beantwortung dieſer Frage führt auf tiefgehende pſycho-moraliſche Unterſuchungen, die hier nicht einmal geſtreift werden können. Nun wird man aber freilich

nach der Begründung der Sittenlehre ſelbſt fragen, d. h. nach dem verpflichtenden Grunde, weshalb die aus der Moral ſich ergebenden Gebote für den Menſchen verbindlich ſeien. Hierzu genügt noch nicht der Nachweis, daß der Sittlichkeitstrieb ein Naturtrieb iſt. Das gibt ihm noch keine Berechtigung, denn von dem Menſchen als einem ſittlichen Weſen müſſen Naturtriebe oft als verwerflich unterdrückt und bekämpft werden.

Im Rahmen dieſer Beſprechung darf der Schreiber dieſer Zeilen ſich nicht darauf einlaſſen, Stück für Stück die Anſichten Samſons zu unterſuchen; er wollte daher auch nur durch Zitate und Streiflichter darauf hinweiſen, wie in allen drei Werken eigentlich, wenngleich auf verſchiedenen Wegen, dasſelbe Ziel verfolgt wird und wie die Schriften ſich gegenſeitig ergänzen, ſtützen, begründen, damit man nicht meine, Samſon habe aus phantaſtiſch übertriebener Vorliebe für die ſchlitzäugigen Söhne des „himmliſchen Reichs“ und um die fortſchrittsruhmredigen Europäer zu ärgern, das eine, das andere Werk wiederum als fanatiſcher Waſſeringenieur und Landwirt geſchrieben. Bei ſolcher Auffaſſung können die beſten literariſchen Leiſtungen nicht ungefährdet die kritiſchen Symplegaden paſſieren. Sachkundig freilich und vielſeitig gelehrt zeigt ſich der Verfaſſer in jedem einzelnen Werke; aber erſt der Zuſammenhang der drei Werke entrollt vor dem Leſer das Ganze einer feſtgefügten Weltanſchauung. Erſt aus der „Sittlichkeitslehre“ ergibt ſich die volle Bedeutung jener zur Waſſerwirtſchaft hinzupoſtulierten doppelten Selbſtändigkeit — der Selbſtändigkeit des Menſchen als einzelnen und als Maſſenatom des ſozialen Körpers; und dieſe hinzukommende zweite Forderung entſpricht der pſycho-phyſiſchen Doppelnatur des Menſchenweſens. Die drei Werke zuſammen ergeben ein neues Ideal des Staats- und Völkerlebens, gegründet auf den alten Satz: concordia res parvae crescunt. Einen Weltbeglückungsverſuch wird man vielleicht dieſen neuen Aufbau nennen; gleichviel! die Tätigkeit des Erbauers iſt dabei ſo großartig und weitſchauend, daß man ſich, in den Trivialitäten und im Lärm des Alltagslebens befangen (mit Freuden ſei's geſtanden), daneben klein vorkommt. Überall leuchtet hervor, daß das ſittliche Intereſſe für Samſon die Hauptſache iſt; und gerade bei

dem unermüdlichen Fleiß, mit dem er die Gültigkeit moralphiloſophiſcher Maximen an Beiſpielen bald poſitiver, bald negativer Art verdeutlicht, wird immer evidenter, daß es ihm viel weniger auf die materielle Beglückung des Menſchengeſchlechts, auf das Schmücken „des befleckten Rockes des Fleiſches“, auf die Löſung der Magenfrage ankommt, als auf die Erziehung zu ſelbſtloſer Liebe und Humanität. Dieſe Beiſpiele beſtehen in der „Waſſerwirtſchaft“ aus der Schilderung von landwirtſchaftlichen „Paradieſen“ Aſiens und Amerikas, bei denen, ſoweit ſie der Vergangenheit angehören, auch immer die Urſachen des Verfalles aus dem Mangel jener vorhin geforderten doppelten moraliſchen Selbſtändigkeit ausführlich nachgewieſen werden. Mit Pulver und Blei allein wäre es dem Ferdinand Cortez und Franz Pizarro nicht gelungen, jene „Paradieſe“ in blutgetränkte Einöden zu verwandeln. Und da erweiſt es ſich denn jedesmal, wie nahe verwandt das richtige „agrum colere“ mit dem richtigen „deum colere“ iſt. Die Gemäldegalerie von Paradieſen bietet an der Hand eines reichen, kritiſch geſichteten Quellenmaterials Schilderungen von Zuſtänden des Völkerlebens, die vom Kreiſe des gewöhnlichen Wiſſens weitab liegen und von denen z. B. die Kulturverhältniſſe des untergegangenen Inkareiches in Peru beſonders in nationalökonomiſcher und die der als „Teufelsanbeter“ noch jetzt verſchrieenen Yeſiden in Kurdiſtan in religiöſer Hinſicht eine beſonders reizvolle und lohnende Lektüre abgeben.

Die auch in dieſen Schilderungen oft wiederkehrende Behauptung des Verfaſſers, daß der Verfall der Moral, die Friedloſigkeit und der Untergang des Glücks größtenteils auf den Einfluß der Religion zurückzuführen iſt und daß nur die Völker, die es bis zur Religionsloſigkeit gebracht haben, ſich dauernd glücklicher Zuſtände erfreuen, — ſie bilden ſicher den Punkt, wo am leichteſten und heftigſten bei den Leſern Widerſpruch zu erwarten iſt. Doch möge davor gewarnt werden, in dieſer Hinſicht die Worte des Verfaſſers au pied de la lettre zu nehmen. Der Achtung vor fremden religiöſen Überzeugungen wird mehrfach Ausdruck verliehen. Allerdings geht an anderen Stellen wiederum die Feder mit dem Schriftſteller durch. Und es kommt auch darauf an, was man unter Religion verſteht; ſobald Leſer und Schreiber ſich darunter verſchiedenes denken, gibt das zwiſchen ihnen ganz unnötigen Hader. Das, was der Verfaſſer als die „Religion“ angreift

und für überflüssig erklärt, ist, wenn man genau zusieht, nicht die Religion selbst, sondern es sind die Entartungen an den Einzelformen der Religion. Für das Wesen der Religion dürfen wir nur das erklären, was allen Einzelformen gemeinsam ist, was also von ihnen nachbleibt, nachdem alles an ihnen Verschiedene weggenommen worden. So das Wesen der Religion zu erfassen — was nur in abstrakten Begriffen, nicht in anschaulichen Formen möglich ist — hat H. v. Samson nie in seinem Leben versucht. Ihm schwebte als einziges Muster aller Religion immer nur vor ein vom Jahvismus durchsetztes, intolerantes Kirchen- und Dogmenchristentum. Daß überhaupt Entartungen vorkommen, wird jeder Leser gern zugeben, nur schielt er dabei meist auf andere und weist auf den Splitter im fremden Auge. Die Einzelformen der Religion haben Menschen sich zurechtgelegt; ihr Glauben und Kultus sind durch das Medium menschlicher Vernunft hindurchgedrungen. Kein Wunder daher, wenn sie immer noch Spuren von irdischen Bestandteilen an sich tragen, die zum wahren, inneren Wesen der Religion nicht gehören, sondern an ihr als Inquinierungen anzusehen sind. — Der Verfasser tadelt z. B. die Herrschsucht dieser und jener Kirche und die Einmischungen einer Priesterkaste, die sich anmaßt, die alleinige Vermittlung zwischen Mensch und Gott zu übernehmen. Aber auch im Neuen Testament schreibt ja Johannes der Theologe auf Patmos, daß das „himmlische Jerusalem", das Ideal des in der Vision geschauten künftigen Gottesstaates, eine Stadt ohne Kirche sei (Offenb. Johannis 21, 2 und 21, 22); auch nach Apostelgesch. 7, 48 bedarf Gott nicht der Kirche und in Ebräer 8, 11 wird die Priestervermittlung ebenfalls abgelehnt mit den Worten: „Es soll nimmermehr lehren einer seinen Mitbürger und einer seinen Bruder und sagen: lerne den Herrn kennen." Christus ruft „wehe!" darüber, daß durch einen Priesterstand dem Volke „der Schlüssel der Erkenntnis" entzogen wird (Lukas 11, 52).

Wenn der Verfasser an Stelle der gewöhnlich sogenannten religiösen Pflichten nur eigentlich moralische anerkennt, so stimmt er auch hier überein mit dem Neuen Testament, in dem zuerst als einziges Erfordernis zur Erlösung die Lehre aufgestellt wird: „Liebe Gott, deinen Herrn, über alle Dinge und deinen Nächsten als dich selbst"; und wo dann weiter diese in ihrem ersten Teil nicht immer richtig

erfaßte Lehre dahin verdeutlicht wird, daß die Liebe zu Gott in dem Halten ſeiner Gebote beſteht, daß niemand Gott geſehen habe und niemand ihn daher direkt lieben könne, daß vielmehr die einzige Art, wie der Menſch die Liebe zu Gott betätige, in der Liebe zu den Geſchöpfen beſtehe (Römer 13, 8, 9; 1. Johannis 4, 12, 20; 5, 3). So fällt denn auch nach dem Neuen Teſtament die Betätigung der Religion mit der Moral zuſammen.

Im Sinne einer tief erfaßten Religioſität handelt auch der Verfaſſer, wenn er die Schale ſeines überlegenen Spottes über werkheilige Miſſionare ausgießt („Die gelbe Gefahr", S. 279), die (wie E. Faber) auf China zielend, die landläufige Auffaſſung wiederholen: „Ohne die Gewißheit einer künftigen Vergeltung ſowohl des Guten als des Böſen ſei eine tatkräftige Ethik nicht möglich." Denn gerade durch die abſolute Gewißheit künftiger Vergeltung wird jede moraliſche Handlung zu einem ſelbſtſüchtigen Geſchäft erniedrigt; die Religion dagegen verlangt (ebenſo wie der Verfaſſer in ſeiner „Sittlichkeitslehre"), daß wir, wenn wir alles getan haben, ſprechen ſollen: „Wir ſind unnütze Knechte!" In demſelben Sinne höchſter Gewiſſensfreiheit betont auch der Apoſtel Paulus (1. Korinth. 6, 12): „Es iſt mir alles erlaubt, aber es ſoll nichts über mich Gewalt bekommen." Chriſtus warnt davor, gerade jene achtzehn, auf die der Turm von Siloah fiel, für beſondere Sünder zu halten (Lukas 13, 4). Wer auf die Vergeltungslehre, d. h. auf eine Abſchreckungstheorie pocht, für den iſt in Bethlehem niemand geboren; er mag ſich die Weihnachtsfeier erſparen und dem Buche Moſes die alten Worte nachſprechen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Wunde um Wunde, Beule um Beule, Brand um Brand."

Alles in allem genommen können die jetzigen Theologen von Samſons Schriften zum wenigſten dasſelbe ſagen, was die alten Kirchenväter von dem alten „Heiden" Seneca behaupteten, nämlich er ſei „saepe noster".

Nun rühmt aber der Verfaſſer an den Chineſen wiederholt, daß ſie „Diesſeiter" und nicht „Jenſeiter" ſeien, d. h. daß ihre ganze Weltanſchauung und Lebensführung nur auf die diesſeitige Welt, nicht auf etwas Überirdiſches, Überſinnliches Rückſicht nehme, daß ſie vom Jenſeits nichts wiſſen wollen . . . Das iſt natürlich eine eklatante optiſche Täuſchung. Man braucht durchaus nicht vom Jenſeits zu reden, um

ein „Jenſeiter“ zu ſein; man zeigt ſich als ſolcher, wie der Apoſtel Paulus verlangt (1. Korinth. 4, 20), einfach in der Kraft zu Taten. Nur wer die Gewißheit eines Jenſeits in ſich trägt, kann ſo leichten Muts wie die Chineſen ſich freiwillig von dem diesſeitigen Leben trennen. Nicht auf Worte kommt es an, die Frucht iſt es, die den Baum erkennen lehrt; und „die durch Gottes Geiſt getrieben werden, das ſind Gottes Söhne“ (Römer 8, 14). — Der Buddhiſt redet ebenſowenig wie der Anhänger des Konfuzius von der Beſchaffenheit des Jenſeits; er begnügt ſich damit, im Diesſeits ſeinen Weg möglichſt richtig zu finden; zuletzt ſtößt er vertrauensvoll ſeinen Nachen vom diesſeitigen Ufer ab; dann mag er ankommen, wo er wolle. Mehr kann er doch nicht tun, um richtig drüben zu landen; und mehr können wir auch ſchließlich nicht tun. Das moraliſche Verhalten zeigt den Chineſen als Jenſeiter; und der Verfaſſer ſagt ja ſelbſt, der Chineſe trage „ein Ideal der Sittlichkeit in ſeiner Bruſt“; und ferner: „dem Chineſen iſt ſein eigenes Leben der Güter höchſtes nicht; mit Gleichmut gibt er's hin zum Erkaufen der Selbſtändigkeit“.

Auch ein Bericht aus dem Leben des Konfuzius, deſſen Lehre doch ſo wunderbur ſich mit dem ganzen Chineſentum deckt, zeigt dies Vertrauen auf die Unſterblichkeit der Seele. Befragt, ob die Toten wüßten, was unter den Lebenden ſich zutrage oder ob ſie nichts davon wüßten? wich Konfuzius der Beantwortung aus und ſagte: „Wollte ich ſagen, die Toten hätten ein Wiſſen davon, ſo müßte ich befürchten, daß fromme Söhne und folgſame Enkel ihr Leben wegwerfen möchten, um zu den Toten zu gelangen; wollte ich ſagen, die Toten hätten keine Kunde davon, ſo müßte ich befürchten, daß unfromme Söhne ihre Verwandten vernachläſſigen und ſie nicht beerdigen möchten; man ſolle nicht zu wiſſen wünſchen, ob die Toten eine Kunde davon haben oder nicht; man ſei nicht zu haſtig, ſpäter werde man es ſelber erfahren“ („Die gelbe Gefahr“ S. 250). Wo erfährt er es alſo? . . .

„N'est pas soit qui veut,“ ſagt das Sprichwort, und ebenſo iſt auch nicht jeder, der es will, ohne Religion. —

Alle Theologen lehren, obgleich mitunter ziemlich verſtändnislos, daß das bloße Führwahrhalten von Tatſachen noch nicht „Glauben“ iſt und ſagen daher: „in dubiis libertas, in omnibus caritas.“ Dann macht jedoch umgekehrt das bloße Nichtfürwahrhalten, das

bloße Ableugnen von Tatſachen (z. B. das Nichtanerkennen deſſen, der Herr iſt und zu befehlen hat) auch nach dem Neuen Teſtament noch nicht Unglauben aus (wie Matth. 21, 28 f. ausgeführt wird), ſondern erſt gewiſſe Taten. Wer nicht für ſeine Angehörigen ſorgt, der ſoll, wie der Apoſtel lehrt, für einen Ungläubigen gelten (1. Timoth. 5, 8). — Freilich wendet unſer Schriftſteller alle ſeine Sympathie den angeblichen „Diesſeitern“ zu, und will, wo er ſeine Anſicht formuliert, durchaus ſelbſt ein „Diesſeiter“ ſein, wie mancher andere Menſch ein Ordensritter. „Aber der Herr Autor beliebt zu ſcherzen!“ dürfte man ausrufen, wenn die Sache nicht ſo ernſt wäre. Er iſt durch und durch „Jenſeiter“ malgré lui! Auf den Begriffen des Gewiſſens und der ſittlichen Weltordnung, als auf unerſchütterlichen Granitquadern, ruht ja, wie wir ſahen, der Bau ſeiner Weltanſchauung. Und dieſe beiden Grundbegriffe, woher ſtammen ſie? Beim Durchforſchen der ganzen diesſeitigen Wirklichkeit ſtößt der Menſch immer nur auf Geſetze des „Seins“, nicht auf Geſetze des „Sollens“, wie ſie das Gewiſſen verkündet. Wo haben wir alſo das Gewiſſen her, wenn es nicht ein Geſchenk aus einer anderen Welt iſt. Und die „ſittliche Weltordnung“ Samſons iſt ja ein durch und durch metaphyſiſcher Begriff: ſie beſteht in dem Vertrauen auf einen Weltlauf, der in einem guten Sinne feſt geregelt iſt; mancher wird ſagen: ſie iſt nur ein anderer Name für Gott. Sie bedeutet, daß das Diesſeits erſt erklärlich wird als ein Bruchſtück, das ſeine Ergänzung im Jenſeits erwartet. Wenn man hienieden, wo der „Fürſt dieſer Welt“ herrſcht, nur nach dem empiriſchen Lauf der Dinge ſich Begriffe entwickeln wollte, könnte man nie eine „ſittliche Weltordnung“, ſondern viel eher eine „unſittliche Weltunordnung“ finden. Es ſind daher den Werken Samſons geiſtesverwandte Akkorde, die ein Dichter in folgenden ſchlichten Verſen anſchlägt:

Es gibt ein Jenſeits, das herein ins Diesſeits reicht;
Kein Herz iſt, das davon nicht ein Gefühl beſchleicht.
Umſchlungen hält es dich, umrungen und umdrungen;
Du fühlſt, es iſt nicht dir, du ſelbſt biſt ihm entſprungen.
Du weißt nicht, was es iſt, doch hörſt du, daß es ſpricht,
Lieb iſt es und nicht Haß, nicht finſter, ſondern licht.
Es iſt das Wirkliche, das wahrhaft in dir wirkt,
Das Unerklärliche, des Klarheit dich umzirkt.

Der Mangel an Raum verbietet, die übrigen Arbeiten Hermann v. Samſons, die denſelben Zielen dienen und teils ſchon erwähnt wurden, dann auch z. B. die „Religiöſe Liquidation“ (1896) und die „Weſtöſtlichen Kontraſte“ (1897), beſonders zu beſprechen; ſie ſollen indes, ſoweit es möglich iſt, dort berückſichtigt werden, wo es gilt, in allgemeinen Zügen zuſammenfaſſend darzuſtellen, was dieſer hochgeartete und unermüdlich ſtrebende, wenn auch in Einzelheiten nicht immer glücklich äquilibrierte Geiſt gewollt und wozu er ſeine Mitmenſchen anzuregen verſucht hat. Bevor jedoch ein ſolches Fazit aus ſeinem Lebenswerk gezogen wird, werfen wir einen Blick auf die Aufnahme und Anerkennung, die ſein Wirken und ſpeziell ſeine literariſchen Leiſtungen bei uns gefunden haben.

Welch trauriges, nein, welch beſchämendes Bild entrollt ſich da vor unſeren Augen! In fremden Ländern iſt H. v. Samſon wenigſtens mit einigem durchgedrungen: ſeine „Waſſerwirtſchaft“ hat in Deutſchland Aufſehen erregt und Beifall gefunden, wenn ſie auch keine Reformen veranlaßt hat. Seinen „Rhythmik-Studien“ müſſen ſich wohl oder übel alle ſpaniſchen und italieniſchen Philologen fügen; wenn auch das kleinliche „Aber“, das ſie wegen gleichgültiger Einzelheiten erheben, immer wieder an die Worte Feuchterslebens gemahnt:

„Wie doch die Menſchen ſich winden und wehren, —
Um nur das Gute nicht zu verehren!“

Von Samſons „Gelber Gefahr“ hat einer der bedeutendſten Kenner Chinas, Ferdinand v. Richthofen, geäußert, er müſſe allem dort Geſagten durchaus beiſtimmen.

Unterdeſſen aber hat es ſich die baltiſche Tagespreſſe leicht gemacht und iſt teils mit geringſchätzigem Achſelzucken über ſolche „Verirrungen“ wie die „Gelbe Gefahr“ („das Schwärmen für die Chineſen“), teils mit wohlfeilem Spotte darüber zur Tagesordnung übergegangen, daß dort ſo ein Hermann v. Samſon kommt und uns, ja, was denn eigentlich empfiehlt? — „Waſſer, Dung und Chineſentum!“ Und dabei ſcheint er — was das Verdächtigſte iſt — nicht einmal die Politik des Deutſchen Reiches den Chineſen gegenüber gutzuheißen uſw. — Kurz, die, nicht „Anerkennung“, ſondern „Aberkennung“, die viele

Balten in ihrer Tagespreſſe[1]) ihrem großen Landsmanne zollten, fiel ſo aus, daß man ihm die Worte einer livländiſchen Dichterin (Marie v. Bradke) vom Propheten im Vaterlande hätte zurufen mögen:

„Zeig Fremden die raren Blüten auf deinen Beeten!
Zu Hauſe wird man nur immer ihr Untraut jäten!“

Iſt es nicht ein Schauſpiel für die Götter, dieſe Stellungnahme der baltiſchen Tagespreſſe, der ſog. „öffentlichen Meinung“, gegenüber den Leiſtungen eines Hermann v. Samſon! — Hier ein alter Mann, der mit eminenten Fähigkeiten und gründlicher Vorbildung ausgeſtattet, ſchon zwei Menſchenalter zum Ruhme ſeiner Heimat gewirkt hat und der nun nach eingehenden Studien zum Schluſſe ſeines Lebens in einer Reihe gelehrter, ſyſtematiſch ausgearbeiteter, auch ſtiliſtiſch glänzender Werke die Summe ſeines Strebens den Zeitgenoſſen darbot, und der überdies von Gegenſtänden ſprach, die das Wohl und Wehe jedes einzelnen Menſchen angehen, ja, mehr als das: die das zuſammenhängende Wohl und Wehe der geſamten Menſchheit als Einheit betreffen; — und dort ihm gegenüber ein Häuflein teils baltiſcher, teils auch reichsdeutſcher Literatur„größen“; von ihren reſp. Tageblättern angeſtellt, ohne beſondere Sach- und Fachkenntnis das an Büchern zu beſprechen, was gerade vorkommt, was gerade auf dem Redaktionstiſche liegt! Hat keiner von ihnen das italieniſche Sprichwort gekannt: „Scherza coi fanti, ma lascia star i santi“? — Hätten nicht unter ſo bewandten Umſtänden dieſe Herren ſchon durch — ich will nicht ſagen Selbſterkenntnis — aber durch das bloße, fürs Augenmaß gegebene Bewußtſein der Diſtanz, die zwiſchen ihnen und ihrem „Objekt“ lag; der Diſtanz, die das Seichte vom Tiefen trennt, ſich bewogen fühlen müſſen, über Samſons Werke, falls ſie an ihnen keinen Wert entdeckten, bloße Inhaltsangaben zu liefern, nicht aber hochtragende

[1]) Die Tagespreſſe, von der ernſteren, periodiſchen wohl zu unterſcheiden, friſtet ja allenthalben ihr Daſein dadurch, daß ein großer Teil des Publikums das vor allem glaubt leſen zu müſſen, was heute gedruckt worden iſt. — Auch ihr mag übrigens im vorliegenden Falle zur Entſchuldigung gereichen, daß — ob körperlich ob geiſtig — das Große, wie im Raume ſo in der Zeit, bekanntlich nur ſchwer und ſelten aus nächſter Nähe als ſolches erkannt wird.

Kritiken? Hätte nicht, bevor ſie über Samſons Panazee, „Waſſer, Dung und Chineſentum“ ihre Gaſſenwitze machten — ein gewiſſes Gefühl, ein innerer Maßſtab für geiſtige Größenunterſchiede ſie warnen müſſen? Und wenn das alles nicht — hat denn nicht ſchlichtweg die Ehrfurcht ihnen „Halt“ zugerufen, jene „Verecundia“, die nach Schopenhauers Ausſpruch den Indogermanen von dem Juden unterſcheidet? Perſonifiziert gedacht iſt dieſer innere Mahnruf die Stimme des Odyſſeus in der Ilias, dort, wo er dem Therſites zuruft: „Du ſollſt ſchweigen, wann die Könige reden.“ — Nun, über ſolche Anwandlungen und Reſte menſchlicher Schwäche hilft manchem Helden der Zeitungspreſſe — und zwar nicht nur bei uns — ſeine Anonymität am leichteſten hinweg; pagina non erubescit!

Hält man dahingegen weitere Umſchau und fragt allgemeiner nach den Gründen, die auch ſonſt das Publikum bewogen, nicht ſelten ſich Samſons literariſchen Verdienſten gegenüber ablehnend zu verhalten; — dann bleibt das Verhältnis nicht mehr ſo einfach, und man wird einräumen, daß die Gründe der Sprödigkeit im Anerkennen nicht immer unberechtigte waren. Da ſind zuvörderſt die ſchon oben berührten, vom Schriftſteller ſelbſt mit Bedauern hervorgehobenen „Exzeſſe“, alſo Gleichgewichtsſtörungen ſeines angeborenen Temperaments. Die Exzeſſe beſtanden eben darin, worin ſie immer beſtehen — daß nicht zur rechten Zeit und am rechten Ort Maß gehalten wurde. Das Maßhalten zur rechten Zeit vermißt man dort, wo Samſon ſich mit ermüdender Genauigkeit in Einzelheiten verliert, die zwar nicht vom eigentlichen Thema der betreffenden Arbeit ablenken, aber zur Erreichung des Zieles, dem der Leſer zuſtrebt, auch nicht gerade nötig ſind; dahin gehören einige Exkurſe in den „Rhythmik-Studien“ und in der „Waſſerwirtſchaft“. Am ermüdendſten wird dieſer Aufenthalt bei detaillierten Kritiken ſolcher gegneriſcher Anſichten, die der Leſer ohnedies nicht der eingehenden Beachtung für würdig hält (z. B. in „Erbſegen und Erbſünde“, 1895). Das Maßhalten am rechten Orte fehlt dort, wo Samſon ſich von ſeiner Neigung hinreißen läßt, auch das in ſpottender Weiſe herabzuſetzen, was, obzwar in ſeinen Augen wertlos, doch für viele andere Menſchen als Quelle idealen Strebens einen überaus hohen Gefühlswert hat, alſo keinen Spott verdient. Ein Beiſpiel für einen derartigen Lapſus bietet z. B. in der „Waſſerwirtſchaft“ die Be-

urteilung der polyneſiſchen Religion (Seite 76—78). So ſelten auch ſolche unerquickliche Stellen bei Samſon vorkommen: er erkannte an ſich den Hang zu dieſen Verſtößen und verurteilte ihn rückhaltslos. Er ſchreibt darüber in einem Brief an einen Bekannten, er ſei einſt während ſeines Aufenthalts in St. Petersburg wohlverdientermaßen wegen ſeiner „böſen Zunge“ von ſeinem Onkel Böthlingk getadelt worden und ſei ihm immer dankbar dafür. Ja, es läßt ſich noch mehr nachweiſen: Aus dem Zuſtande der alten Manuſkripte von Samſons größeren Werken (ſoweit ſie dem Schreiber dieſer Zeilen vorliegen) iſt zu ſehen, daß dieſe Stellen, die man „Exzeſſe“ nennen und wegwünſchen möchte, als Ergänzungen, am Rande, auf der Rückſeite der Blätter, oder auf beſonderen, angeklebten oder loſen Blättchen von anderem Papier mit eiliger Handſchrift, bisweilen auch mit anderer Tinte geſchrieben worden, alſo wahrſcheinlich nicht während der gelaſſenen Ausarbeitung des Ganzen entſtanden, ſondern ſpäter, während des Druckes oder gar bei der Korrektur von dem impulſiven Verfaſſer hinzugefügt worden ſind. In der Kunſt des Laufens iſt eben immer das Schwierigſte das Stilleſtehen.

Ein anderer Grund dafür, daß viele den Leiſtungen Samſons ihre Sympathie entzogen, iſt auch ſchon früher von uns genannt und beurteilt worden: es iſt die, ohngeachtet ſeiner tief ſittlich-religiöſen Weltanſchauung, oft ſich äußernde Unfähigkeit, den Wert der Religion, unabhängig von den einzelnen Formen, in die ſie ſich kleidet, anzuerkennen. Samſon klebte bis zuletzt an den beſonderen Formen der Religionen; genau ebenſo wie ſeine Gegner, die berufenen Vertreter der Kirchenreligion, welche ſprechen: aus deinen Worten — alſo nicht aus deinen Abſichten und Taten — ſollſt du gerechtfertiget werden, und aus deinen Worten ſollſt du verdammet werden. — Darum verſuchten etwelche dieſer Herren nach der bei literariſchen Kontroverſen beliebten Manier dem alten „Ritter vom Geiſte“ Fallen zu ſtellen, um ihn als „Ungläubigen“ bei den Leſerinnen und Leſern zu diskreditieren: auf ſeine intereſſanten und inhaltvollen Ausführungen antworteten ſie mit ſonſt ziemlich leeren Worten, machten indeſſen denunziatoriſche Andeutungen: es ſtehe da etwas — man wiſſe nicht wie? Samſon ſolle doch damit herausrücken, was er denn eigentlich glaube! Samſon aber ging nie aufs Glatteis; ſtatt ſich zu dogmatiſchen Äußerungen verlocken zu laſſen,

verwies er auf die weitherzige Moral Chriſti und auf Kants Antinomien. Das war dann wieder peinlich für diejenigen, die dieſe Moral nicht befolgten und von den Antinomien nichts verſtanden. — Das wären übrigens alles nur Kleinigkeiten, wenn man das Lebenswerk Samſons als Ganzes betrachtet und fragt, weshalb es beim Publikum keine beſſere, freudigere Aufnahme gefunden hat? Dies Verhalten iſt auf ganz andere, viel tiefer liegende Hemmniſſe zurückzuführen; und wir wagen die Gründe dafür folgendermaßen zu formulieren.

Samſon war in der Geſamtauffaſſung des Menſchenlebens, ſeiner Bewertung, ſeiner Ziele und der Mittel zur Erreichung dieſer Ziele (zum mindeſten nach einer gewiſſen Seite hin) ſeinen Zeitgenoſſen um einige Jahrhunderte voraus; und da er nun von der Richtigkeit ſeines ſtetig und gründlich herausgearbeiteten Syſtems durchdrungen war und ſich keiner Autorität fügte, ſo ſchwamm er gegen den Strom: was immer ein ſchwieriges und undankbares Unternehmen geweſen iſt. Doch noch mehr. Samſon begnügte ſich nicht damit, bloß in einzelnen Stücken zu belehren; *einzelne* politiſche oder philoſophiſche Richtungen anzugreifen; das alles hätte man immer noch verziehen: Kritiken lieſt man mit dem erhebenden Gefühl der eigenen Überlegenheit und dem Aufbau unſchuldiger Theorien ſieht man ſogar mit Intereſſe zu. Nein! Samſon ſtrebte ernſtlich danach, eine Reform des wirklichen, praktiſchen Lebens der Menſchen zuſtande zu bringen, und ſo konnte man ihm das hübſche Epitheton des „Weltverbeſſerers“ anheften. Wie ſtellt ſich nun die moderne Menſchheit zu ſolchen mahnenden Forderungen? Hier fallen uns die Worte Goethes ein: „Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen; ein Werdender wird immer dankbar ſein.“ Darum begrüßt man wohlwollend die literariſchen Arbeiten über das, worin man ſelbſt noch nicht gearbeitet hat; beſonders die beliebten hiſtoriſchen Leiſtungen; ſie tun niemandem weh. Aber über die geſamte Richtung des Weltlaufs, über den unaufhaltſamen Triumphzug des Kulturfortſchritts der Menſchheit und zwar in derſelben Richtung, in der wir's ſchon jetzt „ſo herrlich weit gebracht“ haben: — darüber glaubt faſt jeder ſchon „fertig zu ſein“ und ſieht mißmutig den an, der ihm da dreinredet und zeigen will, daß er auf dem Holzwege iſt. Weil alſo am letzten Ende Samſons mahnende Stimme nichts Geringeres als eine Rich-

tungsänderung im Gange der Kulturentfaltung und zu dieſem Zwecke notwendig eine Umwandlung der Willensrichtung von den Menſchen verlangte, weil ſie alſo viel weniger das Seiende als das Seinſollende betonte — deshalb blieb ſie die Stimme eines Predigers in der Wüſte; denn eben das Seinſollende laſſen die Menſchen ſich ungern vorhalten.

Worin beſtand nun Samſons radikal abweichende Auffaſſung des Kulturproblems und ſeiner Löſung? — Mit ſeinen eigenen Worten haben wir oben die falſche Richtung in der Entwicklungstendenz der meiſten Völker und das daraus entſtehende menſchliche Elend charakteriſiert. Daß die Welt im argen liegt, wird ja eigentlich auch ſonſt nicht bezweifelt: drückende Not und prunkender Luxus gehen Hand in Hand; die Kulturvölker Europas ſind längſt nicht mehr imſtande, von ihrem eigenen Boden das Korn und das Fleiſch zu gewinnen, das den täglichen Hunger ſtillt. Iſt das Volksgeſundheit? Unfriede im Innern: Klaſſenkämpfe und Parteizwiſt; Kriege nach außen abſorbieren den beſten Teil der Kräfte. Iſt das ein normaler Zuſtand? Und welcher Zukunft gehen unſere Nachkommen entgegen, daß wir das Recht hätten, unſer Ohr der Stimme des weitblickenden Menſchenfreundes zu verſchließen? Wenn darauf nun Samſon das Unglück im *Unfrieden* und der *Genußſucht*, den Weg zum Glück im Entgegengeſetzten, in der Friedfertigkeit und Arbeitſamkeit ſieht, ſo ſcheint auch das noch nichts als eine ganz ſpießbürgerliche Predigt zu ſein und nur die Klagen und Mahnungen zu wiederholen, die täglich in der wohlgeſinnten Tagespreſſe ſtehen. Doch fragen wir uns, tiefer dringend, was denn das heißt, daß *erſtens* der heutige Kulturmenſch meiſt ſein Glück im *Genuſſe* ſucht; daß *zweitens* er das nicht ſoll, und daß *drittens* er das Glück in der Arbeit, d. h. in ſeiner Tätigkeit, im *Streben* ſuchen ſoll? Es bedeutet *erſtens*, daß der Menſch ſein Glück in der Luſt, in *Gefühlen*, und, da ein Gefühl bald abſtumpft, in dem Wechſel ſtarker Gefühle ſucht. Es bedeutet, daß ſeine Tätigkeit, ſeine Arbeit, nicht, wie ſie ſollte, *ihren Lohn in ſich ſelbſt trägt*; meiſt nicht ihr Ziel, das Produkt der Arbeit kennt, verſteht und billigt, ſondern daß ſeine Arbeit ohne Luſt und widerwillig ausgeführt wird, um Geld zu kriegen, d. h. um ein totes Wertzeichen zu erlangen, das ſich in die gewünſchten Gefühle umſetzen läßt. Es be-

deutet zweitens, daß, da auf dieſe Weiſe für die überwiegende Mehrzahl der Menſchen der ganze Wert des Lebens in zu erlangenden Gefühlen beſteht und mit ihrer Stärke ſteigt und fällt — kein Wert am Leben nachbleibt, als der, den Sardanapal, in ſeiner bekannten Deviſe, an ihm fand: die Orgie der Sinne. Man erkenne deutlich, daß die moderne Menſchheit, die ſich in Gefühlen verausgabt, dieſem Ziele zutreibt. Es bedeutet drittens, daß nur in unentwegtem, tatkräftigem Streben, d. h. im Arbeiten nach einem Ziele zu, das unſere ſittliche Billigung erlangt hat, nicht aber in Gefühlen unſer wirkliches Glück liegt. Denn ſobald der Menſch nach gar keinen Luſtgefühlen als Lohn für ſeine Leiſtung verlangt, iſt er in reinem Friedensglück ſchon auf Erden ſelig, und auch die Frage nach dem Jenſeits verliert alle Schrecken, da er ſich ja auch für das Jenſeits nie hat Luſtgefühle erkaufen wollen. — Dieſe beiden Grundtypen zeigt, ſelten rein, meiſt in bunten Miſchformen, die ganze große Menſchheit: den immer mehr erſtarkenden Mann der Tat und den immer mehr erſchlaffenden Mann des Gefühls.

Damit nun das, was ſich aus ſolchen Gedanken folgerichtig für die geforderten ſozialen Beziehungen und die geſamte Lebensordnung der Menſchen ergibt, nicht ein windiger Idealſtaat in Wolkenkuckucksheim bleibe, hat Samſon erſtens in der „Waſſerwirtſchaft" darauf hingewieſen, daß ſeine Reform im Bereiche der Möglichkeit liege, daß es eine dauernde Abhilfe gibt gegen das drohende Geſpenſt des vor uns zähnefletſchenden Hungers, daß es ein Mittel gibt, um die Menſchheit in einiger, friedlicher, ineinandergreifender Arbeit klar bewußten Zielen entgegenzuführen. Das iſt eine Arbeit, die keine Drohnen, keine Schmarotzer, keine Götzendiener der Luſt mehr aufkommen läßt: „Verpraſſen ſoll nicht der faule Bauch, was fleißige Hände erwarben." Allein Samſon hat noch mehr getan; er hat zweitens ein Beiſpiel gefunden und an dem Volke der Chineſen gezeigt, daß ſein ſoziales Zukunftsideal bis zu einem gewiſſen Grade bereits auf Erden verwirklicht worden iſt, alſo doch wohl für die übrigen Menſchen ebenfalls möglich ſein muß. — Dies Volk, das ſeit etwa 5000 Jahren ſich ſeine politiſche und ſoziale Selbſtändigkeit bewahrt hat, bei dem es nie Sklaven und nie Kaſtenunterſchiede gegeben hat, beſitzt eine Arbeitsluſt, eine Ausdauer und eine phyſiſche Arbeitstüchtigkeit, die der Europäer,

wenn man ihm davon erzählt, einfach für unmöglich hält. Kein Wunder, daß der Europeär auch ſonſt den Chineſen nicht verſteht, z. B. in ſeinen ſozialen Zuſtänden, wo es (von den „europäiſierten“ Hafenſtädten abgeſehen) faſt gar keine Richter, faſt gar keine Advokaten und auch faſt gar keine Verbrechen gibt; in ſeiner Poeſie, in der meiſt nur dauernde Zuſtände und nicht Gefühlskataſtrophen beſungen werden. Lohnte es nicht der Mühe, den kulturſtolzen Europäer auf ein ſolches Volk, das in gewiſſem Grade das Ideal der Arbeit und des Friedens verwirklicht hat, hinzuweiſen? hinzuweiſen, damit er ſich daran ein Beiſpiel nehme; hinzuweiſen, wie man auf eine erfriſchende Oaſe in der Wüſte hinweiſt. Aber was hilft's? der Europäer bleibt dennoch mit verſtändnisloſem Geſichte vor dem Chineſen ſtehen: Das ſoll ein Ideal ſein? „Haben wir nicht alle die Kulturfortſchritte, die Kriegswerkzeuge, die Wiſſenſchaften und Künſte, die Erfindungen und Entdeckungen? Und was hat eigentlich der Chineſe bei ſeinem raſtlos krabbelnden Fleiße von ſeinem ganzen Leben?“ — Da ſieht man's, weshalb ſie einander nicht verſtehen können! Was der Europäer da als unendlich wertvoll aufgezählt hat, dient, nachdem es einmal da iſt, doch größtenteils lediglich der Vermehrung und Spannung der Gefühle. Aus ihm ſpricht ſchon wieder der Sardanapal: er will, abgeſehen davon, daß er das Leben ſelbſt gehabt, noch „was vom Leben haben“, ſich eine Portion Luſt einkaufen; dann lohnt es erſt für ihn zu leben und gelebt zu haben. Stagnierende Gefühle beenden das Streben, wie das Gelage den Arbeitstag; und ähnlich denkt er ſich das Jenſeits. Fehlt's an den vorgeſtellten Genüſſen, die „das Leben menſchenwürdig machen“, ſo klagt er gleich jammervoll mit Fauſt: „Entbehren ſollſt du! ſollſt entbehren!“ — — Du Eintagsfliege! ahnſt du denn nicht, daß das Glück im beſtändigen, ſelbſtvergeſſenen, pflichtgemäßen Wollen den Menſchen unendlich hoch über alles das hinaushebt, was der ſublimſte Kitzel der Gefühle ihm je bieten könnte! — —

Iſt der Kontraſt von Weſt und Oſt ungefähr ſo beſchaffen, wie wir ihn hier zu ſkizzieren unternommen haben, ſo wird wohl auch nur der Europäer die innere Umkehr durchmachen, von den Chineſen lernen und ſie dann als vorbildlich ſeinen Landsleuten empfehlen, dem die gütige Vorſehung ausnahmsweiſe ein annähernd ebenſogroßes Quantum an friedlichem, menſchenfreundlichem Arbeitstriebe und Schaffenseifer

verliehen hat wie ihnen; der ebenſo das Glück in ſelbſtgewählter Arbeit aus eigener Erfahrung kennt; und nur dort, wo ein ſolcher Menſch ihm ähnlich beanlagte Menſchen vorfindet: nur dort darf er auf verſtändnisvolle Aufnahme ſeiner Ideen, Pläne und Reformvorſchläge rechnen; nur dort wird er mit Erfolg ſeine Miſſion vorbringen; nur dort wird Samſon zum Erzieher. Was die Aufnahme bei den übrigen Zeitgenoſſen betrifft: — die merkten ſo wenig wie die Nachbarn von Philemon und Baucis, welcher Gaſt bei ihnen einkehren wollte.

Gregor von Helmersen.[1])

1803—1885.

Ein Gedenkblatt

von

Hermann von Samson-Himmelstjerna.

Am 29. des gegenwärtigen Septembermonats haben wir in warmer Erinnerung der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages eines Mannes zu gedenken, der unter den Söhnen dieser Lande zu den Hervorragendsten gehört hat; — hervorragend nicht nur durch reiche Gaben des Geistes und Gemüts, die ihm von gütiger Schickung in die Wiege gelegt waren und mit denen er nicht nur zu seiner eigenen, vielmehr zu unser aller Bereicherung zu wuchern gewußt hat — sondern hervorragender noch als einer der Besten aller Zeiten und Länder durch das, was zu unserer Nachahmung er an innerer Güte während seines Lebens *aus sich selbst* erworben hat, aus eigener Kraft, aus jener inneren Quelle, die uns allen zugänglich ist, sobald wir sie, gleich ihm, gebührend beachten und gebrauchen wollen. Denn gar viele, heißt es, sind „berufen": gar viele betreten mit reicher Ausstattung des Lebens Bahn; doch wie wenige unter den vielen gelten schließlich als „Auserwählte"; wie wenige gelangten ans Ziel, nicht wie der „verlorene Sohn", sondern als *Unverarmte* — als mit *Hinzuerworbenem* Beladene: mit reichen unvergänglichen Schätzen, deren die Nachwelt sich erfreuen soll. — Zu diesen Wenigen, die also erworbene Schätze hinterlassen haben,

---

[1]) Aus der Balt. Monatsschr. 1903, Heft 9.

hat Gregor von Helmersen gehört. Seine Erlebnisse zu verfolgen, hat nicht sowohl dienen sollen, des Heimgegangenen, des Unvergeßlichen Andenken aufzufrischen und zu feiern, sondern soll vielmehr zu unserer eigenen ernsten Belehrung dienen, wofern auch wir danach streben, daß man uns dereinst zu den „Auserwählten" zähle.

* * *

Die nachfolgende Notiz kann, bei ihrer notwendigen Kürze, vom äußeren Lebensgange nur knappe Umrisse bieten; nur andeuten kann sie, wie reiche Hinterlassenschaft uns daraus verblieben ist. Was aber die viel wichtigeren inneren Erlebnisse des Heimgegangenen betrifft, so wird ihrer eingehenden Darstellung noch durch andere Umstände als durch die vorgeschriebene Kürze dieser Notiz das Gebot diskretester Zurückhaltung auferlegt. All das „Intime", wodurch des Mannes wahrer innerer Wert sich kennzeichnen würde, öffentlich zu zergliedern, verbietet sich von selbst, aus zwiefacher Rücksicht.

Zunächst ist es die dem Dahingegangenen eigene „vornehme" Gesinnung, die zu sprechen pflegt: odi profanum vulgus et arceo; — und die der großen Menge keinen Einblick in die Tiefen des Innenlebens gewähren mag; die es verschmäht, auf offenem Markte, vor aller Welt Augen, ihre Reichtümer auszubreiten; die im voraus weiß, daß dafür unter der Menge kein Verständnis sich fände. Dieser vornehmen Gesinnung muß, allen Verehrern des Verschiedenen gegenüber, pietätvoll Rechnung getragen werden.

Sodann ist es ganz besonders eines der wichtigsten Gebiete dieses mühe- und schmerzvollen und gerade darum so reichen Innenlebens, das sich öffentlicher Besprechung fast gänzlich entzieht und nur in knappester Andeutung berührt werden darf; denn es betrifft gewisse, äußerst schwere häusliche Verhältnisse, die freilich ihrer Zeit in weiten Kreisen nicht unbekannt waren, aber doch der Öffentlichkeit nicht angehören. Und doch dürfen sie hier nicht ganz übergangen werden; denn mancher irrtümlichen Auffassung unterzogen, sind sie gar geeignet gewesen, die hohe moralische Größe des Dahingeschiedenen zu verschleiern; und diese — und damit ihre ganze lehrhafte Erscheinung — tritt erst dann in ihrem hellstrahlenden Glanze hervor, wenn jene, damals wohl kaum vermeidlichen Irrtümer zurechtgestellt werden.

* * *

Über Gregor v. Helmersens Jugendjahre und über seinen Bildungsgang gibt das nachstehende Bruchstück einer Selbstbiographie um so willkommenere Auskunft, als daraus auch ein lebendiges Bild der damaligen Zeitverhältnisse uns entgegentritt.

„Kerimois,[1]) im Sommer 1884."

„Am 29. September 1803 wurde ich in Livland, auf dem Gute meines Vaters (Duckershof im Kirchspiel Camby, unweit Dorpats) geboren. Mein Vater, Peter Bernhard v. Helmersen, war der Sohn des in Arensburg verstorbenen Statthalters von Ösel, Friedrich v. Helmersen; meine Mutter eine geborene v. Sivers, mit Namen Auguste Sophie, eine Tochter des Hofrats Karl v. Sivers, der in seinen jüngeren Jahren in Frankreich als Offizier in dem Regimente Deuxponts gedient hatte.

Mein Vater hatte seine Erziehung in St. Petersburg zur Zeit der Kaiserin Katharina im ersten Kadettenkorps erhalten, dessen Direktor damals der Herzog von Anhalt war, und wurde als Artillerieoffizier entlassen, blieb aber nur kurze Zeit im Dienst und ließ sich auf dem väterlichen Gute Duckershof nieder und verheiratete sich in seinem 20. Lebensjahre. Meine Eltern erlebten noch den 66. Hochzeitstag. Duckershof ist kein großer Besitz. Es traten in jener Zeit vier Jahre nacheinander in Livland Mißernten und infolgedessen Hungersnot ein. Die Bauern und deren Kinder und Angehörige wurden in diesen Jahren von der Herrschaft ernährt. Man war gezwungen, Fuhren nach Riga zu senden, um Korn zu holen. Die Ausgaben waren übergroß. Auf dem Gute meiner Eltern kam niemand vor Hunger um, aber die Geldmittel waren völlig erschöpft und mein Vater genötigt, sein Gut zu verkaufen und zwar für die Summe von wenig mehr als 3000 Rbl. S., was damals freilich etwa viermal soviel als gegenwärtig war. Auch war der Wert der Güter zu jenen Zeiten ein sehr geringer.

Meine Eltern zogen 1806 nach Petersburg, wo mein Vater bald darauf eine Anstellung in dem bei dem Justizministerium errichteten Livländischen Komitee erhielt. Bis in mein sechstes Lebensjahr war ich ein schwächliches, kränkliches Kind, konnte nur wenig gehen. Wieder-

[1]) 16 Werst s.-w. von Dorpat.

holte kalte Seebäder am Strande Eſtlands, an den meine Mutter mich brachte, ſtärkten meine Kräfte. Ich erinnere mich noch jetzt, welchen großen Eindruck der Anblick des Meeres auf mich machte; er iſt mir für immer geblieben und Seereiſen gehören zu meinen liebſten Erinnerungen, um ſo mehr, als ich nie von der Seekrankheit zu leiden gehabt und mich auf dem Meere, auch bei dem Toben wütender Stürme, ſtets ſehr wohl befunden habe.

Den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben erhielt ich von meiner Mutter. Ich erlernte beides mit vieler Mühe und langſam, ermüdete ſehr bald, weil mein Körper noch immer nicht gefeſtigt war und das Lernen ihn ſehr anſtrengte. Ich zog mir manchen Verweis für meine Trägheit zu. Die Einſamkeit war mir angenehm und ich mied gern lärmende Spiele und Beluſtigungen anderer Kinder. Zu meinen Lieblingsbeſchäftigungen gehörte ſchon damals das Zeichnen; ich war etwa ſieben Jahre alt, als ich meine Großmutter väterlicherſeits (eine Hagemeiſter) in ganzer Figur und ſo ähnlich nach der Natur zeichnete, daß alle darin die Abgebildete erkannten.

Aus Dresden war damals ein ausgezeichneter Porträtmaler, namens Ecks, nach St. Petersburg gekommen und wohnte in demſelben Hauſe, in das meine Eltern gezogen waren. Sein Arbeitszimmer ſtieß unmittelbar an unſere Wohnung. Ecks wurde bald ein Freund unſeres Hauſes, und wir Knaben, meine beiden Brüder Alexander und Paul und ich hatten zu jeder Zeit Zutritt zu des Malers Atelier. Mit Bewunderung und Freude ſah ich ſtundenlang ſeine ſchönen Miniaturbilder an und verſuchte dann auch mit Farben Menſchen und Tiergeſtalten auf Papier zu bringen.

Im Jahre 1811 gründete Johann v. Muralt, der Paſtor der deutſchen Reformierten Gemeinde zu St. Petersburg, eine private Knabenſchule. Muralt war in ſeinem Geburtslande, in der Schweiz, elf Jahre lang Lehrer in Peſtalozzis berühmter Anſtalt geweſen und hatte ſich zu einem hervorragenden Pädagogen ausgebildet. Meine Eltern, die Muralt bald kennen gelernt hatten, gaben zuerſt meinen zweiten Bruder Paul und bald darauf auch mich, einen achtjährigen Knaben, in die neugegründete Schule, die ſich in der großen Stallhofſtraße im Hauſe der Reformierten Kirche befand. Ich mußte ein kleines Tentamen bei dem Eintritte beſtehen. Als der Zeichenlehrer erfahren

hatte, daß ich zu zeichnen verſtehe, gab er mir eine Schiefertafel und Griffel und forderte mich auf, meine Kunſt zu zeigen. Ich zeichnete Arabesken und eine Art von Holzgerüſt, beides nicht nach der Natur, ſondern aus der Phantaſie, und erhielt ein lobendes Urteil. Dieſer Zeichenlehrer, namens Miville, aus Baſel gebürtig, war ein talentvoller Landſchaftsmaler, bei dem wir Schüler bald Fortſchritte machten. Mivilles Atelier ſtand uns offen, und ich habe es oft und mit großem Genuſſe beſucht und den Maler bei ſeiner Arbeit geſehen.

Als ich in die Schule eintrat, waren nur elf Schüler in derſelben. Aber durch den guten Ruf, den Muralt mitbrachte, wurde der Andrang an ſeine Schule bald ſo groß, daß das ſehr beſchränkte Lokal im Kirchenhauſe nicht mehr zur Aufnahme der Angemeldeten genügte. Muralt zog es vor, die Schule aus dem Zentrum der geräuſchvollen und für die Jugend ſo gefährlichen Stadt in eine ruhigere Gegend zu verlegen, und wählte den Stadtteil Waſſili-Oſtrow, in dem er ein großes Haus mit einem Garten und den nötigen Wirtſchaftsgebäuden gemietet hatte.

In dem Garten des Schulhauſes konnten wir uns nun in den Zwiſchenſtunden frei bewegen und in der freien Zeit nach Belieben tummeln. Im Sommer wurde abends das Smolensker Feld, das damals noch ganz unbebaut war, beſucht und auf demſelben allerlei Spiele geſpielt, die unſere Lehrer uns lehrten und an denen Muralt ſelber bisweilen teilnahm. Zu den beliebteſten Spielen gehörte au barre und das Ballſpiel. An heißen Tagen wurden wir an die Mündung des Newaſtromes, in den ſogenannten Galeerenhafen geführt, um hier zu baden. Soviel von der Sorge um unſere körperliche Ausbildung.

Muralt war der erſte, der in Petersburg ſeinen Zöglingen Anſchauungsunterricht erteilen ließ. Die Naturgegenſtände, von denen bei dem Unterricht die Rede war, wurden uns, ſoweit dies möglich war, in natura oder in guten Abbildungen vorgezeigt. Um uns den Bau des Auges deutlich zu machen, ſezierte der Lehrer, Herr Radloff, vor uns ein Ochſenauge. Die Anatomie der Pflanzen lernten wir aus lebenden Gewächſen, und auf Spaziergängen ſammelten wir uns kleine Herbarien. Der Unterricht war dadurch belebt und wir lernten die Naturgeſchichte mit Vergnügen und Eifer. Ich erinnere mich, bei meinem Kandidatenexamen in Dorpat eine Frage aus dem Vorrat be-

antwortet zu haben, den ich nur in Muralts Schule erworben hatte. Ich zog bei dem Examen eine Frage über die Schlangen. Da ich bei der Vorbereitung zum Examen dieſes Thema nicht ſpeziell berührt hatte, kam es mir ſehr zuſtatten, daß ich noch im Gedächtnis hatte, was ich von der Schule her wußte, und ich konnte dem examinierenden Profeſſor unter anderem ſagen, daß die Zähne der Schlangen hohl ſind und daß bei dem Biſſe das Gift aus den Drüſen durch die Zähne in das gebiſſene Geſchöpf ſtrömt. — Der Unterricht im Zeichnen wurde nicht nach Vorlegeblättern, ſondern nach verſchiedenen, aus Holz oder Gips hergeſtellten Gegenſtänden: Kugeln, Würfel, Pyramiden, Säulen, Bögen uſw. erteilt, und wenn wir ins Freie kamen, leitete Miville uns an, Gewächſe, Bäume, Hügel nach der Natur zu zeichnen. — Im Beginn jeden Sommers wurde mitten im Kurſus der Schule eine Fußreiſe nach Murino oder Tokſowa gemacht, nordöſtlich von Petersburg in der Nähe der finnländiſchen Grenze. Hier verweilte man einige Tage in den dazu gemieteten Bauerhäuſern und kehrte erfriſcht und mit Herbarien, Zeichnungen und mit frohem Mute an die Schularbeit zurück.

In der oberen Klaſſe wurde Latein und Griechiſch gelehrt. Dieſe Sprachen waren für uns aber keine toten. Damals erſchienen ſchon einige Prachtwerke über das ausgegrabene Pompeji und Herkulanum und Flaxmanns Umriſſe zur Odyſſee und Iliade waren auch ſchon da. Sie wurden ſofort angeſchafft und uns zur Anſchauung gegeben. Wir wurden in das Leben der alten Römer und Griechen eingeführt und laſen ihre Werke mit Intereſſe. — Der Unterricht in der Geographie war ein vorzüglicher. Wir erhielten durch unſeren Lehrer Radloff, durch die Anſchauung der beſten Karten und Globen eine ſo richtige Vorſtellung von der Geſtalt der Erde, der Verteilung von Feſtland und Meer, von den Konturen der Kontinente und der großen Inſeln, daß wir nach einiger Übung, zu der wir angehalten wurden, die Kontinente und Inſeln mit den hauptſächlichſten Details an Gebirgen, Binnenſeen und Binnenmeeren und Hauptflüſſen ſamt deren Flußſyſtemen mit Leichtigkeit und ziemlich richtig aus dem Gedächtnis zeichnen konnten. Die Geographie Europas wurde ſehr ausführlich gelehrt, und was uns dabei beſonders intereſſierte, war, daß an die Schilderung der geographiſchen Verhältniſſe ſtets auch hiſtoriſche geknüpft wurden. —

Die Anzahl der Schüler wuchs mit jedem Halbjahr und bald wurde das obenerwähnte Haus für die Aufnahme der Neueintretenden zu enge. Die Schule siedelte in die 10. Linie von Wassili-Ostrow über in ein großes zweistöckiges Haus, das dem französischen Kaufmann Beaupré gehörte. Jetzt steht auf diesem Platze das Patriotische Institut. Auch hier war ein großer Garten, in dem wir unser Wesen frei und ungehindert treiben konnten, da wir nur von einem Lehrer oder sogenannten Gouverneur begleitet oder beobachtet wurden.

So waren drei bis vier Jahre vergangen; die Schule war in den weitesten und höchsten Kreisen bekannt geworden, ohne daß Pastor Muralt die Kenntnisse seiner Zöglinge dem Publikum in einem öffentlichen Examen gezeigt hätte. Solche Examina aber waren in allen Lehranstalten Petersburgs, privaten und Regierungsschulen, damals üblich und obligatorisch. Muralt mochte solche Prüfungen nicht, weil er sehr wohl wußte, daß die Schüler zu ihnen vorbereitet wurden, konnte aber dem Drängen der Eltern und anderer, darunter sehr einflußreicher Personen, nicht widerstehen. An einem schönen Tage versammelte er alle seine Schüler und sagte ihnen: Übermorgen um zehn Uhr kommt in euren besten Kleidern zur Schule, ihr werdet öffentlich examiniert werden. Da war nun von Vorbereiten keine Rede. Der Saal war von Gästen gedrängt voll. Den Anwesenden wurden Lehrprogramme verteilt und Muralt forderte die Anwesenden auf, uns nach Belieben Fragen aus dem Programm vorzulegen. Wir antworteten mit großer Unbefangenheit und erfuhren später, daß das Examen brillant ausgefallen war. Meines Wissens hat eine solche öffentliche Prüfung nicht wieder stattgefunden. Auch private Examina am Schlusse eines Lehrkursus fanden nicht statt, sondern die Versetzung in eine höhere Klasse oder die Erteilung einer Prämie geschah auf die Atteste der Lehrer. Von Zeit zu Zeit besuchte Muralt die Zöglinge während des Unterrichts und stellte in Gegenwart der Lehrer Prüfungen an. Bei dem öffentlichen Examen waren auch unsere Zeichnungen zur Ansicht ausgestellt und wurden von den Anwesenden mit Befriedigung betrachtet. Leider verließ uns unser trefflicher und uns sehr sympathischer Lehrer Miville und suchte in seiner Heimat, der Schweiz, Heilung von einer Gemütskrankheit, die ihn in Petersburg befallen hatte. Wir freuten uns zu hören, daß er nach einiger Zeit gesund

geworden war, ſahen ihn aber nimmer wieder. Sein Nachfolger Kahl, ein Zögling der Akademie der Künſte in St. Petersburg, wurde des geiſt- und talentvollen Miville Nachfolger. Ich habe noch zu erwähnen, daß wir auch im Geſange ſehr gründlichen Unterricht erhielten und allmählich ſo weit gebracht wurden, daß wir mit dem Beiſtande von zweien unſerer Lehrer, die die Baß- und Tenorſtimmen übernahmen, große Geſangſtücke aufführen konnten. — Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß wir am Montag morgen und nach den Ferien mit Freuden wieder in die geliebte Schule kamen, in welcher Muralt uns vor allen Dingen zu beten, zu gehorchen und zu arbeiten lehrte.

Im Jahre 1818 trat ich aus der Schule aus und wurde von meinen Eltern nach Dorpat geſchickt, um daſelbſt im Gymnaſium meine weitere Ausbildung zu erhalten. Ich war 15 Jahre alt, trat, nach einem kurzen Examen aus der Mathematik und dem Latein, in Obertertia ein, wurde nach dem erſten Semeſter nach Sekunda und aus dieſer nach drei Semeſtern nach Prima verſetzt, in der ich zwei Semeſter verblieb, ehe ich an der Univerſität die Matrikel erhielt.

Wie ganz verſchieden war die Lehrweiſe und die ganze Einrichtung in dem Dorpater Gymnaſium von dem, was ich in Muralts Schule geſehen und erfahren hatte. Die Lehrer waren auch achtbare, tüchtige Perſönlichkeiten, die Lehrmittel aber äußerſt dürftig und die Lehrweiſe ſo ganz anders. Mir wollte das Ganze lange Zeit nicht behagen und ich konnte mich nur ſehr allmählich an das Neue gewöhnen. Zu den originellſten Perſönlichkeiten des Lehrkörpers gehörten unſtreitig der Lehrer des Lateiniſchen Dr. Malmgren, ein Schwede, der in Upſala Theologie ſtudiert hatte und anfangs auch unſer Religionslehrer war, und die Herren Lange, Lehrer der Mathematik und Phyſik und Valet des Bearres, Lehrer des Franzöſiſchen. Malmgren war ein trefflicher Lehrer des Latein, aber weniger guter Religionslehrer. Ich erinnere mich von ihm folgende Auffaſſung der Nächſtenliebe gehört zu haben: „Es ſteht wohl geſchrieben,“ ſagte der alte Herr, „liebe deine Feinde, aber das iſt zu viel verlangt, die Feinde kann man wohl piſacken.“ — Geſchichte und etwas Geographie lehrte lebendig und feſſelnd Herr Hachfeld, aber eine Karte oder einen Globus habe ich bei dieſem Unterricht nie geſehen und ebenſowenig einen Apparat bei dem Unterricht in der Phyſik. Die Mathematik wurde äußerſt dürftig

und ſchwach betrieben und der Unterricht im Franzöſiſchen und Ruſſiſchen war ſo ungenügend, daß man in beiden Sprachen unmöglich auch nur mittelmäßige Kenntniſſe erwerben konnte. Es lag das aber an der geringen Begabung der Lehrer und an dem abſoluten Mangel an Reſpekt, den wir vor beiden Herren hatten. In ihren Lehrſtunden wurden nur Poſſen getrieben. Mir kam es gar ſehr zuſtatten, daß ich beide Sprachen in Muralts Schule erlernt hatte, wo ſie von ausgezeichneten Lehrern gelehrt wurden, den Herren Dupland und Loustonneau. In Sekunda erteilte ſpäter Dr. Auguſt Carlblom vortrefflichen Unterricht in der Religion und Sokolowsky in der Mathematik. Das Griechiſche und Latein lehrte in Sekunda und Prima der Oberlehrer Girgenſohn, ein Muſter von Lehrer, vor dem wir die größte Achtung hatten und ſie dankbar in uns bewahrten.

Von einem Unterricht im Zeichnen und in der Naturgeſchichte war gar keine Rede; ich vermißte ihn ſchmerzlich, und um nicht ganz bar auszugehen, nahm ich bei einem höchſt originellen alten Manne, Ulprecht, Unterricht im Landſchaftszeichnen. Ulprecht lehrte dieſe Kunſt in der von Frau Hermann geleiteten Erziehungsanſtalt für Mädchen, die ſich im unteren Stockwerke des Gymnaſiums befand, in der Dienſtwohnung Hermanns.

Anfangs aber wohnte ich mit meinem Bruder, der zwei Jahre vor mir die Univerſität bezogen hatte, in einem Dachſtübchen im Hauſe unſerer Großmutter Frau v. Sivers, geb. v. Fiſchbach. Später nahm mich eine Verwandte meines Vaters, die Großmutter meiner Frau, ganz bei ſich auf. Dies war Frau v. Helmerſen-Sawenſee, geb. Baronin Löwenwolde, deren Sohn Peter v. Helmerſen ebenfalls in Dorpat erzogen wurde. Ich blieb im Hauſe meiner Tante bis in die letzte Zeit meiner akademiſchen Studien und verließ es erſt in den letzten zwei Semeſtern, während welcher ich mich zum Kandidatenexamen vorbereitete. Der hochverehrten, kindlich verehrten Frau verdanke ich es, daß ich meine Ausbildung in Dorpat erhalten konnte, denn ich beſaß die Mittel nicht, ohne dieſe Hilfe daſelbſt leben zu können.

Mein Vaterland Livland hatte ich bereits früher kennen und lieben gelernt auf häufigen Sommerreiſen, die wir, die Kinder, mit unſeren

Eltern, damals noch im Wohlstande, nach Liv- und Estland unternahmen. Diese Reisen bleiben mir unvergeßlich, weil ich mich auf ihnen unendlich wohl befand. Wenn wir bei Narva vorüber und auf dem Boden unserer Ostseeprovinzen waren, jubelten wir, und waren ebenso niedergeschlagen, wenn wir wieder in die Tore des großen, freilich prachtvollen und reichen Petersburg einfuhren, in welchem ich für meinen Teil in 70 Jahren nicht habe einheimisch werden können. Ich verdanke der großen Kaiserstadt sehr viel und werde das nie und nimmer vergessen, aber mein Herz ist immer in Livland gewesen.

Während jener Sommerreisen besuchten wir unsere zahlreichen Verwandten: in Heimthal, wo damals mein Großonkel, der Landrat Peter v. Sivers, Euseküll, wo sein Bruder, der Landrat August v. Sivers lebte. In Estland fanden meine Eltern und wir die freundlichste Aufnahme bei dem Besitzer von Ruil, Baron Toll; in Kuckers auf dem Gute seines Sohnes, des Landrats Friedrich Baron Toll; in Maydell bei dem Baron Wrangell und in Möders bei dem Baron Kaulbars, mit dessen Söhnen Hermann und Karl wir schon in Petersburg, wo sie sich aufhielten, bekannt geworden waren.

Die Reisen in Estland brachten uns auch auf Exkursionen an das Meer und an den schönen felsigen Glint, von dem ich mich immer so ungern trennte, weil er so malerisch war und zum Zeichnen aufforderte. Ganz besonders imponierte uns das alte Reval mit seinen malerischen Baudenkmälern aus mittelalterlicher Zeit und seinem schönen Park in Katharinenthal und mit den herrlichen Aussichten vom Dom auf das Meer. Ich besitze noch Zeichnungen, die ich in Euseküll, in Rappin, dem Stammgute der Geschwister Löwenwolde, machte, das ich von Dorpat aus oft besuchte. — So war ich allmählich mit den Zuständen in Livland und Estland bekannt und vertraut geworden und gedenke jener Zeiten mit Dank.

Bald nach meinem Eintritt in das Dorpater Gymnasium und in das Haus meiner Tante v. Helmersen wurde ich in das Haus deren Schwiegereltern, des Landrats Karl v. Liphart eingeführt, der mit seiner sehr zahlreichen Familie in Dorpat lebte. Bisweilen wurden wir auch nach Ratshof (bei Dorpat) zum Besuche der Eltern des Landrats gebracht, wo wir manches schöne Kunstwerk, die Bibliothek und die Familienporträts sahen und in dem prachtvollen Blumenhause

tropiſche und andere Gewächſe bewunderten. Hier lernte ich den Sohn Karl des Landrats v. Liphart kennen, den der Großvater zur Erziehung und Ausbildung zu ſich genommen hatte und von hervorragenden Hauslehrern, einem Schweizer und einem Franzoſen, unterrichten ließ. Es iſt der bekannte und einer der größten Kunſtkenner unſerer und aller Zeiten. Er beſitzt außerdem einen Schatz von gründlichen Kenntniſſen verſchiedener Art, wie ſie ein Mann ſelten aufzuweiſen hat, namentlich in der Anatomie und Phyſiologie, in Sprachenkunde, Literatur. Seine Begabung iſt eine außerordentliche. Seit vielen Jahren lebt er nicht mehr in Dorpat, wo er in ſeinem vom Vater geerbten, mit den ſchönſten Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Werken reich geſchmückten Hauſe die Koryphäen der Lehrer der alma mater um ſich verſammelte. Er lebt ſeit langer Zeit in Florenz, weil er das Klima unſeres Nordens nicht verträgt und weil der italieniſche Himmel ſich über den großen Kunſtwerken der alten Welt wölbt.

Dorpat war und iſt eine Stadt, in welcher die Muſik mit Liebe und Eifer betrieben wird. Wem von uns iſt die Familie der von Krüdener nicht bekannt, die ausgezeichnete Muſiker, Sänger und Violinſpieler unter ihren Gliedern gezählt hat. Zu den Männern dieſer Kunſt gehörte auch der Landrat v. Liphart. Er berief aus dem Auslande ein Quartett von Männern in ſeinen Dienſt, zu denen der Violiniſt David, nachmals Direktor des Konſervatoriums und Schwiegerſohn des Herrn v. Liphart, ferner Cyprian Romberg und der Celliſt Groß gehörten. Zu den Aufführungen dieſes Quartetts, die nicht ſelten zweimal wöchentlich ſtattfanden, wurden kunſtverſtändige Gäſte geladen. Obgleich ich nicht zu dieſen gehörte, ſo hatte ich doch an den Leiſtungen dieſer Virtuoſen den größten Genuß und wurde mit klaſſiſcher Muſik bekannt. Der Muſikunterricht in Muralts Schule hatte meine Stimme und mein Gehör und meine Liebhaberei für Geſang ausgebildet. Ich lernte alle Schönheiten der Muſik kennen und hätte gern gelernt, das Klavier oder die Geige zu ſpielen.

Wenn berühmte Künſtler durch Dorpat reiſten, das damals auf der Poſtſtraße von Deutſchland nach Petersburg nicht zu umgehen war, wurden dieſelben von Herrn v. Liphart eingeladen, und wir hörten deren Spiel und Geſang. So z. B. Bernhard Romberg und deſſen Tochter Schodenlechner, die Milder-Hauptmann und

andere. Dorpat beſaß damals auch einen ausgezeichneten Klavierſpieler in dem Profeſſor der Chirurgie Moyer, der auch bei den Studenten ſehr beliebt war, weil er ſich immer herzlich und freundlich der im Duell Verwundeten annahm, wenn ſie ihn um Hilfe baten. Und zwei begeiſterte und hochbegabte Geſangkomponiſten lebten zu jener Zeit auch in unſerer Muſenſtadt — die Herren v. La Trobe und Weyrauch, von denen der letztere auch Dichter und La Trobe geſchmackvoller Klavierſpieler war. Die von dieſen Männern in Muſik geſetzten Lieder ſind nicht nur in den Oſtſeeprovinzen, ſondern auch in anderen Ländern bekannt geworden und werden auch heute noch in Liv- und Eſtland geſungen. Beiläufig ſei noch erwähnt, daß das herrliche Weyrauchſche Lied: „Nach Oſten geht, nach Oſten der Erde ſtiller Flug“ in Deutſchland für eine Kompoſition von Franz Schubert ausgegeben wurde. Ich habe einmal in Dorpat, in Herrn v. Lipharts Hauſe, dieſes Lied im Beiſein der vortrefflichen Sängerinnen Schweſtern von Lilienfeld, von Weyrauch ſelbſt, ich möchte ſagen, nicht ſingen, ſondern in leiſen Klängen hauchen gehört; aber dieſe Töne waren ſo ſeelenvoll, daß ſie mich tief ergriffen. Weyrauch verließ Dorpat und beſchloß ſein Dichterleben einſam, in Armut und vergeſſen, in Dresden, wo ich ihn einmal beſuchte. Ich ſage verlaſſen, weil ſein Stübchen im Erdgeſchoſſe ſelten von einem Bekannten betreten wurde; für ſeinen Lebensunterhalt ſorgten Freunde in Livland, die ihm für ſeine Lieder dankten. Füge ich noch hinzu, daß damals in Dorpat ſich auch der große Dichter Rußlands, Shukowsky, aufhielt, ſo wird man zugeben müſſen, daß es eine Blütezeit unſerer Stadt war, wie ſie ſpäter keine mehr erlebt hat.

Ich trat im Juni 1820 [1]) in die juriſtiſche Fakultät ein und beſuchte die Vorleſungen der Profeſſoren Lampe (Enzyklopädie und Geſchichte des Rechts) und Dabelow (Römiſches und Deutſches Recht). Zugleich nahm ich in der Zeichenanſtalt Unterricht bei dem Profeſſor Senff, wo ich mit zwei anderen ſeiner Schüler zuſammentraf: mit meinem Onkel Gerhard v. Reutern und mit meinem Vetter, dem Profeſſor des Ruſſiſchen Rechts Alexander v. Reutz. Reutern war Offizier im Gardehuſarenregiment in St. Petersburg geweſen, verlor 1813 in der Schlacht von Leipzig durch eine feindliche Kanonenkugel

[1]) [H. wurde vielmehr erſt Januar 1821 immatrikuliert.]

den rechten Arm und mußte den Dienſt aufgeben. Er war ein guter Zeichner geweſen und fing nach dem Verluſte der rechten Hand an, mit der linken zu zeichnen. Er ließ ſich in Düſſeldorf nieder, bildete ſich daſelbſt zum Maler aus und hat der kaiſerlichen Gemäldeſammlung in der Eremitage und im Jelagin-Palais manches ſchöne Bild geliefert. Durch Shukowskys [1]) Vermittlung und die Protektion der Kaiſerin Eliſabeth erhielt Herr v. Reutern vom Staate die Mittel zu weiterer Ausbildung in der Kunſt. Seine geiſtvollen Gemälde, z. B. das Opfer Iſaaks durch Abraham [2]) und zwei jugendliche Köpfe, ein Page und ein junges Mädchen in mittelalterlicher deutſcher Kleidung ſind ausgezeichnet in Zeichnung, im Ausdruck der Geſichter, in Farbengebung, bei vollendeter Technik und in der detaillierten Ausführung aller Nebendinge. Auch die Porträts, die Herr v. Reutern malte, ſind wohlgelungen und zeigen das Talent eines gewiſſenhaften Künſtlers, der ſeinen Beruf in warmem Herzen trug.

Je länger meine Rechtsſtudien dauerten, deſto weniger fand ich an ihnen Geſchmack, um ſo mehr als der Vortrag jener oben genannten ſehr gelehrten Herren etwas zu trocken war. Dagegen zog mich die Zeichenanſtalt mehr und mehr an und ich verbrachte in ihr faſt täglich einige Stunden und machte ſchnelle Fortſchritte. Schließlich gab ich das Jus ganz auf und beſchloß, mich zum Maler auszubilden. Nachdem ich zwei Jahre lang Landſchaften nach Vorlageblättern und nach der Natur mit der Feder, mit der Rohrfeder, mit dem Pinſel, in Tuſche und mit Deckfarben gezeichnet hatte, hielt Profeſſor Senff mich an, in Öl zu malen. Ich kopierte gute Bilder, die im Beſitze des Bürgermeiſters von Dorpat, Linde, waren.

So gingen die Tage hin, ohne daß ich ernſtliche wiſſenſchaftliche Studien machte. Meine Eltern aber verlangten von mir, ich ſolle die Univerſität nicht verlaſſen, ohne ein Abiturientenexamen zu beſtehen, um mit dem Grade eines Kandidaten oder graduierten Studenten und mit dem entſprechenden Klaſſenrange in den Staatsdienſt zu treten. Dies war um ſo notwendiger, als wir alle, infolge eines Disziplinarfehlers, uns eine offizielle Rüge vom Univerſitätsgericht zugezogen

[1]) Shukowsky verehelichte ſich ſpäter mit der älteſten Tochter Reuterns, Eliſabeth.

[2]) In der kaiſerlichen Eremitage.

hatten, die allen die Univerſität ohne Entlaſſungsexamen verlaſſenden Studenten in das Teſtimonium eingetragen wurde. Dies war eine harte Strafe, die manchem von uns hinderlich wurde, ſofort in einen Dienſt zu treten. In ein durch das Examen erworbenes Kandidaten- oder Doktordiplom wurde jene Rüge nicht eingetragen. Wir hatten ſie uns auf folgende Weiſe zugezogen.

Damals gab es in Dorpat nur drei Korporationen: die Burſchenſchaft, zu der die meiſten von uns gehörten, die Kuronia und die Eſtonia.[1]) Am Anfange jeden Semeſters feierten wir alle gemeinſchaftlich und mit unſeren dazu eingeladenen Profeſſoren den ſogenannten Feſtkommers in harmloſeſter und ſehr fröhlicher Weiſe. Im Auguſt geſchah das gewöhnlich in Quiſtendahl, einem großen Kruge am linken Ufer des Embachs, ſechs Werſt flußaufwärts von Dorpat. Der Weg dahin wurde in Böten und Fuhrwerken zurückgelegt. Da kam aus Petersburg das Verbot an, dieſe Kommerſe zu begehen. Ob man ſie für unſittlich oder ſtaatsgefährlich hielt, weiß ich nicht zu ſagen. Das Verbot erregte großen Unwillen und endlich auch Trotz. — Die Füchſe und Brander wurden, wie immer, um ihre Geldbeiträge zum Kommers angegangen (angequetſcht, wie man ſich ausdrückte), und als der große Tag erſchienen, zog der größte Teil der Studenten nach Quiſtendahl, aber nun nicht in kleinen Gruppen und zu Waſſer, ſondern, des größeren Pompes wegen, in einer unabſehbaren Reihe von Poſtwagen[2]) und Fuhrmannsdroſchken. Dieſem Zuge, der bei der Poſtſtation begann und langſam und feierlich über die ſteinerne Brücke in die Petersburger Vorſtadt ging, ritt ein Trompeter voran. Der Trotz gegen das Verbot wurde mit außerordentlichem Eklat vollführt. Der Kommers erlitt keine Störung, aber am folgenden Tage laſen wir am ſchwarzen Brett eine Aufforderung: es ſolle ſich jeder Teilnehmer an

[1]) Am Rande des Manuſkripts befindet ſich hier ein Fragezeichen, deſſen Bedeutung vorläufig dahingeſtellt bleiben muß. H. v. S. — [Das ? bezieht ſich wohl auf den Zweifel H.s, ob die Eſtonia ſchon beſtand, als er Student wurde (vgl. S. 338). In Wirklichkeit konſtituierte ſie ſich bekanntlich erſt am 8. Sept. 1821. Auffallend iſt es, daß H. mit keinem Worte der Begründung der Livonia gedenkt, zu deren Stiftern ſowohl er und ſein Bruder Paul, als auch ſämtliche weiter unten von ihm genannten „Freunde und Landsleute“ gehörten. Die Red.]

[2]) Auf der Poſtſtation von Dorpat wurden ſchon damals gegen 200 Pferde gehalten.

dem verbotenen Feſte ſchriftlich in der Kanzlei der Univerſität melden. Sofort ſtrömten nicht nur alle Delinquenten zur Namensunterſchrift, ſondern auch manche, die an dem Kommers keinen Teil genommen hatten. Im ganzen ſollen gegen 300 Studenten ſich gemeldet haben. Dorpat hatte deren damals, wenn ich nicht irre, 350 oder 400. Wir wurden alle zu 14 Tagen Karzer verurteilt, und dieſe Strafe wurde nach einem alphabetiſch geordneten Verzeichnis abgeſeſſen und dauerte ſehr lange Zeit, da man nur vier Karzer hatte, von denen jeder nur zwei Inſaſſen aufnehmen konnte. Die alphabetiſche Ordnung wurde jedoch nicht eingehalten, und man geſtattete, daß Freunde mit ſehr verſchiedenen Anfangsbuchſtaben ihres Namens die ſtille Wohnung miteinander bezogen. Ich bezog mit meinem Bruder ein Karzer unter dem Dache des akademiſchen Hauptgebäudes, und unter demſelben Dache erfreuten ſich auch unſere Freunde und Landsleute Gregor v. Sivers, Fritz v. Tranſehe, Carlos Berg, Rudolf Richter, [Alexander] Pezold und [Woldemar] Sielemann zu ſein. Unſer Karzerknecht war bald willig, für uns Nachſchlüſſel machen zu laſſen, mit denen wir Gäſte zu uns einließen und abends die Türen für uns ſelbſt aufſchloſſen, um einen Gang in friſcher Luft durch die Stadt zu machen oder Bekannte und Verwandte auf ein Stündchen zu beſuchen; dabei aber blieb es nicht. Die Langeweile war groß, die Zeit mußte beſſer vertrieben werden. Man kam auf den Gedanken, auf dem Boden des Univerſitätsgebäudes, zwiſchen dem Dachgebälk, ein Theater zu arrangieren. Es wurde die Tochter Pharaonis von Kotzebue einſtudiert und vor einem zahlreichen Publikum aufgeführt, das die erſten Plätze mit einer Flaſche Champagner oder anderem guten Wein, die zweiten und dritten Plätze mit Rum und Zucker und mit kalten Eßwaren bezahlen mußte. Die Kuliſſen hatte ich malen müſſen. Ich ſah ſie ſpäter einmal wieder, als ich mit meinem verehrten Lehrer Profeſſor Moritz v. Engelhardt die Treppe zum Mineralienkabinett hinaufſtieg. Da ſtand eines dieſer ſauberen Kunſtwerke, und zu meiner größten Überraſchung und Demütigung wies Herr v. Engelhardt auf dieſes corpus delicti und fragte mich lächelnd: Kennen Sie das? Ich begriff, daß er von allem wußte. Ich werde ſpäter von Herrn v. Engelhardt viel zu ſagen haben, ſowie von unſerem unvergeßlichen Rektor Guſtav Ewers, ſeinem intimen Freunde.

Ich trat . . . (1821) in die phyſiko-mathematiſche Fakultät und begann Naturwiſſenſchaften zu ſtudieren. Die Phyſik und Phyſik der Erde (Geologie) trug damals der alte Parrot, die Chemie Profeſſor Oſann aus Würzburg, die Mineralogie und Geognoſie Profeſſor Moritz v. Engelhardt, die Botanik Profeſſor Ledebour und in Abweſenheit des Profeſſors der Zoologie, Eſchholtz, auch die Zoologie vor. Die Mathematik lehrte Profeſſor Bartels. Es waren die Mineralogie, die Geognoſie, die Phyſik und Zoologie, die mich beſonders anſprachen, und vor allem die Geognoſie. Herr v. Engelhardt, ein Schüler Werners (in Freiburg), lehrte ſie nach der Schule des Meiſters, aber in anziehender, lebendiger Weiſe. Um uns einen deutlichen Begriff von den Lagerungsverhältniſſen ſedimentärer Geſteine zu geben, hatte er den obenerwähnten Zeichenlehrer Ulprecht veranlaßt, einige Bilder in Leimfarben auf die Leinwand zu malen, welche horizontale und ſteilfallende Kalkſteinſchichten darſtellten. Dieſe kuliſſenartigen Bilder wurden hinter einem Vorhange aufgeſtellt, und dieſer, wenn die Demonſtration beginnen ſollte, gehoben. Wir ſahen die Bilder von Lampenlicht beleuchtet und genoſſen auch hier einen trefflichen Anſchauungsunterricht. Ich begriff ſofort, daß der landſchaftliche Charakter einer Gegend hauptſächlich von dem felſigen Untergrunde abhängen müſſe und das ſogenannte aufgeſchwemmte Land den feſten Grund nur in geringer Mäßigkeit bedecke; — der Fels bildet das Skelett der Erdrinde; der lockere Boden, die Gräſer, der Wald bekleiden das Felsſkelett ähnlich wie die Muskeln, Haut und Haare das Skelett der Menſchen und der Tiere. So ungefähr drückte ich mich damals aus; das Zeichnen von Landſchaften wurde mir um ſo lieber, als ich Kenntniſſe von dem geognoſtiſchen Bau des Bodens, von der Geotektonik, erlangt hatte. (Es ſollte wohl jeder Landſchafter die Geologie und Stratigraphie und jeder Geologe zeichnen lernen.) — Meinem verehrten Lehrer entging das lebhafte Intereſſe nicht, das ich an den von ihm vertretenen Fächern hatte, und er zog mich näher an ſich; ich wurde auch in ſeinen Familienkreis eingeführt.

Oben wurde bereits erwähnt, daß es in Dorpat in der Zeit meines Eintritts in die Univerſität nur drei Korporationen gab: die Kuronia, die Eſtonia und die Burſchenſchaft, von denen die letztere die bei weitem zahlreichſte war. Die meiſten Livländer, manche Eſtländer

und viele Rigenſer gehörten ihr an. Einige Glieder derſelben trugen, nach dem Muſter der Burſchenſchaftler Deutſchlands, ein Wams aus ſchwarzem Samt, einen weißen herabgeſchlagenen Halskragen, langes, auf die Schultern herabfallendes Haar und ein altdeutſches Barett auf dem Haupte. Ich erinnere mich noch, einen Burſchenſchaftler aus Riga in anſchließenden Lederhoſen, hohen Stulpſtiefeln, ſogenannten Kanonen, und mit einem ledernen, mit meſſingnem Kamme und Straußfedern gekrönten Helme geſehen zu haben. Die Stimmung der Träger ſolcher Koſtüme war eine ſentimentale und vielleicht auch ritterliche; aber dieſe Erſcheinungen wollten zu den Dingen nicht paſſen, die uns umgaben. Die ideale Welt, in der viele Burſchenſchaftler lebten, war dem Auslande entlehnt; ſie hatte etwas ſo Unbeſtimmtes, ſo Verſchwommenes, daß ſie vielen von uns nicht zuſagte. Es bildeten ſich ganz von ſelbſt verſchiedene Gruppen in der Korporation. Die Livländer aus Nord- und Oſtlivland bildeten eine dieſer Gruppen, die Eſtländer eine zweite und die Livländer aus dem weſtlichen Teile des Landes (Riga) eine dritte. Ein brüderliches Zuſammenleben aller Glieder der Burſchenſchaft gab es eigentlich gar nicht. Dagegen war der Verkehr innerhalb der Gruppen ein reger und ſehr herzlicher. Unſer Leben war fröhlich, oft etwas wild und lärmend, aber immer harmlos. Die Politik war aus unſeren Unterhaltungen durchaus ausgeſchloſſen. Der Burſch in Dorpat lebte damals einfacher und wolfeiler als heutzutage. In einem Dachſtübchen lebten die Ärmeren von uns allein oder zu zweien, bei ſchmaler Koſt, die ihnen von einer Aufwärterin aus einer höchſt zweifelhaften Garküche zugetragen wurde, und im Winter arbeiteten ſie in ihrem ſchwachgeheizten Stübchen bei dem trüben Scheine eines Talglichtes. Stearin kannte man damals noch gar nicht. Wohlhabendere bewohnten zwei, ſogar drei Zimmer, deren zwei oder drei Inſaſſen beſſere Möbel, anſtändigere Tiſche, ein paar Sofas hatten und bei denen abends zwei Talglichte brannten. Sie ſpeiſten in der Regel in einem Reſtaurant oder auf der akademiſchen Muſſe, dem Studentenklub, den auch die Profeſſoren bisweilen beſuchten, um die Zeitungen und Zeitſchriften zu leſen. Hier konnte man ſich auch mit Karten- und Billardſpiel unterhalten. — Die Reichſten unter uns erhielten jährlich 1500 Rbl. Bko. nach altem Gelde, d. h. 350 Rbl. S. Die Ärmeren lebten von einem Wechſel von 300—500 Rbl. Bko. Auf gute Kleidung

wurde damals freilich nur wenig gegeben. Es gehörte ſogar zum guten Tone, etwas nachläſſig und höchſt einfach gekleidet zu ſein.

Der Fechtboden wurde fleißig beſucht und den Unterricht auf demſelben erteilte, jedoch ſehr unvollkommen, ein franzöſiſcher Kriegsgefangener, der geweſene Küraſſierunteroffizier Dufour, der, wie mancher andere Franzoſe, nach dem großen Befreiungskriege in Rußland geblieben war. Dufour hatte das Deutſche erlernt, war aber immer ſehr erfreut, wenn er mit einem oder dem anderen ſeiner Schüler ſeine Mutterſprache ſprechen konnte. Die Duelle waren damals in Dorpat ſehr häufig und nicht ungefährlich; ein Opfer derſelben wurden während meiner vierjährigen Studienzeit vier Studenten. Die Veranlaſſungen zu dieſen Menſuren waren, wie gewöhnlich, ſehr ungenügend, dagegen aber der Übermut ſehr groß. Die Strafe für die Duellanten war meiſt Feſtungshaft von 1—2 Jahren.

Eine erſte wiſſenſchaftliche Reiſe machte ich im Jahre 1824 im Auguſt und September, als Student, im Auftrage der Dorpater Univerſität und in Geſellſchaft des ebenfalls in Dorpat ſtudierenden, aus Genf gebürtigen Dr. Hermann Heß. Er ſtudierte die Heilkunde, aber hauptſächlich Chemie, und wurde, nachdem er ſich bei Berzelius ausgebildet und ſeine obligatoriſche Dienſtzeit als Arzt in Irkutsk abſolviert hatte, für das Fach der Chemie an die Akademie der Wiſſenſchaften berufen. Die Univerſität beauftragte uns, die abſolute Höhe der Quellen der Wolga und des Dnepr durch ein barometriſches Stationennivellement zu beſtimmen. Zum Ausgangspunkte wurde Dorpat und Pleskau gewählt, deſſen Höhe über dem Peipusſee vorläufig gemeſſen worden war. Die Höhe des Waſſerſpiegels des Peipusſees hatte Struve, gelegentlich der durch Livland hindurchgehenden Gradmeſſung, beſtimmt.

Wir reiſten über Pleskau, Nowgorod, Staraja-Ruſſa und Oſtaſchkow an die Quellen jener Ströme, und führten auch auf dem Rückwege, der in etwas anderer Geſtalt genommen wurde, ein zweites Nivellement, zur Vergleichung mit den Reſultaten des erſten, aus. Auf dieſer Reiſe hatte ich zum erſtenmal Gelegenheit, auch geologiſche Beobachtungen zu machen, die ich übrigens nie veröffentlicht habe.

Das Verhältnis der Korporationen zu dem Rektor der Univerſität und zu dem Konſeil und Gericht der letzteren war ein eigentümliches.

Das Beſtehen der Korporationen war ſtreng verboten, mußte daher geheim gehalten werden; und dennoch wußte darum nicht nur der Vorſtand der alma mater, ſondern auch der Kurator derſelben und alle Welt. Nachdem der General der Infanterie Baron Pahlen-Palms ſein Amt als Kurator der Univerſität niedergelegt hatte, war ihm in dieſem Amte der Fürſt Karl Lieven gefolgt; der Rektor war Profeſſor Dr. Guſtav Ewers; dieſer beſaß, und mit Recht, das volle Vertrauen des Kurators, der, beiläufig geſagt, nicht in Dorpat reſidierte, ſondern in St. Petersburg. Alle Beſchlüſſe, deren Ausführung Ewers und das von ihm geleitete Konſeil der Univerſität für notwendig erachtete, wurden vom Fürſten Lieven zur Kenntnis des Miniſters und Sr. M. des Kaiſers gebracht und beſtätigt. An der Spitze des Miniſteriums der Volksaufklärung ſtand damals der alte Admiral Schyſchkow. So gingen die Tage in ungeſtörter Ruhe dahin, bis eine unliebſame Störung eintrat.[1]) Über die Univerſität Dorpat waren dem Kaiſer Nikolai mehrfach recht nachteilige Gerüchte zu Ohren gekommen."[2])

* * *

Wiewohl Gregor v. Helmerſen faſt die ganze Zeit ſeines über 82 Jahre währenden Lebens († 3. Februar 1885) in St. Petersburg und im Reichsinnern zugebracht hat — (mit einziger Ausnahme ſeiner zwei erſten Kinderjahre, vorübergehender Beſuche während der Kinderzeit, der Studienzeit in Dorpat (1821—25) und der ausländiſchen Reiſen), — ſo ſind doch die Eindrücke, die er während ſeines kurzen Aufenthalts in der Heimat von ihr empfangen hat, nicht nur unauslöſchlich, ſondern auch für ſeine ganze Sinnes- und Denkart beſtimmend

[1]) Wahrſcheinlich iſt hier gemeint, was A. v. Gernet in ſeiner Schrift „Die im Jahre 1802 eröffnete Univerſität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfaſſung" (Reval 1902) S. 55 u. 56 mitteilt. Im September 1824 wurden neue „Vorſchriften für die Studierenden der Univerſität Dorpat" erlaſſen, die ſich durch beſondere Strenge auszeichneten. Vor allem wurde durch dieſe Vorſchriften der Uniformzwang und eine ſtrenge Kontrolle über das Leben der Studenten eingeführt und in den Jahren 1824 und 1825 haben ſich die Landsmannſchaften, infolge Denunziation bei der Univerſitätsobrigkeit, vorübergehend auflöſen müſſen.

[2]) Hier brechen die vorſtehenden, ein halbes Jahr vor dem Lebensende verfaßten ſelbſtbiographiſchen Erinnerungen ab; zu ihrer Fortführung hat ſich wohl keine geeignete Gelegenheit, weder Muße noch Stimmung gefunden.

geblieben, wie das aus den nachſtehenden, vom 15. Juli 1882 datierten Verſen hervorgeht:

Ich lebte lang im Ruſſenland
Und bin in ihm gar wohlbekannt,
Vielleicht auch wohlgelitten.
Doch nimmer ward ein Ruſſe ich,
Ein Deutſcher blieb ich innerlich,
Hab männiglich geſtritten
Für meiner deutſchen Ahnen Ehr,
Für Livlands gute Sache, —
Und ſtand bereit unter Gewehr
Für Glaubenstreu' auf Wache.
So helf mir Gott, der Herre mein,
Bis an mein Lebensende
Ein Deutſcher vollen Bluts zu ſein,
Daß ich mich nimmer wende
Von dem, was meine Väter war'n,
Daß ich nicht werd' ein Wende
Und ſagt der Herr einſt: „Nun genug,
Du Wandrer, leg' dich nieder",
Da ſenkt mich ein im Heimatland,
Da wo mein Herz am wärmſten ſchlug,
In Livlands Boden ſenkt mich ein,
Da wird es gut heimatlich ſein![1])

* * *

Über Gregor v. Helmerſens öffentliche, wiſſenſchaftliche und amtliche Tätigkeit gibt uns eine Schrift A. Köppens „Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Akademikers Gregor v. Helmerſen" („Ruſſiſche Revue" Bd. XII, H. 4) eine gedrängte Überſicht. Das im Text angeführte Verzeichnis von Helmerſens wiſſenſchaftlichen Arbeiten aus den Jahren 1824—74 kann hier Raummangels wegen nicht wiedergegeben werden. Nur folgendes ergötzliche Ereignis mag hier Platz finden:

1861. H. erwirkt die Bewilligung der Mittel zur Anlegung eines arteſiſchen Brunnens im Hofe der an Waſſermangel leidenden „Expedition der Staatspapiere" in St. Petersburg. Nach zwei und ein-

[1]) Es mag nicht unbemerkt bleiben, daß dieſe letzte Verszeile lautes Zeugnis ablegt für des Verfaſſers tiefes künſtleriſches Gefühl, für ſeinen feinen rhythmiſchen Takt. Der Akzentzuſammenſtoß (gut heimatlich) erinnert lebhaft an gewiſſe Stellen des berühmten Gebetliedes des Pero Lope de Ayala (eine der größten Kunſtſchöpfungen aller Zeiten), wovon der kompetenteſte Kunſtkenner der Neuzeit geſagt hat: es ſei in der Tat „das reine Gold". Und zwar iſt jene rhythmiſche Wirkung lediglich aus künſtleriſcher Intuition entſprungen; denn die Geſetze der Rhythmik waren damals noch gänzlich unbekannt; ſie ſind, wie ſie in meinen im Drucke befindlichen „Rhythmik-Studien" dargelegt werden, von mir erſt ſpäter entdeckt worden.

halbjähriger Arbeit wird bei 656 Fuß Tiefe der Granit und reichliches Waſſer erbohrt.[1])

A. Köppen nennt Helmerſen: Rußlands erſten und größten Geologen, auf den jeder Geologe zurückkommen muß; viele ſeiner Arbeiten ſeien zur Grundlage und Richtſchnur aller ſpäteren Unterſuchungen geworden. — Ja, man darf wohl behaupten, daß erſt durch Gregor v. Helmerſen Rußland ſeine Bodenreichtümer kennen gelernt hat. Denn die geologiſche Kenntnis des europäiſchen Teiles des ruſſiſchen Reiches mit Einſchluß des Altaigebietes und die Kenntnis der dortigen Bodenſchätze ſind erſt erſchloſſen worden, ſeit Helmerſen ſich ihrer Erforſchung gewidmet hat; und es darf nicht weniger entſchieden behauptet werden,

---

[1]) Hieran knüpft ſich das folgende ergötzliche Ereignis: Um Mitte der 70er Jahre, da es wieder einmal arge Deutſchenhetze gab, reiſen zwei Deutſche, die Herren X und Y, von St. Petersburg nach Pleskau; in ihrem Coupé ſitzen einige chauviniſtiſche ruſſiſche Beamte und „Literaten“ und ein ruſſiſcher Kaufmann. Als die erſteren in Erörterung der Theſis: alle Deutſchen müßten aus Rußland fortgejagt werden, — ſich behaglich genug getan haben, wirft der Kaufmann ein: „Nein, meine Herren, wir können die Deutſchen nicht miſſen; ſie leiſten Dinge, die ein Ruſſe nie und nimmer fertig brächte. Da gibt es z. B. in St. Petersburg einen Deutſchen, den General Jelſen oder Jemſen — ich habe den Namen nie behalten können — der hat ein Stück losgelaſſen, das ihm kein Ruſſe nachmacht. Der hatte berechnet: in Finnland liege der Granit zutage, in Olonetz liege er auf ſo und ſo viel, in Reval aber auf ſo und ſo viel Fuß Tiefe, alſo ſei zu erwarten, daß er in St. Petersburg nur ſo und ſo tief liege, unter waſſerführender Schicht. Mithin könne man erwarten, daß man in St. Petersburg gutes Waſſer erhalte, wenn man dort bis ſo und ſo viel Fuß Tiefe bohre. Darauf fertigt er einen mühſamen und ſorgfältigen Koſtenanſchlag an und erlangt durch unſägliche Ausdauer von der Krone das Geld zum Brunnenbohren. Aber zufolge verſchiedener Unglücksfälle beim Bohren langt das Geld nicht. Er ſetzt ſeine dienſtliche Zukunft aufs Spiel, indem er um weitere Geldbewilligung petitioniert. Aber die hinzubewilligte Summe langt wieder nicht. Nun knappt er ſich das Brot vom Munde ab und verbohrt ſeinen Gehalt; aber es will immer noch nicht langen. Da bittet er um halbjährige Gehaltvorausbezahlung, die er zum Weiterbohren verwendet. Schon iſt auch dieſes Geld faſt verbohrt und man iſt noch immer nicht zur gewollten Tiefe gelangt; da plötzlich, als man nur noch um 3 Fuß vom Ziel entfernt war, wird eines ſchönen Morgens die Arbeit unterbrochen durch einen rieſigen, turmhoch emporſchießenden Strahl des ſchönſten Waſſers. — Sehen Sie, meine Herren, das kann nur ein Deutſcher; in unſerem unermeßlichen Reiche fänden Sie keinen einzigen Mann, der das fertig brächte. Rußland erlitte unermeßlichen Schaden, wenn man die Deutſchen forttriebe.“ Da ſagt X zu Y: „Iſt das nicht Ihr Onkel, der General v. Helmerſen?“ — Y bejaht es. — „Ja, ja, Helmerſen hieß er,“ — ruft nun der Kaufmann triumphierend aus — „Sie ſehen jetzt, meine Herren, daß ich Ihnen die lautere Wahrheit geſagt habe.“

daß auch alle ſpäteren wirklich wiſſenſchaftlichen Arbeiten auf dieſem Gebiete inſofern auf ihn zurückweiſen, als er es geweſen iſt, dem die Umwandlung des nach Art eines Kadettenkorps militäriſch organiſierten und daher verhältnismäßig unfruchtbaren Berginſtitutes in eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Anſtalt zu danken iſt, — eine Tat von allergrößter ſegensreicher Tragweite.[1])

Überblickt man das ſchier unermeßliche, durch Helmerſen mit Erfolg bearbeitete Gebiet ſeiner Forſchungen, und bedenkt man, wieviel Hingebung, wieviel geduldiger Ausdauer, welchen Scharfblick und welcher Akribie die Löſung einer jeden der Einzelaufgaben erfordert hat, um ihm den Ruhm zu verſchaffen, der Schöpfer der Geologie Rußlands geworden zu ſein, — eine Geſamtheit von Eigenſchaften, die ihn befähigt haben, gleichſam „im Handumdrehen" Probleme zu löſen, zu deren Klarſtellung andere Jahrzehnte bedurft haben (wie z. B. Lahuſen und Struve die Flötzkarte des Tulaer, Kalugaer und Rjäſaner Gebietes, wozu Helmerſen die Grundlinien entworfen hatte, binnen 18 Jahren noch nicht haben fertigſtellen können) — berückſichtigt man alles das, ſo wird man geneigt ſein vorauszuſetzen: Gregor v. Helmerſen ſei einer jener dürren „Gelehrten" geweſen, deren Blickfeld nur einen engumſchriebenen Intereſſenkreis umſpannt hat; und dieſe Vorausſetzung mag auch von manchem geteilt worden ſein, die den Mann nur nach ſeiner äußeren Erſcheinung gekannt haben, nach ſeinem für gewöhnlich ſtramm gemeſſenen und ernſten Weſen — (als ob er, wie man zu ſagen pflegt, mindeſtens zwei Ellen verſchluckt hätte).[2]) Solche Gemeſſenheit des Auftretens hat Helmerſen mit einem jüngeren Zeitgenoſſen gemein gehabt, dem ich an dieſer Stelle ein Gedenkblatt ge-

[1]) Die Angaben der Jubiläums-Feſtſchrift A. Köppens über die wiſſenſchaftliche und amtliche Tätigkeit Gregor v. Helmerſens reichen nur bis zum Jahre 1874, ſind mithin unvollſtändig; denn Helmerſen hat in gewohnter Weiſe raſtlos eifrig und ausdauernd noch weitere zehn Jahre lang, bis zu ſeinem am 3. Februar 1885 erfolgten Tode fortgewirkt. Leider habe ich mir eine ſpezifizierte Liſte der während dieſer letzten zehn Jahre ſeines Lebens ausgeführten Arbeiten nicht verſchaffen können.

[2]) Dieſe, nicht nur Gregor v. H., ſondern allen ſeinen Geſchwiſtern eigene Steifigkeit der Haltung und des Auftretens war keineswegs der Ausdruck von hochmütigem Stolze (morgue); ſie war vielmehr in gegenteiligem Sinne zu deuten. Ganz beſonders auffallend trat dieſe Eigentümlichkeit dann zutage, wenn Befangenheit und „Verlegenheit" ſich geltend machten.

widmet habe (B. M. Bd. 37. 38): mit dem erſten Bürgermeiſter von Hamburg, Guſtav Heinrich Kirchenpauer, der gleich Helmerſen ein Zögling Muralts geweſen iſt und den alle Welt für einen „kühlen, unnahbar vornehmen" Mann gehalten hat, obſchon die „Viviſektion" des Verſchiedenen ergeben hat, daß auch er die überwiegende innere Wärme ſorgſam unter kühler Hülle verſchloſſen hat.

So iſt es denn auch mit Gregor v. Helmerſen geweſen, den äußere Umſtände auf ein Arbeitsgebiet gewieſen haben, das ſeinem Naturell eigentlich nicht entſprach, — ein Arbeitsgebiet, das er aber, da er ſich ihm einmal gewidmet hatte, mit größter Pflichttreue und mit glänzendem Erfolge beackert hat, wiewohl es ihn innerlich nicht vollkommen befriedigen konnte. Davon legen die folgenden, ſich ſelbſt ironiſierenden Verszeilen aus dem Jahre 1838 Zeugnis ab.

Ich habe geſchaffen, gerungen,
In Tageshitze und Nacht,
Ich habe gedichtet, geſungen,
Ich habe Bilder gemacht.
Beim Kampfe und bei Gelagen,
Da hab' ich nimmer gefehlt,
Da hab' ich beim Zechen und Schlagen
Den Mut und den Arm mir geſtählt.
In Wüſten hab' ich gelagert,
In Wäldern und Feldern gelebt,
Hab' hohe Berge beſtiegen,
Mich tief in die Erde verſenkt.
Ich habe verſpielt und gewonnen,
Gehungert und herrlich geſchmauſt,
Doch iſt ſie ſchon lange verronnen,
Die Zeit, wo ich ſo gehauſt.
Jetzt bin ich in Amt und Würden
Geknechtet von Dienſtbudelei,
Und bin ein Gelehrter geworden
Im Fache der Geologie.

Seine „Gelehrten"-Qualität hat Helmerſen gemeint beſpötteln zu dürfen; denn er hat empfunden, daß er ſeiner inneren Naturveranlagung nach nicht zum Gelehrten, ſondern zum Künſtler beſtimmt geweſen. Das hat ſich ſchon ſehr früh gezeigt, wie aus obigen ſelbſtbiographiſchen Erinnerungen zu erſehen iſt. — Wenn nun, nach Verlauf von faſt 60 Jahren, noch immer der warmen Anteilnahme gedacht wird, zu der der junge Student durch die vom Landrat v. Liphart auf ſeinem Gute Ratshof und in ſeinem Dorpater Stadthauſe angeſammelten Kunſtſchätzen angeregt worden war, ſo iſt das nach dem Wahrſpruche „alte Liebe roſtet nicht" ein klares Zeugnis für die Wärme der damaligen jugendlichen Empfindungen; es mögen ſchon damals Regungen ſich geltend gemacht haben, wie ſie fünf Jahre ſpäter, unter dem Eindrucke der Kunſtſchätze der Dresdener Gemäldegalerie, in den nachſtehenden, aus dem September 1830 ſtammenden Verszeilen zum Ausdruck gelangt ſind.

Eins fühl' ich klar und unbeſtreitbar,
Nachdem ich euch geſehn,
Ihr bunten, lebenswarmen Bilder:
Daß ich zum Künſtler bin geboren,
Und daß ein unglückſelig Los
Es mich nicht werden ließ.
So leb' ich nun die unbenutzten Tage
In Unmut und in düſterm Sinn,
Mir ſelber eine Plage.

Vielleicht noch bezeichnender in dieſer Richtung iſt aus einem von Chriſtiania vom 17. Juli 1845 datierten Briefe die folgende kurze Bemerkung: „. . . Hier könnte ich monatelang Landſchaften malen. . . . Ich begreife nicht, wie nicht jeder Norweger Dichter oder Maler geworden iſt; es iſt aber ein Glück, daß ſo eine Natur nicht jeden begeiſtert; wer ſollte wohl dann Brot backen und Häuſer bauen!"

Man geht wohl nicht fehl, wenn man aus dem ſoeben Angeführten ſchließt, daß in dem geiſtigen Leben Helmerſens die warmen Regungen deſſen, was man die Gefühlsſphäre zu nennen pflegt, bei weitem die Oberhand gehabt haben über die aus der Verſtandesſphäre ſtammenden Motive. Und hieraus erklärt ſich auch bei dem Manne, wie auch bei verwandtſchaftlich ihm ſehr naheſtehenden Perſonen, das ſtramm und „vornehm" zurückhaltende Weſen, durch das ſie ausgezeichnet geweſen ſind. Es war bei ihnen eine Art inſtinktiver „Verlegenheit" und Befangenheit, die vorauszufühlen meinte, daß ihr Innenleben kein Verſtändnis finden werde bei der Mehrzahl der Menſchen, die, kühl verſtandesmäßig berechnend, vornehmlich ihren perſönlichen Vorteil im Auge zu haben pflegen.

Die vorſtehende Überſicht über Gregor v. Helmerſens wiſſenſchaftliche Tätigkeit kann nicht wohl abgeſchloſſen werden ohne die Bemerkung, daß der Beginn ſeiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn in eine Zeit fiel, die in zwiefachem Sinne für die Geologie als eine umwälzende, ſozuſagen revolutionäre gelten kann, wodurch ſeine Lehrtätigkeit eigentümlich erſchwert, freilich auch in gewiſſem Sinne belebt worden ſein mag.

Es war die Zeit, da der Prinzipienſtreit zwiſchen den Plutoniſten und den Neptuniſten ſeinem Ende entgegenging; da wohl allgemein empfunden wurde, daß keine der beiden ſich bekämpfenden Parteien beanſpruchen durfte, daß man ihr allein recht gebe; es war die Zeit, da die Petrefaktenkunde ungeahnte Erfolge errang und da Lyells ausgleichende, noch heute gültigen Darlegungen ſich anbahnten. Wie wenig Helmerſen damals geneigt geweſen iſt, für die eine oder die andere der

beiden Parteien einzutreten, wie ſehr er vielmehr ihre Einſeitigkeiten verſpottet hat, zeigen die nachſtehenden Verſe, die, während einer ſeiner uraliſchen Forſchungsreiſen verfaßt, einen launigen Ausgleich des Streites in Ausſicht nehmen.

Geologiſch zu erklären,
Wie die Welt entſtanden iſt,
Ließ ſich mancher ſchon vernehmen
Als berühmter Vulkaniſt.
Andere, im Gegenteile,
Brauchten Naſſes zu dem Zweck;
Und Neptunens Wogen ſchwemmten
Das Geſchmolzene hinweg.

Schwerlich könnt' ich mich entſcheiden
Für Vulkan oder Neptun,
Denn mit keinem von den beiden
Hab' ich gerne was zu tun.
Nur wenn etwa in dem Meere
Statt des Waſſers flöſſe Wein,
Wollt' zur Neptuniſtenlehre
Ich ſchon eh'r geneiget ſein.

Als ſpäter die von Lamarck und K. E. v. Baer aufgebrachte Entwicklungslehre in Darwin (mit deſſen teilweiſe allzu gewagten Folgerungen und Korollarien) ihren populariſierenden Vertreter gefunden hatte und als die materialiſtiſche Schule (Vogt, Häckel uſw.) durch Übertreibung der Lehren Darwins für ihre Metaphyſik Kapital zu ſchlagen ſuchte, indem ſie u. a. behauptete, Darwin habe die Abſtammung des Menſchen vom Affen gelehrt (was bekanntlich Darwin ſelbſt niemals getan hat) — da hat, wie manchen unter uns noch erinnerlich, eine mächtige Erregung die Gelehrten und die Ungelehrten ergriffen, unter letzteren namentlich die Theologen, ob ſolcher Erſchütterung ihrer Weltanſchauung, und unter erſteren die älteren Herren, die (wie namentlich K. E. v. Baer) an ihrer Überzeugung von der „Unveränderlichkeit der Arttypen" feſthalten wollten, — ſie alle wurden durch jene materialiſtiſchen Übertreibungen ins Lager der Anti-Darwinianer getrieben. So auch Helmerſen. Aus jener Zeit (1872) ſtammen ſeine nachſtehenden Verſe:

Sie drängen mich und quälen mich
Mit ihren neuen Lehren,
Und wollen mit Gewalt, daß ich
Zu ihnen ſoll mich kehren.
Ach, laßt mich doch, ich bin zu dumm
Für ſolche kluge Dinge.
Ihr kriegt mich nimmermehr herum,
Auch wenn's zum Galgen ginge.

Glaubt immerhin an Zuchtwahllehr,
An Affendeſzendenzen,
An Spezies-Änderung, kreuz und quer,
Und deren Konſequenzen.
Ich bleibe treu dem alten Wort,
Dem guten alten Glauben,
Und laſſe mir den Lebenshort
Für keine Linſen rauben.

* * *

Aus Gregor v. Helmerſens Künſtlernatur, aus dem Vorwiegen ſeines Gefühlslebens erklärt ſich auch ſein ſozuſagen chriſtlicher Sinn, den gar viele, ohne ſich zu täuſchen, für bar und echt gehalten haben, wiewohl er ſich himmelweit von dem unterſchieden hat, was man gemeiniglich als Chriſtentum auszugeben, zu rühmen und zu bekennen pflegt. Ja, es iſt hundert gegen eins zu wetten, daß jemand, der nicht gewußt hätte, daß Helmerſen jahrzehntelang Kirchenvorſteher der St. Petersburger Katharinengemeinde und in ihr eine der maßgebendſten Perſönlichkeiten geweſen iſt, lange mit ihm hätte umgehen können, ohne auch nur zu ahnen, daß er einen tief frommen, im beſten Sinne des Wortes chriſtlichen Sinn in ſich geborgen hat. Denn ſchwerlich hat jemand aus ſeinem Munde jemals über andere ernſte und redlich geſinnte, aber weſentlich anders denkende Menſchen ein ablehnendes oder gar hartes Wort gehört. Niemals hat Helmerſen auf konfeſſionellen Streit ſich eingelaſſen, niemals hat er mit den von ihm angenommenen Dogmen oder chriſtologiſchen Überzeugungen paradiert; er war eben kein aufdringlicher Bekenner, ſondern im ſtillen war er ein treuer Befolger der chriſtlichen Lebensregeln, die auch von abweichenden dogmatiſchen Überzeugungen anerkannt werden müſſen. Und wenn er auch, wie wir ſehen werden, in ſchweren Augenblicken ſeinen Blick andächtig zu Chriſto erhoben hat, ſo iſt ſolches Gebet ſicherlich nur das ernſte Selbſtgeſpräch des Freien geweſen, der mit ſich ſelbſt vor dem eigenen Forum zu Gericht geht.[1])

Denn bezeichnend für die hohe ſittliche Ausbildung Helmerſens iſt es geweſen, daß er, wenn ihm Mißgeſchick widerfuhr und er ſchweres Leiden über ſich ergehen laſſen mußte, daß er dann in erſter Reihe niemand anderen, als ſich ſelbſt dafür verantwortlich machte, und bei niemand anderem, als bei ſich ſelbſt, Rat und Hilfe geſucht hat. Wie es jeder tun ſollte, hat er in ſolchen Augenblicken zuerſt gefragt: „inwiefern habe ich ſelbſt mein Ungemach herbeigeführt?“ Und — es

[1]) [Hier ſcheint uns der geehrte Herr Verfaſſer den religiöſen Empfindungen G. v. Helmerſens doch nicht ganz gerecht zu werden. Wenigſtens können wir in Verſen, wie z. B. den weiterhin mitgeteilten: „Auf Dich allein, mein Herr und Gott“ uſw. nicht bloß ein „Selbſtgeſpräch des Freien“ erkennen, ſondern gewinnen vielmehr durchaus den Eindruck, daß ſolche Verſe doch nur einem von ſchlichtem frommem Gottesglauben beſeelten Gemüt entfließen konnten. Die Red.]

greife ein jeder an ſein Herz: in ſolchen bitteren Stunden wird ein jeder an ſich Schlacken entdecken, von denen er ſich zu reinigen nun gelobt. — Das iſt die einzige Methode, ſich von Verbitterung frei zu halten — von Verbitterung gegenüber ſeinem Nächſten und von einer Verbitterung, die den grauſam gemaßregelten Pfarrer Schrempf verführt hat, in ſeiner Schrift „Menſchenlos", ſich ſelbſt mit Ödipus, Hiob und Jeſus zu vergleichen; — es iſt die einzige Methode, zu gleichmütigem Ertragen zu gelangen und aus eigener Kraft ſich ſelbſt zu höherer Stufe der Sittlichkeit zu erheben. Freilich iſt warnend zu bemerken, daß Helmerſen in Anwendung dieſer Methode zu weit gegangen zu ſein ſcheint, und daß er dabei, in unverfänglicher Weiſe, in die Irre gegangen iſt. Der durch grauſames Mißgeſchick tief niedergedrückte Mann iſt in den Selbſtvorwürfen offenbar zu weit gegangen: er hat ſich Schuld beigemeſſen, wo — wie wir es heute ſagen können — keine Schuld ihn traf; und die ſchmerzliche Regung ſeines Herzens hat er, ſie gleichſam objektivierend und nach außen projizierend, wie eine außerhalb aufgetauchte Anklage aufgefaßt. Doch ſind das geheimnisvolle Seelenvorgänge, Vorgänge des blinden Gefühles, in die niemand, ſelbſt der Betreffende nicht vollſtändig einzudringen vermag. — Dieſe Bemerkungen mußten vorausgeſchickt werden, damit man die folgenden ergreifenden und gelegentlich zugleich humorvollen Verſe und die in ihnen ſich offenbarende Geſinnung richtig aufzufaſſen vermöge.

(1848)

Fleißige Wirtſchaft, offene Tafel
Iſt an meinem Haupt und Leibe,
Kummer bleicht die dunkeln Haare,
Sorge frißt an meinem Fleiſche.
Armer Tod, wenn du wirſt kommen,
Iſt das Beſte weggenommen.

(1874)

Auf Dich allein, mein Herr und Gott,
Vertraue ich in jeder Not.
Und iſt kein andrer Retter da,
Als Gott der Herr, Hallelujah!
Wenn aller Mut geſunken war,
Da bot'ſt Du Deine Hilfe dar;
Wenn ſchwerer Kummer mich gedrückt,
Hat Deine Liebe mich erquickt.
Wenn ich in Höllenqualen lag,
Verdammnisangſt im Herz,
Da zog Dein Arm mich aus der Glut
Und hob mich himmelwärts.
Auf Dich allein, mein Herr und Gott,
Vertraue ich in aller Not.
Und iſt kein andrer Retter da,
Als Gott der Herr, Hallelujah!

(1876)

Wie manche dunkle Nacht,
Wenn Sturm und Wolken flogen,
Hab einſam ich durchwacht,
Vom Schmerz der Welt durchzogen.

Wie oft hab ich mit Tränen
Den Morgenſtern begrüßt,
Wie ſchmerzlich war mein Sehnen
Nach Friede und nach denen,
Die meine Schuld gebüßt.
Wenn ſtille Mondesnacht
Den Müden Ruh gebracht,
Da irrt' ich ruhelos umher,
Ein ſchwankend Schiff auf hohem Meer.
Und wenn die Sonne ſtieg empor,
Da brannten ihre Strahlen
Ins wunde Herz und ich verlor
Am Tage nicht die Qualen.
Mit Tränen aß ich dann mein Brot
Und ſchafft' mein Werk mit Sorgen,
Und wieder blieb die Sündennot
Vom Abend bis zum Morgen.
Mühſelig, krank, beladen,
So ging ich durch die Welt,
Verfolgt vom Sündenſchaden,
Am Sündenfels zerſchellt.
Da kam in einer ſtillen Nacht
Der Chriſt zu mir herab,
Und trocknete mit Wundermacht
Mir meine Tränen ab.
Wenn nun die Sonne ſinket
Und ſteigt die Nacht herauf,
Da ruhe ich in Frieden,
Und wenn die Sonne ſteiget,
Steh ich in Frieden auf.

Die eigentümliche Miſchung von humorvoller Jovialität mit faſt feierlichem Ernſte, wie ſie in Gregor v. Helmerſens Perſönlichkeit zutage trat, iſt in Worten nicht zu ſchildern; man muß ſie mit eigenen Sinnen erlebt haben, um ihre Wirkung zu erkennen. Helmerſen war eben trotz ſeines für gewöhnlich gravitätiſchen, achtunggebietenden Auftretens, doch kein „Philiſter"; er war in Geſellſchaft der munterſte Kamerad, beim Glaſe Wein voll der heiterſten Einfälle, die um ſo wirkſamer waren, als ſie mit der ernſteſten Miene zum beſten gegeben wurden. — Und wie köſtlich, wie ſeelenvoll waren ſeine Liedervorträge, wenn er bei gutem Humor ſeine herrliche, weiche und klangvolle Tenorſtimme ertönen ließ.

Es mögen aus ſeinen Poeſien noch einige Proben folgen, zum Beweiſe, wie ſehr empfänglich er geweſen iſt für die Reize der Natur; wie ſehr er es verſtanden hat, ihr die Klänge ſeiner eigenen Stimmungen abzulauſchen; wie ſehr ihn Zerrbilder der Kunſt haben leiden gemacht; und wie er auch gelegentlich epigrammatiſchen, ja polemiſchen Regungen zugänglich geweſen iſt, und wie er den Bildungen ſeiner Phantaſie wohlgefällige Form zu verleihen gewußt hat.

Tatarendorf Julutzkaja (im Ural), 20. Juni 1828.

Alles redliche Bemühen,
Aus der Erde Gold zu waſchen
Bleibt vergebens, und wir ziehen
Weiter ſtets mit leeren Taſchen.
Aber ſind wir erſt am Orte,
Wo der Quarz 'mal Eiſen hat,
Dann eröffnet ſich die Pforte
Aus der Vorſtadt in die Stadt.

Guberlenskaja (Ural), 25. Auguſt 1828.

Die Lieb' bleibt keinem Herzen fremd,
Und ſei es noch ſo feſte;
Gott Amor ſchießt durchs gröbſte Hemd,
Wie durch die feinſte Weſte.

Auf der Reiſe, Oktober 1828.

Der Fluren Grün, es mag entſchwinden,
Der Froſt mit Eis die Ströme binden,
Da draußen mag's ſtürmen,
Der Schnee ſich türmen —
In meinem Buſen wohnt die Glut
Und trotzt der Elemente Wut.

In Orenburg, Januar 1829.

Wen's ſchaudern will, ſo durch und durch,
Der höre Muſik in Orenburg.
Aus Cherubini, Spohr und Hummel
Machen ſie hölliſch Diſſonanzengebummel.
Der arme Mozart, Weber, Haydn,
Was müſſen die nicht Schweres erleiden,
Es iſt erbärmlich, wie ſie einen kuranzen
Mit ſchnödem Geklimper und Diſſonanzen.

Berlin, 12. Mai 1830.

Bin fern von ihr geweſen
Weit über Land und Meer,
Und hab' mir eingebildet,
Ich liebte ſie nicht mehr.
Doch wie ich ſie im Traume
Nur einmal wiederſeh',
Da faßt mich ohn' Erbarmen
Das alte Herzensweh.

Töplitz, 21. Oktober 1830.

Tauſend Tage ſind vergangen,
Seit ich ſchied von meinen Lieben,
Seit der Liebſten Roſenwangen
Meinem Aug' entfernt geblieben.
Von der Schwermut zu geneſen,
Die mein Inn'res hielt umfangen,
Hat es ſtets mich hingetrieben,
An der Schöpfung Bruſt zu hangen.
Und ſo bin ich denn gegangen
Durch der Erde bunte Länder,
Durch des Südens Blütenprangen,
Über Nordens Schneegewänder.
Hab' der Menſchen Sinn und Weſen
Still und aufmerkſam geleſen.
Und ich lernte ſie zu lieben;
Ihre Freude wie ihr Bangen,
All ihr Hoffen und Verlangen
Sind mir tief ins Herz geſchrieben;
Und wie alles ſich geſtaltet,
Zu dem Schönen ſich verbindet,
Wie die ew'ge Liebe waltet,
Und die Schöpfung ſie verkündet.
Freude hab' ich viel empfangen,
Weniges nur konnt' mich trüben,
Aber ungeſtillt Verlangen
Iſt in mir zurückgeblieben.

Berlin, 25. Dezember 1830.

Wolkenteilung, blauer Himmel,
Heitrer, warmer Sonnenblick,
Bringt nach dunkeln Regentagen
Wieder frohen Sinn zurück.
So nach trübem Erdenwallen
Fliehet aller Gram und Tod.
Frohe Himmelslieder ſchallen
Durch Azur und Morgenrot.

Kapuzinerpredigt.

Prag 1830 und 1831, zur Zeit der vielen Aufſtände in Weſt und Oſt.

Fragt ihr, woher der tolle Drang
Und alle die Rebellionen?
Es kommt, weil den Leuten das Chriſtentum
Nicht will im Herzen wohnen!
Tun den Nächſten nicht lieben und ehren,
Tun der Obrigkeit den Reſpekt verwehren,
Und die Obern und Fürſten ihrerſeits
Tun auch nicht alle 'was Geſcheits.
Bleiben kleben am alten Schlendrian,
Ziehen das Regieren wie ein Paar Hoſen an.
Aber im Weſten die Franzoſen,
Das ſind erſt die wahren Ohnehoſen,
Halten niemals Ruhe, haben immer zu ändern,
Und ſuchen Krakeel mit allen Ländern.
Dünken ſich frei, weil ſie ihre Burbonen
Übers Meer gejagt, auf der Inſel zu wohnen.
Haben ſich aber ſchlecht beſonnen,
Haben ihr Spiel noch lang nicht gewonnen;
Sind ſchon jetzt ihre eignen Sklaven,
Und wird der Herr ſie mit Schlägen ſtrafen.
Das ſchlimmſte iſt, daß was ſie geſungen,
In allen Ländern hat wiedergeklungen!
Gleich hatten oben, Frankreich zur Rechten,
Die Belgier auch für Freiheit zu fechten.
Der Grund aber war, ſie wollten nur raufen,
Auf fremde Rechnung ſich beſaufen.
Nun gehn ſie aus nach allen vier Winden,
Sich irgendwo einen König zu finden.
Und durch die ruhigen deutſchen Lande
Zog ein wütende Schneiderbande,
Tobend und ſchreiend deſperat:
Auf, Landesfürſten und Magiſtrat.
Und in Italien die Gaſſenjungen
Wären bald über den heiligen Stuhl geſprungen;
Da kamen aber halt die Bajonette
Und brachten den Fluß ins alte Bette.
Endlich im Oſten die Polacken
Erheben rebelliſch ihre Nacken:
Verjagen die Ruſſen, berufen Kammern,
Und raiſonnieren, daß ſie einen jammern,
Aber raufen tun ſie ſich wie die Ritter,
Und keine Müh iſt ihnen zu bitter.
Alles vergebens, es kann nichts nutzen,
Kann nimmer ein Kleiner den Großen trutzen.

Nur Jammer und Elend kommt auf das Land
Durch böſen Verrat und Unverſtand.
Die Peſtilenzen und Kriegesnot
Machen Freund und Feinde zu Tauſenden tot,
Und ſo an allen Enden der Welt
Der Herr ſeine Hand ſchwer auf ſie hält.
Daß endlich des Jammers ein Ende werde,
Laſſet uns beten mit frommer Geberde.

Ein Bildnis. 26. Januar 1831.

Der Seele Tiefen regt es auf,
Und ruft mir eine Zeit zurück,
Voll Wehmut und Entzückens voll;
O daß ſie wiederkäme mir,
Mich zu erwecken von dem Tode,
In dem ich tief begraben liege — —

Leipzig 1831, Herbſt.

Trefflich paßt zu engen Gaſſen,
Schwarzen Häuſern, hohen Giebeln
Egoiſtiſch Tun und Laſſen,
Und profund gelehrtes Grübeln.
Suchſt du Freiheit, ſuchſt du Wahrheit,
Meide dieſe engen Keller.
An der Sonne nur iſt Klarheit,
Da wird Kopf und Herz dir heller.

Die Verlaſſene. Mai 1848.

Als mein Buhle mich hielt in dem treuen Arm,
War ich reich an heiligen Freuden;
Mein Buhle iſt tot, lieber Gott, erbarm'
Dich gnädig über mein Leiden.

*

Und wenn er mich küßte, erglühte die Bruſt,
Vergingen umher alle Dinge.
Seinen Grabſtein zu küſſen iſt jetzt meine Luſt,
Wenn ich Totenkränze ihm bringe.

*

Das Herz iſt geſtorben, die Welt iſt leer,
Mein Auge weint keine Träne mehr.
O lieber Buhle im finſteren Grab,
Nimm mich an deine Seite hinab.

Von der Exiſtenz der vorſtehend mitgeteilten Gedichte hat vor Gregor v. Helmerſens Tode wahrſcheinlich niemand Kenntnis gehabt, mit einziger Ausnahme der jubelnden Verſe: „Wolkenteilung, blauer Himmel“ uſw., die ſich eingeſchaltet finden in einem Hoffnung atmenden Briefe an ſeine Gattin (vom 2. Dezember 1847), deren Leiden damals verheißende Remiſſion zeigten. Sie ſchließen ſich an eine draſtiſche Schilderung des vorangegangenen „Dreckherbſtes“ mit wiederholten Eisgängen, Kommunikationshemmungen uſw., wonach endlich heiteres

Wetter eingetreten war. Die Witterungsänderung ſchien ferneres Glück nach trüben Tagen zu verheißen. — Die beiden folgenden Lieder dagegen ſind von Helmerſen ſelbſt der Öffentlichkeit preisgegeben worden, — das erſtere der beiden offenbar gelegentlich einer Feier im Kommilitonenkreiſe.

St. Petersburg, Mai 1848.

Hohen Mutes leert die Becher,
Lagert ſingend euch hierher,
Wackrer Wein und wackre Zecher
Leben hoch! — Den Rheinwein her!
Laßt ſie um den Rhein ſich ſtreiten,
Wes das linke Ufer werde;
Nur das rechte ſchützt beizeiten,
Denn es iſt der Stolz der Erde.
Markobrunner, Rüdesheimer,
Schloß Johannisberger noch;
Das ſind Trauben, wie ſie keiner,
Als der deutſche Winzer zog.

Gruß

zum 50jährigen Jubiläum der Livonia am 20. September 1872.

Livonia, mein Heimatland,
Sei tauſendmal gegrüßt,
Gegrüßt du rot-grün-weißes Band,
Das meine Bruſt umſchließt.

*

Gegrüßet ſeiſt du, hoher Dom,
Und alma mater, du,
Gegrüßt, du treuer Bruderbund,
Ich trete ſtolz herzu.

*

Wohl hab' ich in der weiten Welt
Gar manche Stadt geſchaut,
Doch keine, die mir ſo gefällt,
Als die man hier gebaut.

Wohl hab' ich in der weiten Welt
Manch' guten Tag erlebt,
Doch keinen, der mir ſo gefällt,
Als den ich heut' erlebt.

*

Gegrüßet ſeiſt du, ſtolze Stadt,
Gegrüßt du, guter Tag,
Und wer ein Herz im Leibe hat,
Sich mit uns freuen mag.

*

Erhebt die vollen Becher hoch
Und leert ſie auf den Grund;
Vivat, crescat, floreat
Dorpats Livonenbund.

* * *

Wir haben nun ſchließlich den Verhältniſſen uns zuzuwenden, die Gregor v. Helmerſen in ſeinem Lebensgange als ſchweres Kreuz belaſtet haben und, wie aus gewiſſen der vorſtehend angeführten Verſe erſichtlich iſt, ihn zur Verzweiflung hätten treiben müſſen, wenn ihm nicht ſein unverbrüchliches Pflichtgefühl und das Mannhafte ſeines ernſten moraliſchen Weſens als Stütze in ſchweren Augenblicken gedient hätten.

Schon eingangs iſt angedeutet worden, daß auf dieſe ſchweren Verhältniſſe nicht tiefer eingegangen werden kann, obwohl ihre nähere

Darlegung mehr als alles andere auf Helmerſens wahrhaft große, lehrhafte Perſönlichkeit das hellſte Licht verbreiten würde. Vorſichtige Zurückhaltung iſt nicht etwa darum geboten, weil unbekannte Tatſachen zu enthüllen wären; vielmehr ſind dieſe Tatſachen recht allgemein ſehr wohl bekannt geweſen; aber ihre Ausdeutung iſt, bei der damals äußerſt mangelhaften Kenntnis pſychopathiſcher Zuſtände, gar verſchiedener Auffaſſung begegnet; und es würde die Überlebenden unter denen, die von jenen Verhältniſſen ſchwer betroffen worden ſind, gleichſam ungebührlich peinlich berühren, wenn jene voneinander abweichenden Auffaſſungen einer eingehenden öffentlichen kritiſchen Diskuſſion unterzogen würden. Indeſſen fragt es ſich aber doch, ob eine ſolche öffentliche Diskuſſion denn wirklich „pietätlos“ und „indiskret“ wäre, wenn ſie lediglich dazu zu dienen hätte, gleichſam verſchleiertes Andenken, verſchleierte Bilder zu vollem Glanze zu enthüllen. Aber eine ſolche öffentliche Diskuſſion wäre nicht wohl möglich ohne Hinzuziehung gewiſſer Briefe Helmerſens, die als privates Eigentum der Hinterbliebenen nicht unbedingt benutzt werden können. Mithin wird die Frage pietätvoller Zurückhaltung noch durch eine gewichtige, eigentümlich verwickelte und zum Teil wohl noch prinzipiell ſtrittige Rechtsfrage kompliziert. — Nur das Folgende darf und muß zur Kenntnis jener äußerſt ſchweren Verhältniſſe angeführt werden.

Die während der erſten Jahre der Ehe ungetrübt glücklichen Beziehungen Helmerſens zu ſeiner reich begabten, höchſt liebenswürdigen und innig geliebten Gattin haben ſpäter gar unliebſame Störung erfahren. — Jeder auf der Höhe der heutigen pſychopathiſchen Kenntniſſe Stehende wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß jene Störung dem Ausbruche und der Entwicklung einer ernſten Geiſteskrankheit zuzuſchreiben war, und zwar einer jener Krankheitsformen, welche die Verſtandesſphäre inſofern unberührt laſſen, als ſie klares Urteil, ja ſophiſtiſch ſcharfſinnige Urteilsoperationen zulaſſen, aber doch zu den abenteuerlichſten, verrückteſten Schlußfolgerungen führen, weil ſie die Kritik, hinſichtlich der vorgefaßten Prämiſſen des Urteilsprozeſſes unmöglich machen. Höchſtwahrſcheinlich hat in dem in Rede ſtehenden Falle eine auf dem Boden hyſteriſcher Zuſtände durch Transformation entſtandene hartnäckige Paranoia vorgelegen, die zeitweilig und abwechſelnd Exacerbationen und Remiſſionen aufgewieſen hat. Damals

aber ist die Kranke, die sich für berufen erklärte, alle Welt zur Geduld zu erziehen und deren abenteuerliche Exzentrizitäten auf ihrer ganzen Umgebung niederdrückend lasteten, damals ist sie sehr allgemein nicht für eine Kranke gehalten worden, sondern für ein geistig gesundes, aber ein äußerst bösartiges und als solches für ein verächtliches, hassenswertes Wesen, und es ist Gregor v. Helmersen als Schwäche und als Unterwürfigkeit angerechnet worden, daß er allen jenen Exzentrizitäten nicht energisch entgegentrat, sondern beharrlich die vollkommen richtige Meinung vertrat: man habe es mit einer schwer Kranken zu tun, die geschont werden müsse. Wohl ganz allein von allen hat er die wahre Sachlage erkannt: daß nämlich das liebenswürdige, gelegentlich immer noch zutage tretende Grundwesen seiner Gattin sozusagen durch eine schwere psychische Überwucherung verdeckt und unkenntlich gemacht werde, und er hat standhaft an der Hoffnung festgehalten, daß es gelingen werde, durch angemessene Behandlung die innig geliebte Kranke von all dem Entstellenden zu befreien.

Wahrhaft rührend würden, wenn sie allgemein zugänglich wären, seine unermüdlichen, liebevollen Zureden wirken, mit denen er solche Heilung zu bewirken suchte. Leider waren die damaligen psycho-therapeutischen Erfahrungen noch nicht auf der heutigen Höhe und er konnte es damals nicht wissen, daß allein durch Zureden nicht geholfen werden könne. Später ist ihm über die wahrhaft wirksamen Mittel zur Heilung bessere Einsicht geworden, und es ist wohl nicht „indiskret", dafür den folgenden Passus aus seinem an die kranke Gattin gerichteten Briefe vom 28. Oktober 1847 anzuführen: „. . . . Ich will Dir zu fernerer Ermutigung eine Geschichte von Dr. J.s Frau erzählen. Sie war vier Jahre lang Braut, während der Bräutigam als Arzt im Kriege war, vergrämte und verzehrte sich durch Angst und Trennung und andere Sorgen und Qual. Endlich verbanden sie sich, bekamen zwei Kinder, aber die Frau war in einen Zustand geraten, *wie der Deinige*: sie war sehr leidend, und das Leiden steigerte sich mehr und mehr. Was tat der Mann? Er sperrte die Frau von allem Umgange ab und redete ihr dringend zu, sich zu entschließen, das Leiden soviel als möglich durch moralische Kraft zu bezwingen, für ihre Kinder zu sorgen, sich selbst nicht so zu beobachten, und die Gedanken dadurch von sich selbst möglichst abzuwenden. Es gelang, freilich unter starker ärztlicher

Hilfe des Mannes, und nun iſt ſie ſeit mehreren Jahren geſund und glücklich. Sei alſo getroſt, meine Herzens G. . . ."

Zu ſolcher privater Iſolierung und paſſenden Behandlung fehlten aber Helmerſen, als ärztlichem Laien, alle Mittel, und es gab damals noch keine jedermann zugängliche eigentliche „Nervenanſtalten". Die damaligen Irrenhäuſer glichen vielmehr barbariſch grauſamen Strafanſtalten, in die niemand eine geliebte Perſon hätte verbringen wollen. Als ſpäter eine ſachkundig geleitete „Nervenanſtalt" aufgetan wurde, hat Helmerſen auf den Gedanken kommen müſſen, die kranke Gattin dorthin unterzubringen, — aber ein damit betrauter naher Angehöriger hat, befangen in der allgemein geteilten Auffaſſung und irregeleitet durch die feine Denkſchärfe der Kranken, davon Abſtand genommen, erklärend: er habe eine geiſtig vollkommen Geſunde vorgefunden, die er zu „iſolieren" ſich nicht getraut habe.

So hat Helmerſen ſich beſtändig, jahrzehntelang, in der äußerſt peinlichen, moraliſch aufreibenden Lage befunden, gegenüber den Zumutungen der exzentriſch Kranken, die er als ſolche, ſo gut er es verſtand, liebevoll und zärtlich behandelte, und gegenüber denen, die unmißverſtändlich ihn ſchwachherziger Nachgiebigkeit ziehen. Alles andere aber als Schwachherzigkeit iſt es geweſen, was den ſchwergeprüften Mann vermocht hat, in der entſetzlich ſchweren, menſchliches Vermögen faſt überſteigenden Lage ungebrochen auszuharren. Was ihm dabei immer wieder als Stütze und zur Aufrichtung gedient hat, geht wohl aus den hier vorangeſchickten, ſpärlichen Andeutungen hervor. Kaum jemand außer ihm hätte es vermocht, unter dieſen Gemütsqualen, viele Jahrzehnte hindurch, bis zu Ende auszuharren, ohne verzweifelnd zuſammenzubrechen.

Wenn die pſycho-therapeutiſche Wiſſenſchaft und Kunſt ſchon damals auf ihrer heutigen Höhe ſich befunden hätte und ſchon damals, wie heute, mehr Gemeingut der Gebildeten geweſen wäre, — dann hätten manche ſchwere Mißverſtändniſſe und in ihrem Gefolge ſchwere Leiden vermieden werden können, denen zufolge Gregor v. Helmerſen als gedrückter Dulder erſchienen iſt, während er tatſächlich als ſiegreicher Überwinder, als leuchtendes Vorbild zu gelten hat.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.